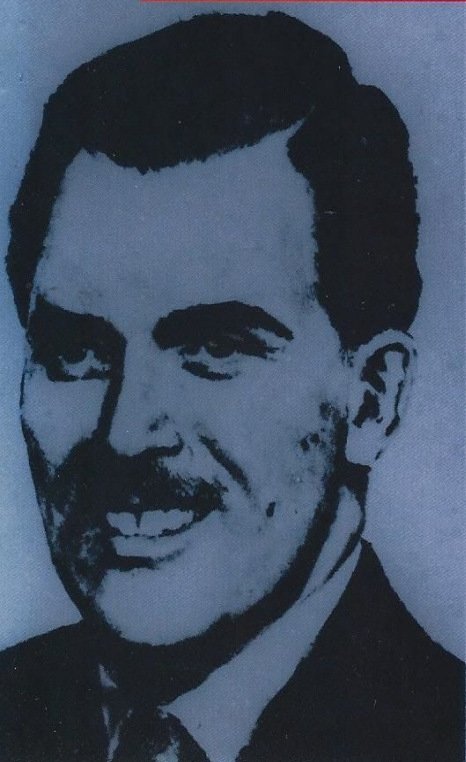


Ulrich Völklein



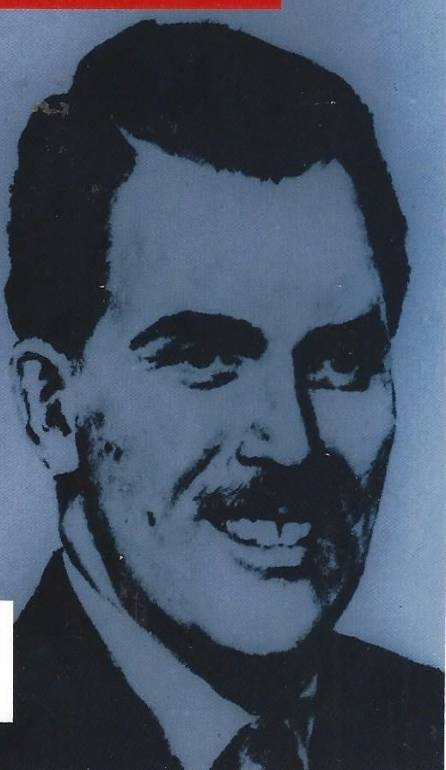
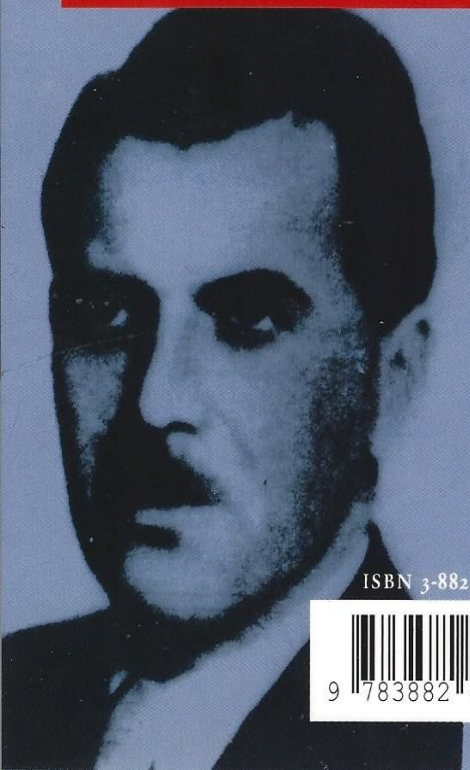
Josef Mengele –
Der Arzt von Auschwitz



STEIDL



Ein gebildeter Mensch. Doktor der Philosophie und Doktor der Medizin. KZ-Arzt und Sadist. Geigenspieler und Verseschmied. Ein Zyniker und Menschenfeind. Der »schöne Satan«, der »Teufel von Auschwitz«. So beschreiben die Überlebenden des größten Vernichtungslagers ihren Peiniger Josef Mengele.



ISBN 3-88243-685-9



9 783882 436853

Josef Mengele (1912–1979) ist längst zu einer Chiffre, einem Symbol geworden. Der Name steht für tausend-, ja zehntausendfachen Mord in Auschwitz – und er steht für die erfolgreiche Flucht vor der Verantwortung, vor den Gerichten, vor den Fragen der Überlebenden, der Hinterbliebenen. Denn die Chiffre »Josef Mengele« hat lange den Blick auf den Menschen dahinter versperrt.

Wer war dieser Josef Mengele, der in Auschwitz Menschenversuche mit Zwillingen und Kleinwüchsigen anstellte, der menschliche Deformationen sammelte wie andere Schmetterlinge oder Antiquitäten, der im Blutausch gewütet, der Zehntausende lächelnd und pfeifend ins Gas geschickt haben soll? Ist er der gleiche Mensch, der in Auschwitz »Vater der Zigeuner« hieß, der unweit der Gaskammern Kinderbaracken einrichten ließ und dort auf besondere Ernährung achtete?

Ulrich Völklein hat erstmals für eine umfangreiche Biographie viele tausend Seiten von Vernehmungsprotokollen, hat die erhaltenen Briefe, Tagebücher und Aufzeichnungen Josef Mengeles ausgewertet und versucht eine Antwort auf die

Fragen: Wer war Josef Mengele? Wie wurde der unauffällige Sohn eines bayerisch-schwäbischen Landmaschinenfabrikanten zum Symbol für nationalsozialistische Medizinverbrechen? Wie konnte er sich mehr als drei Jahrzehnte den Gerichten und Geheimdiensten entziehen?

Ulrich Völklein, geboren 1949, Studium der Geschichte, danach Journalist, war politischer Redakteur bei der Zeit, Ressortleiter Politik und verantwortlicher Redakteur für Zeitgeschichte beim Stern. Heute arbeitet er als freier Autor. Im Steidl Verlag sind von Ulrich Völklein erschienen: *Ein Tag im April* und *Hitlers Tod*.

Ulrich Völklein

Josef Mengele

Der Arzt von Auschwitz

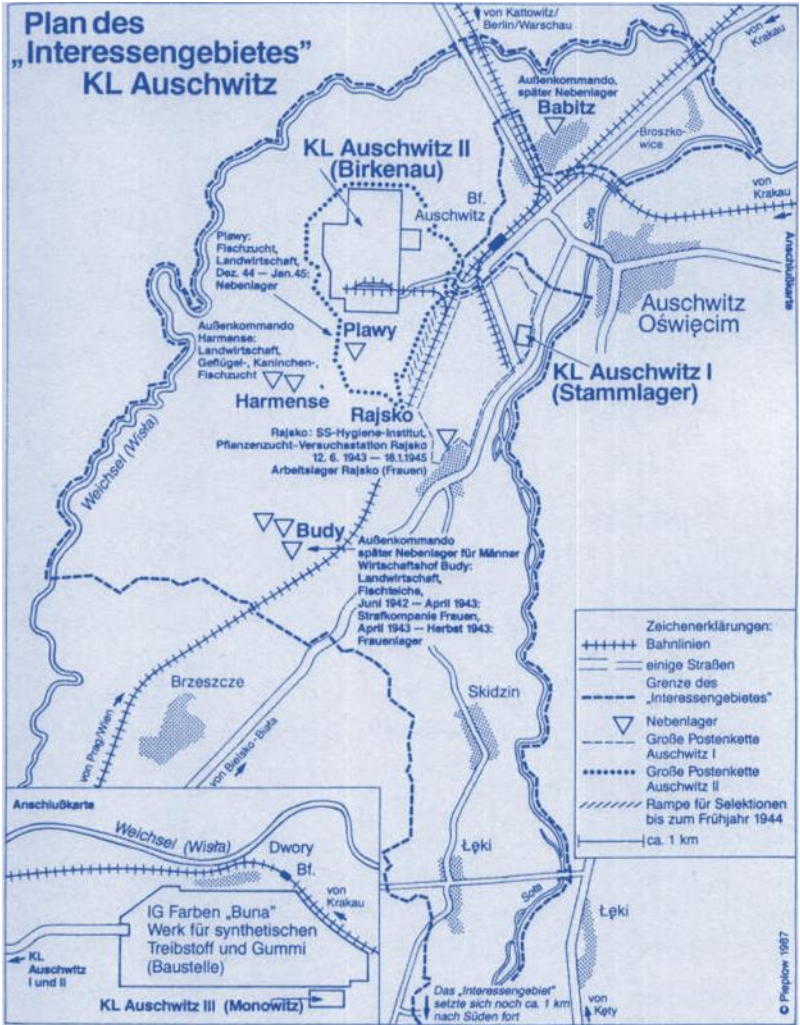
Steidl

1. Auflage 1999
© Copyright: Steidl Verlag, Göttingen 1999
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Gerhard Steidl
Satz, Druck, Bindung:
Steidl, Düstere Strasse 4, D-37073 Göttingen
Printed in Germany
3-88243-685-9

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung: Der Todesarzt.....	9
Kindheit und Jugend.....	33
Das Studium	53
Der Weg nach Auschwitz	70
Das Vernichtungslager	93
Das «Zigeunerlager»	111
Die «Selektionen»	126
Zwillinge und Zwerge	144
Medizin-Verbrechen.....	158
Der Abgrund	175
Die Flucht aus Auschwitz	187
Untergetaucht in Oberbayern	200
Auf dem «Rattenweg» nach Südamerika	225
Ruhige Jahre in Buenos Aires	236
Brasilianische Verstecke.....	263
Abschiede	288
Der letzte Tag	301
Anmerkungen	313
Literaturverzeichnis	330



Vorwort

Dieses Buch wäre ohne Auswertung der umfangreichen Ermittlungs- und Fahndungsakten der deutschen Justiz gegen Josef Mengele nicht möglich gewesen. Das hessische Justizministerium hat mir freundlicherweise den Zugang geöffnet. Danken möchte ich daher dem Frankfurter Oberstaatsanwalt Hans Eberhard Klein und den Beamten des Hessischen Landeskriminalamtes, Dieter Liebold und Franz Schöning, ohne deren verständnisvolle Hilfe ich die nach Dutzenden zählenden Bände nicht hätte bewältigen können.

Zu danken habe ich auch den Zeitschriften *Bunte* und *Stern*, die mir gestattet haben, das gleichfalls Tausende Seiten zählende handschriftliche Material auszuwerten, das Mengele hinterlassen hat. Seine Aufzeichnungen, Briefe und Tagebücher sind von Mitarbeitern beider Redaktionen nach dem Auffinden seiner Leiche 1985 sichergestellt worden und wurden der Frankfurter Staatsanwaltschaft für deren Ermittlungen gegen Josef Mengele und dessen Helfer übergeben.

Familienangehörige und Freunde Josef Mengeles dagegen stellten sich mir für eingehendere Gespräche nicht zur Verfügung. Sie verwiesen auf frühere Erklärungen, denen sie nichts hinzuzufügen hätten. Oder sie nahmen ein Recht auf Privatheit in Anspruch, das sie jedem zeitgeschichtlichen Erkenntnisinteresse überordneten. Dennoch war es möglich, aus den verschiedenen Quellenbeständen, die ich heranziehen konnte, die Familiengeschichte und den Lebensweg Mengeles zuverlässig zu rekonstruieren.

Zur Zitiertechnik in diesem Buch weise ich darauf hin, dass ich die Lektüre nicht durch einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat und eine Fülle von Fussnoten über die Massen erschweren möchte. Jedes Dokument, das ich erwähne oder auf das ich mich beziehe, wird lediglich einmal durch eine Fussnote in seiner Herkunft vollständig vorgestellt. Es ist dann mit den im weiteren Verlauf des Buches angegebenen Signaturen und Seitenzahlen problemlos zu erschliessen.

Namentlich erwähnt werden in diesem Buch Personen der Zeitgeschichte oder Beteiligte, die bereits an anderer Stelle öffentlich benannt worden sind.

Zeit- oder Tatzeugen, bei denen davon aus gegangen werden kann, dass sie ein berechtigtes Interesse daran haben, anonym zu bleiben, werden aus Gründen des Datenschutzes lediglich durch Initialen oder Umschreibungen eingeführt.

Auf Veröffentlichungen über Mengele und über die Fahndung nach ihm weise ich nur hin, wenn es mir für das Verständnis meiner Darstellung sinnvoll erscheint oder wenn grobe Fehler richtigzustellen sind. Das Verzeichnis am Ende des Buches gibt einen Überblick über die von mir verwendete Literatur.

Einleitung: Der Todesarzt

Ein gebildeter Mensch. Doktor der Philosophie und Doktor der Medizin. Ein KZ-Arzt und Sadist. Geigenspieler und Verseschmied. Ein Zyniker und Menschenfeind. Der «schöne Satan», der «Teufel von Auschwitz». So beschreiben die Überlebenden des grössten Vernichtungslagers der Nazis ihren Peiniger Josef Mengele.

Der deutschen Justiz, die diesen Mann seit dem Februar 1959 weltweit suchte und für seine Ergreifung mit einer Million Mark die höchste jemals in Deutschland ausgesetzte Belohnung in Aussicht gestellt hatte, galt er als vieltausendfacher Mörder, der im vollen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten aus rassistischer Überzeugung zum gewissenlosen Verbrecher wurde. Ihm wurde zur Last gelegt, «aus Freude am Töten und aus Überheblichkeit gegenüber Juden, Polen, Zigeunern und anderen, von ihm als minderwertig angesehenen Bevölkerungsgruppen, teils auf sadistische und bestialische Art und Weise aus rassischen Gründen Deportierte und Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz getötet zu haben».¹

Josef Mengele, der Arzt von Auschwitz, der sich der Verantwortung für sein Tun bis zu seinem Tod im Februar 1979 in Brasilien entzog, ist zur Chiffre für nationalsozialistischen Rassenwahn und Vernichtungswillen geworden. Dennoch gibt es bis heute keine überzeugende Antwort auf die Frage: Wer war Josef Mengele? Wie konnte er, ein unauffälliger junger Mann, ein vielversprechender Mediziner und Anthropologe, zum Massenmörder werden? Wessen ist er im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau zweifelsfrei schuldig geworden? Wo hat er sich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg vor Polizei und Justiz versteckt? Und was trieb ihn für den Rest seiner Jahre um?

Seine äusseren Lebensdaten helfen da nicht weiter. Nicht jeder, der in seiner Kindheit damals Gruppenführer eines deutschnationalen Jugendbundes war oder sich nach dem Medizinstudium des beruflichen Aufstiegs wegen und vielleicht auch aus politischer Überzeugung der NSDAP und der SS angeschlossen hatte, endete deshalb als Wachmann oder Todesdokter in einem KZ.

Tatsächlich deutete bis zum 30. Mai 1943, bis zu Mengeles Versetzung als Lagerarzt nach Auschwitz, nichts in seinem Leben darauf hin, dass er sich dort zum Monster, zum Teufel in Menschengestalt auswachsen würde.

Nach dem Krieg ist Mengele untergetaucht. Zunächst auf einem Bauernhof im bayerischen Voralpenland. Dann mit Hilfe eines Nazi-Netzes in Argentinien, Paraguay, Brasilien. Er wurde von seiner Familie, von Freunden und von alten Kameraden unterstützt, getarnt und versteckt. Jahrzehntlang beklagte er bitter sein Leid als politisch Verfolgter: «Für mich gibt es keine Richter, nur Rächer.»

Erst durch die Auswertung der umfangreichen Ermittlungs- und Fahndungsakten der deutschen Justiz, der Bestände des Bundesarchivs und der Erkenntnisse der israelischen Polizei sowie der persönlichen Aufzeichnungen Josef Mengeles lassen sich jetzt der Täter und seine Taten zuverlässig beschreiben. Erst zwanzig Jahre nach seinem Tod ist es möglich, Herkunft und Persönlichkeit, Verhalten, Reflexionen und Selbstbespiegelungen dieses Menschen nachzuzeichnen.

Dies ist die Biografie eines Täters und gleichzeitig die Geschichte eines Produktes seiner Zeit. Der eine lässt sich ohne die andere nicht verstehen. Dieses Buch ist das Protokoll unvorstellbarer Gräueltaten und schrecklichster Verbrechen an einem Ort, den selbst die Täter als «anus mundi», als Hort der Finsternis, fürchteten. Damit ist es dem Gedächtnis der Opfer gewidmet, die diesen Tätern ausgeliefert waren – Tätern, die sich nicht als Verbrecher empfanden, sondern als ganz gewöhnliche Deutsche, die auch im Vernichtungslager nichts anderes als ihre Pflicht zu tun meinten.

Dieses Buch ist also die Geschichte eines Mannes und seiner sittlichen Bindungslosigkeit, die keineswegs einzigartig ist und daher zeigt, wozu Menschen unter bestimmten Umständen fähig waren und fähig sind. Am Ende bleibt der Blick in einen Abgrund der menschlichen Seele. Es bleibt das Entsetzen, welche Kraft des Bösen in Josef Mengele zum Ausbruch kam und vielleicht in jedem Menschen steckt, der sich von Mass und Moral befreit.

Keiner der mehreren hundert SS-Ärzte in den Konzentrationslagern hat die Überlebenden so sehr verfolgt und auch die Nachgeborenen so beschäftigt

wie Josef Mengele. In den Schreckensberichten seiner Opfer bleibt er für immer lebendig: seine Masslosigkeit, sein Zynismus, seine Kälte, seine Besessenheit, seine Brutalität. Aber eben auch: seine Eitelkeit, seine Kultiviertheit, sein gepflegtes Auftreten – Eigenheiten und Eigenarten, die in Auschwitz so unwirklich schienen und sich daher umso tiefer in die Erinnerung der Gefangenen einbrannten, so wie Mengeles gelegentliche Fürsorge und die seltenen Fälle einer schreckhaften Wahrnehmung seiner eigenen Person im Vernichtungslager.

Aus den vielen Aussagen, die über ein Vierteljahrhundert von den Frankfurter Ermittlern gegen Josef Mengele zusammengetragen wurden und für dieses Buch ausgewertet werden konnten, fügt sich nur auf den ersten Blick das flache Porträt eines Monsters, einer Bestie. Sehr schnell gewinnt das Bild bei genauerem Zusehen an Schattierungen, Kontrasten und Tiefe. Es entsteht aus den mitunter widersprüchlichen Zeugnissen das Mosaik eines zerrissenen Menschen. Was den Betrachter anwidert, seinen Ekel erregt, ihm so gänzlich unbegreifbar scheint, erschliesst sich nur langsam. Nichts davon ist banal. Das meiste ist böse. Aber alles wohnt zutiefst dem Menschen, fast möchte man sagen: jedem Menschen, inne. Und dies ist der Schrecken, der bleibt.

Im November 1984 trafen sich Joseph Neumann und Alexander Kirsch in Chicago. Joseph Neumann, 1916 in Polen geboren und in Auschwitz-Birkenau zeitweilig als Leiter des Leichenkommandos im Männerlager verantwortlich für die Ablieferung der Toten an den Massengräbern, den Scheiterhaufen oder in den Krematorien, wollte seine Erinnerungen für die Nachwelt erhalten wissen. Er gab sie Alexander Kirsch in deutscher Sprache zu Protokoll.²

Diese Aussage sei ausführlich wiedergegeben, weil sie glaubwürdig beschreibt, dass Mengele kein Monstrum war, als er in Auschwitz eintraf. Ganz offenkundig war er nicht vorbereitet worden auf das, was er dort zu sehen und zu tun bekommen würde. Es hat den Anschein, als habe ihn die Wirklichkeit des Vernichtungslagers zunächst geradezu gelähmt: «Dr. Mengele sah ich zum ersten Mal im Mai 1943, als er als junger Arzt nach Auschwitz-Birkenau kam. Er sah sehr gut [aus], elegant [,] etwa dreissig Jahre alt. Die

erste Episode mit Mengele. Ich ging ins Lager, ohne Jacke und ohne Juden-Abzeichen, ging in sein Bureau in der Krankenstube, um die Totenscheine in die Schreibstube zu übergeben. Dr. Mengele sollte als Lagerarzt alle Totenscheine unterschreiben. In dieser Zeit waren sehr viele Tote, die erschossen, erschlagen [wurden] oder Selbstmord begingen. Die ersten drei oder vier Tage hatte Dr. Mengele die Totenscheine, welche jeden Tag waren zweihundert oder mehr und lagen auf seinem Tisch, nicht unterschrieben. Man hat immer noch gewartet, dass er unterschreiben soll, es waren schon mehr als tausend Totenscheine auf seinem Tisch. Als Dr. Mengele sah jeden Tag mehr Totenmeldungen, die zu ihm kamen, fragte er den Krankenbauschreiber in der Kanzlei: Was ist los hier? Warum sind jeden Tag so viele Tote? Wie kommt es, dass so viele Tote da sind? Jeder Totenschein war von den Blockschreibern beschrieben[^] verstorben auf Herzschwäche bei Durchfall. Der Schreiber Lajos Zallmann [...] sagte zu Dr. Mengele: Ich weiss nicht die Ursache, und Mengele soll besser mich fragen. Dr. Mengele [rief] mich in seine Kanzlei und fragte mich: Wo sind die Leichen? Ich antwortete: In der Leichenkammer. Er wollte die Leichen selbst sehen. Er ging mit mir in die Leichenkammer und schaute die Leichen an und sah, dass die Körper der Leichen blau und zerschlagen sind. Er fragte mich: Wer hat diese Leichen totgeschlagen? Wissen Sie, wie diese Leichen verstorben sind? Ich weiss nicht, habe ich geantwortet, falls ich die wahre Ursache sage, werde ich auch bald eine Leiche sein.»

Mengele fragte also den Oberpfleger, der von den Gefangenen *Tatus* gerufen wurde: «Was ist die Ursache, dass die Leichen blau und zerschlagen sind? Er antwortete Dr. Mengele, dass viele Leichen beim Kommando und von den Kapos³ erschlagen wurden. Dr. Mengele hiess alle Kapos, ungefähr hundert bis zweihundert, auf einem Platz antreten. [...] Er gab ihnen den Befehl, dass die Kapos nicht mehr das Recht haben, die Häftlinge zu erschlagen.»

Joseph Neumann berichtet, wie erleichtert die Gefangenen waren: «Wir alle dachten, dass ab heute, [wo wir nun] Dr. Mengele als Lagerarzt haben, sich die Situation der Häftlinge bessert.» Doch Mengele wurde nach Berlin gerufen: «Und nach drei Tagen kam er zurück nach Birkenau, wo er in Berlin seine Befehle und Instruktionen erhalten hat. Als er zurückkam, ging die Höl-

le los. Die Kapos haben den Befehl bekommen [...], die Juden weiter wie früher zu behandeln, das heisst zu erschlagen. Auschwitz-Birkenau war ein Totenlager, vom Tor kommt man hinein, und durch den Kamin kam der Häftling mit dem Rauch hinaus.»

Dass Josef Mengele sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Auschwitz bemühte, die Haftbedingungen im Zigeunerlager zu verbessern, wurde von verschiedenen Überlebenden bestätigt. Adam S. schilderte der Frankfurter Staatsanwaltschaft 1959, wie er dort dem Lagerarzt Josef Mengele «fast jeden Tag» begegnete.⁴ Die Erinnerung an ihn ist nicht belastet: «Bei den [...] Selektionen habe ich den Dr. Mengele nie gesehen. [...] Dr. Mengele war bei uns sehr beliebt, weil er sich für die Zigeuner besonders einsetzte. Gerade für die Kinder hat er sehr gesorgt, vor allem, dass sie regelmässig und ausreichend zu essen bekamen. Als er in das Zigeunerlager kam, wurden die Verhältnisse schlagartig besser. In diesem Zusammenhang möchte ich erwähnen, dass wir sogar auf seine Anweisung unsere Haare wieder wachsen lassen durften. Ich habe des Öfteren erlebt, dass Dr. Mengele helfend eingriff, wenn ein Zigeuner verprügelt werden sollte. Er hat sich auch darum gekümmert, dass wir Sport wie zum Beispiel Fussball treiben durften.»

Ähnliches berichtete Josef K. den Frankfurter Staatsanwälten. Er war, wie auch Adam S., Soldat in der Wehrmacht gewesen, bevor er als Zigeuner «wegen Wehrunwürdigkeit» entlassen und mit seiner Familie im März 1943 nach Auschwitz deportiert wurde. «Dr. Mengele setzte die Besserstellung der Verpflegung im Zigeunerlager fort und sorgte vor allem dafür, dass auch die Erwachsenen bessere Verpflegung erhielten. Dr. Mengele war im Zigeunerlager allgemein beliebt, und jeder konnte mit seinen Anliegen zu ihm kommen. Mir sind zu dieser Zeit keinerlei Verbrechen, die durch ihn begangen wurden, zu Ohren gekommen. [...] Abschliessend möchte ich nochmals betonen, dass sich Dr. Mengele uns Zigeunern gegenüber immer anständig verhalten hat und sogar dafür sorgte, dass ein besonderer Block für die Waisenkinder eingerichtet wurde.»⁵

Die Zeugen, die von solchen Eingriffen Mengeles zu Gunsten von Häftlingen berichten, sind freilich deutlich in der Minderzahl. Sein Verhalten scheint

sehr von seinen wechselhaften Stimmungen abhängig gewesen zu sein. Grundsätzlich galt, dass er sich als «überzeugter Nationalsozialist und Antisemit» der Vernichtung des Judentums in besonderer Weise verpflichtet fühlte. Diese Einstellung Mengeles beschrieb der 1947 vom Krakauer Volksgerichtshof mangels Beweises freigesprochene KZ-Arzt Hans Münch⁶. Mengele «hob sich von seinen SS-Kameraden, soweit dies Ärzte waren, durchaus ab», versicherte Münch.⁷ Es habe sich bei ihm «nicht um einen Opportunisten und Karrieristen» gehandelt, vielmehr war Mengele «vollkommen davon überzeugt, dass die Juden vernichtet werden müssten». Dies habe er «mit zahlreichen Beispielen aus der Geschichte» belegt, wobei deutlich geworden sei, dass er auch «von der schicksalhaften Sendung» Hitlers «vollkommen überzeugt» war.

Zu den Selektionen, die an den Eisenbahnrampen in Auschwitz und Birkenau von den SS-Ärzten durch Fingerzeig oder Stockschläge erledigt wurden und über Leben und Tod der in Güterzügen antransportierten Juden entschieden, «bekannte er sich vorbehaltlos. Nach seiner Überzeugung waren diese Selektionen notwendig und geboten.» Mengele habe dabei argumentiert, berichtete Münch, dass die ärztliche Tätigkeit «auf jedem Verbandsplatz der Front vergleichsweise eine viel inhumanere Form der Selektion darstelle», denn «die Selektion im Lager erfolge nach konsequent beachteten, feststehenden Kriterien», die es so auf den Verbandsplätzen nicht gebe. Und «im Übrigen würden die Juden nach dem Endsieg ohnehin alle vernichtet werden müssen». Auschwitz bedeute, so betrachtet, «nur eine Art Vorselektion».

Mengele habe «mit keiner Silbe irgendwie zum Ausdruck gebracht, dass er sich sozusagen in eine Situation gestellt sehe, die ihn gegen seine eigene Überzeugung dazu zwingen würde, diese Selektionen vorzunehmen», sagte Münch. Mengele habe sich mit dieser Aufgabe identifiziert und keinerlei Verständnis dafür aufgebracht, wenn selbst «im kameradschaftlichen Gespräch unter vier Augen irgendwelche Bedenken, wie ich sie ihm gegenüber im Gespräch tatsächlich geäußert habe», vorgetragen wurden. Nach Mengeles Auffassung «hatte man als SS-Angehöriger dieses Vorgehen zu verstehen und sich demgemäss zu verhalten». Zwar habe Mengele durchblicken lassen,

dass er Kritik an diesen Massnahmen von Menschen verstehen könne, die der SS nicht angehörten. Aber den eigentlichen Auftrag der SS habe er darin gesehen, «dass hier eine harte und konsequente Haltung beibehalten» werde: «In diesem Zusammenhang argumentierte Mengele mit dem Begriff des SS-Ordens.»

Von dieser Einstellung wich Mengele offenbar bis zur Räumung von Auschwitz Mitte Januar 1945 nicht mehr ab. Mengele sei einer der wenigen gewesen, «die hierbei sozusagen einen kühlen, klaren Kopf behielten», berichtete Münch. Er habe sich an der Zerstörung der Krematorien und an der Vernichtung belastender Dokumente persönlich beteiligt. «Ich kann mich erinnern, selbst gehört zu haben, wie er äusserte, dass die Krematorien und die Unterlagen vernichtet werden müssten.» Ausserdem habe sich Mengele dafür ausgesprochen, dass «möglichst wenig Häftlinge abtransportiert werden» – sprich: als Zeugen überleben sollten.

Später ergänzte Münch seine Aussage hinsichtlich der Motive Mengeles.⁸ In verschiedenen Gesprächen in Münchs Dienststelle habe «Mengele zum Ausdruck gebracht, dass er sich mit dem nationalsozialistischen Judenvernichtungsprogramm voll identifizierte». Deshalb habe es «für ihn persönlich kein Problem» dargestellt, an der Rampe zu selektieren. Begreifen könne dies nur, wer «selbst über mindestens einige Monate in dem System der Judenvernichtung integriert» gewesen sei. Münch habe Mengeles Standpunkt als letzte Konsequenz seiner «Religion» verstanden, der er als «überzeugter SS-Angehöriger sich verschrieben» hatte.

Konkret habe sich das so dargestellt, dass bei Ankunft der Transporte «streng darauf gesehen» wurde, dass «Nichtarbeitsfähige sofort in die Gaskammern geliefert» wurden. Die Arbeitsfähigen dagegen sollten «bis zum totalen Verbrauch erhalten» werden. Unter dieser Vorgabe habe Mengele erkannt, dass «zur Vergasung bestimmte Zwillingsskinder eigentlich auch einem sehr nützlichen Zweck, nämlich der Zwillingforschung, zugeführt werden» könnten. «Mengele hätte, wie jeder pflichtbewusste SS-Auschwitzführer, etwas anderes als Verschwendung wertvollen Materials ansehen müssen».

Dies alles, meinte Münch, sei ganz kühl und leidenschaftslos abgelaufen. «Grausamkeiten aus persönlichen Motiven» traute er Mengele nicht zu. Dass

Mengele «wahllos oder aus persönlichem Ärger Häftlinge erschossen oder zu Tode geprügelt» habe, konnte er sich nicht vorstellen. «Das Schmerzzufügen im Rahmen von Versuchen» allerdings sei unter «Auschwitzer Verhältnissen nicht unüblich» gewesen.

Aus Sicht der Gefangenen haben das Verhalten und die Verantwortlichkeit Mengeles 1959 der Wiener Hermann Langbein und, ein Jahr später, der Warschauer Frauenarzt Czeslaw Glowacki festgehalten.⁹ Beide waren als politische Häftlinge in Auschwitz, Glowacki seit Oktober 1940, Langbein seit August 1942. Langbein konnte sich als Häftlings Schreiber beim SS-Standortarzt Eduard Wirths¹⁰ einen guten Überblick über die Verhältnisse im gesamten Lager verschaffen. Glowacki beobachtete Mengele als Blockältester im Krankenbau des Zigeunerlagers aus nächster Nähe.

Langbein sagte aus: «Soweit ich mich erinnere, dürfte Dr. Josef Mengele, der den Rang eines SS-Hauptsturmführers bekleidete, etwa im Frühling 1943 zur Dienststelle des SS-Standortarztes versetzt worden sein. Er kam von einer Fronttruppe dorthin. Nach seinen Erzählungen wurde seine Fronteinheit an der Ostfront eingekesselt. Er trug das EK I und liebte es, seinen Kollegen gegenüber zu betonen, dass er schon die Front gerochen hat.»

Auf Grund seiner eigenen Beobachtungen und an Hand der Berichte, die er regelmässig von seinen Kameraden erhielt, Häftlingsärzten, Pflegern und Schreibern in den Krankenhäusern des Lagers, stellte Langbein fest, dass «nach Dr. Entress¹¹ Dr. Mengele der gefürchtetste Lagerarzt» gewesen sei. Während andere SS-Ärzte «einfach ihren Dienst machten», erledigte Mengele «darüber hinaus noch Fleissaufgaben». So habe er erfahren, dass Mengele sich auch ausserhalb des eigentlichen Dienstplanes an der Rampe aufhielt, um für seine «sogenannten Zwillinge versuche Häftlinge aus den ankommenden Transporten» auszuwählen.

Die SS-Ärzte seien zwar Befehlen und dienstlichen Anweisungen unterworfen gewesen, dennoch hätten sie, was die Behandlung der Kranken und des Pflegepersonals anging, einen weiten Spielraum gehabt. Bei einigen Medizinerinnen, wie dem Standortarzt Wirths und seinem Stellvertreter Horst Fischer, hätten die Gefangenen manches durchsetzen können, was zur Verbes-

serung der Hygiene, der Versorgung mit Medikamenten und der Behandlung der Kranken führte. Nicht so bei Entress und Mengele, die «die Versuche, die Lage der erkrankten Häftlinge zu bessern, verhinderten, wenn sie davon Kenntnis erhielten, und oft diejenigen, die solche Versuche unternahmen, massregelten».

Sowohl aus den Monatsberichten Mengeles wie aus Gesprächen, deren Zeuge er wurde, hatte Langbein erfahren, dass Mengele «nicht nur *nicht* auf die Mängel in hygienischer Hinsicht in seinem Lager hinwies, wie manche andere SS-Ärzte, sondern dass er sich auch aktiv und energisch dafür eingesetzt hat, dass in die ihm unterstellten Lager *möglichst wenig* Medikamente geliefert werden».

Obwohl die Gefangenen im Zigeunerlager gegenüber den anderen Häftlingen manche Erleichterung erfuhren, ergab sich für Langbein aus den Wochenmeldungen, dass die Sterblichkeit dort überdurchschnittlich hoch war. Das Zigeunerlager wurde im Sommer 1944 aufgelöst. Sämtliche Zigeuner wurden ermordet. «Dass Dr. Mengele dabei auch persönliche Verantwortung für diese Verbrechen übernommen hat, wurde mir damals mitgeteilt. [...] Auf Grund meiner Beobachtungen muss ich zusammenfassend feststellen, dass Dr. Mengele nicht nur jene Verbrechen begangen hat, die ein SS-Arzt in Auschwitz auf Grund der ihm zugegangenen Befehle durchzuführen hatte, sondern dass er darüber hinaus viele zusätzliche Blutverbrechen aus eigener Initiative begangen hat, für welche er uneingeschränkt die volle persönliche Verantwortung trägt.»

Während Dr. Czeslaw Glowacki «über Dr. Münch nichts Nachteiliges» aussagen wollte, denn der «war in Ordnung und verhielt sich den Häftlingen gegenüber sehr anständig», waren seine Beurteilungen Mengeles, den er als Blockältester im Krankenbau des Zigeunerlagers aus täglicher Begegnung kannte, äusserst belastend. Für die Selektionen im Zigeunerlager, denen Tausende Häftlinge zum Opfer fielen, sei Mengele «allein verantwortlich» gewesen. Gleiches habe für die Ermordung der mehr als dreitausend Zigeuner am 1. August 1944 gegolten: «Sämtliche Zigeuner wurden zu den Krematorien gebracht und dort vergast. Diese Aktion wurde von Dr. Mengele persönlich geleitet.» Und auch für die «zahlreichen Experimente, insbesondere mit

Kindern», die Mengele im Zigeunerlager durchgeführt habe, trage ausschliesslich er die volle Verantwortung: «Es ist mir aus eigener Wahrnehmung bekannt, dass Kinder bei diesen Experimenten starben und dass die anderen Kinder, sobald sie für die Experimente nicht mehr interessant waren, abgespritzt oder vergast wurden.»¹²

Die Persönlichkeit Mengeles beschrieb Dr. Glowacki als eigentümlich gebrochen. Einerseits sei Mengele «sehr brutal» gewesen und habe Häftlingsärzte wie Pfleger, mit denen er täglich zu tun hatte, in Wutanfällen «mit Fusstritten traktiert». Andererseits habe er es nicht vermocht, bei Unterhaltungen seinem Gesprächspartner in die Augen zu sehen, «sondern [er] blickte immer vor sich auf den Boden».

Auf die Wiener Ärztin Ella Lingens, die zwischen Februar 1942 und Dezember 1944 in Auschwitz gefangengehalten wurde, machte Mengele zunächst einen eher gewinnenden Eindruck: «Mengele war mittelgross, von zarter Statur und hatte dunkles Haar. Er war ein auffallend hübscher und eleganter Mann. Er war auch sehr intelligent und ist durch sein Benehmen von den übrigen SS-Ärzten sehr abgestochen.»¹³ Charakteristisch für ihn sei gewesen, dass er «vielfach im Lager weisse Handschuhe» getragen habe und gelegentlich auch eine Reitpeitsche, «mit der er sich leicht gegen den Stiefelschaft schlug». «Wenn Mengele durch das Lager ging, hat er auch öfter irgendeine Melodie gepfiffen, wobei es sich aber um keine Schlager handelte.»

Besonders erschreckend hob sich davon die mörderische Effizienz seines Verhaltens ab. Ella Lingens war in Birkenau Häftlingsärztin im Krankenbau des Frauenlagers B I b. Eine der «wesentlichen Massnahmen des Mengele» war nach ihrer Aussage «die radikale Desinfektion in Bezug auf Fleckfieber». Radikal vor allem deshalb, weil Mengele sämtliche Insassen eines Krankenblocks in die Gaskammer schickte. Anschliessend wurde diese Baracke desinfiziert und den gleichfalls desinfizierten Kranken des nächsten Blocks zur Aufnahme zugewiesen. So reinigte Mengele nach der Vergasung einiger hundert Kranker sämtliche Baracken des Krankenreviers.

Mengele erschien der österreichischen Ärztin, die ins KZ eingewiesen worden war, weil sie untergetauchten Juden bei der Flucht aus ihrem Heimat-

land hatte helfen wollen, als «ein hochintelligenter und gebildeter, kalter Zyniker, der sich des Unrechts des gesamten Geschehens in Auschwitz voll bewusst war». Aus Gesprächen mit ihm habe sie erfahren, dass sein besonderes Interesse der Ethnologie und der Anthropologie galt. Welche wissenschaftlichen Ziele er damit aber verbunden habe, sei für sie nicht zu erkennen gewesen. Aus «eigener Wahrnehmung» sei ihr nicht bekannt geworden, dass «Mengele an Häftlingen Eingriffe vorgenommen hat und dabei auch das Risiko eines tödlichen Ausganges übernommen hat».

Dass Mengele medizinische Eingriffe nicht persönlich durchgeführt habe, ja sich überhaupt den Gefangenen und Kranken möglichst fernhielt, bestätigten einige der überlebenden Häftlingsärzte und Pfleger. Bella Immerglück, die in Birkenau als Pflegerin im tschechischen Familienlager B II b eingesetzt war, sagte dazu aus, dass sie Mengele im Frühjahr 1943 zum erstenmal begegnet sei: «Als [Mengele] den Krankenbau betrat, meldete ich mich vorschriftsmässig mit meiner Häftlingsnummer und redete ihn mit Herr Doktor an, wie ich es von dem Vorgänger gewohnt war. Er schlug mir leicht mit der Reitpeitsche über das Gesicht und erklärte knapp, dass er der Hauptsturmführer Dr. Mengele sei. Das Auftreten dieses Mannes war im Vergleich mit seinem Vorgänger so ganz anders und stand eigentlich auch im Gegensatz zu seiner guten Erscheinung, dass sich mir dieses alles bleibend ins Gedächtnis eingepägt hat.»¹⁴

Mengele legte offenbar selbst im Vernichtungslager Wert auf Umgangsformen, die das Herrschaftsverhältnis zwischen ihm als SS-Arzt und den Häftlingen ausdrückten. Bella Immerglück berichtete, er habe an ihrer Arbeit und ihrem Äusseren gemäkelt: «Machten wir einen sauberen Eindruck, dann fragte er nach der Herkunft der Seife. Erschienen wir ihm weniger gepflegt, so fragte er, warum wir so dreckig seien. Dieses ständige Kritisieren traf uns mehr als etwa das äusserliche Verhalten dieses Mannes, zum Beispiel ein Schlag mit der Peitsche oder eine Ohrfeige.»

Zu dieser Haltung, die sein Gefühl der Überlegenheit ebenso ausdrückte wie Unsicherheit im Umgang mit anderen Menschen, passte, dass er es bei seinen Besuchen in den Krankenblocks vermied, den Patienten zu nahe zu kommen. Es war wohl weniger die Furcht vor Ansteckung, die ihn zumindest

in den ersten Monaten in Auschwitz so auf Abstand hielt, als der Versuch, den direkten Kontakt zu den Kranken zu meiden, die für ihn nicht hilfsbedürftige Menschen, sondern erst Objekte und schliesslich Opfer waren. Bella Immerglück berichtete: «Mengele nahm bei uns im Krankenbau auch Selektionen vor. Dies machte er in der Weise, dass er in dem Zimmer im Krankenbau, das wir für ihn so angenehm wie möglich eingerichtet hatten, um ihn bei möglichst guter Laune zu halten, den Kasten mit den Karteikarten durchging und [...] Karteikarten herauslegte, womit für uns klar war, dass der betreffende kranke Häftling für die Vernichtung ausgewählt war. [...] In unserem Krankenbau hat er sich die Kranken nicht zum Zwecke der Selektion zeigen lassen. Es wurde ausschliesslich anhand der Karteikarten ausgesucht.»

Die Zeugin konnte keine Angaben darüber machen, ob Mengele an Versuchen mit Menschen beteiligt war. Dies bedeute jedoch nicht, dass sich Mengele jemals bemüht habe, das Los der Häftlinge zu erleichtern. Im Gegenteil, er ist der Zeugin «als regelrecht sadistisch in Erinnerung» geblieben: «Er war völlig unbeherrscht und schimpfte aus nichtigem Anlass, schlug auch mit der Reitpeitsche zu, ferner teilte er auch Fusstritte aus.»

Die Häftlinge versuchten, die Gründe für diese Unberechenbarkeit des Lagerarztes zu erkennen, um seinen Wutausbrüchen mit ihren unvorhersehbaren Folgen vorbauen zu können. Dabei kamen sie allerdings zu keiner für sie wirklich hilfreichen Deutung. «Wir dachten damals, es müsse offenbar der Anblick des Blutes sein, der ihn so unbeherrscht machte.»

Doch diese Erklärung verschaffte den Gefangenen schon deshalb keine Erleichterung, weil es nicht in ihrer Macht lag, die vermeintliche Ursache für den Bluttausch ihres Peinigers zu beeinflussen. Der Name Mengeles allein habe unter ihnen bereits Schrecken ausgelöst, und, so die Zeugin, «die Widersprüchlichkeit, die dieser Mann zeigte, der es fertigbrachte, ein achtzehnjähriges Häftlingsmädchen als jung und schön zu bezeichnen, um sie dann sofort zu selektieren, [ist] mir im Grunde genommen heute noch unfassbar».

Diese Widersprüchlichkeit im Verhalten Mengeles verdeutlichte die Pflegerin am Beispiel einer jungen Häftlingsfrau, die ihrer in den benachbarten

Lagerabschnitt eingewiesenen Schwester ein Stück Brot zu werfen wollte und deshalb in die Nähe des Stacheldrahtzaunes trat. Ein SS-Posten schoss auf die Frau und verletzte sie am Kopf. «Wir mussten diese Frau zunächst in den Krankenbau [...] tragen, mitsamt den heraus getretenen Teilen des Gehirns. Mengele liess sie dann ins Männerlager bringen, wo wahrscheinlich Untersuchungen an ihr vorgenommen worden sind. Sie wurde dann wieder zurückgebracht und bei uns so weit gepflegt, dass sie wieder gehen konnte und keine Gleichgewichtsstörungen hatte. Nachdem dies erreicht war, ordnete Mengele an, dass sie ins Gas kam.»

Die ungarische Schriftstellerin Olga Lengyel, die seit dem Sommer 1944 in Birkenau im Frauenlager B II c als Häftlingspflegerin eingesetzt war und den Lagerarzt «sehr häufig, täglich sogar manchmal zweimal» sah, entlastete Mengele, indem sie feststellte, sie habe «von Versuchen an Menschen durch den Angeschuldigten [...] nichts wahr genommen».¹⁵ Andererseits bestätigte sie die schrankenlose Selbstherrlichkeit des SS-Arztes: «Für Mengele war es typisch, dass er sein Kommen durch Pfeifen ankündigte. Ich erinnere mich an Melodien aus Wagner-Opern. Er trug meistens entweder eine Peitsche oder einen Stock in der Hand. Er trug am Ledergürtel eine Pistole. Wenn sich ein Häftling auf der Lagerstrasse unbefugt aufhielt, kam es vor, dass er diese Pistole zog und den Häftling niederschoss. Die [...] Häftlingsärzte beschimpfte er eigentlich ständig mit Ausdrücken wie Dummköpfe und ähnlichem.»

Was ist es, das diese Zeugen beschreiben? Das Vernichtungslager – transformiert zur Bühne einer surrealen Selbstinszenierung? Die Lagerordnung – missbraucht als Begründungsrahmen absoluter Allmachtsbeweise? Josef Mengele – ein Arzt und SS-Mann, der ins manisch Übermenschliche hinausgewachsen war, Gott und Teufel, Erlöser und Vollstrecker in einem?

Der slowakischen Häftlingsärztin Margita Schwalbova, die im Krankenbau des Zigeunerlagers eingesetzt war, machte Mengele «den Eindruck eines eleganten und schönen Mannes mit ausgewählten Manieren».¹⁶ Sein besonderes Kennzeichen blieb ihr im Gedächtnis: «Zwischen den vorderen oberen Schneidezähnen hatte er einen auffallend breiten Zwischenraum.» Mengele,

der Mann mit der Zahnücke und mit dem guten Benehmen, tötete nicht eigenhändig – so erinnerte sich jedenfalls diese Ärztin: «Ich habe keine Kenntnis davon, dass Dr. Mengele selbst Leute umgebracht hat. Der Genannte war kein solcher Typ. Aber [er] schickte Tausende Leute bei Selektionen in den Tod, also ordnete er auf diese Weise den Mord von Häftlingen an.» Dabei «hielt Dr. Mengele grösstenteils den Daumen zwischen den Knöpfen seines Soldatenrockes, und mit dem Zeigefinger zeigte er, welche der Frauen er zum Tod durch das Gas bestimmte. Sehr häufig piff er dabei Arien aus verschiedenen Opern.»

Gegenüber den Häftlingsärzten scheint Mengele aus seiner geringen medizinischen Erfahrung kein Hehl gemacht zu haben. Der polnische Hals-Nasen-Ohren-Arzt Jacques Rachmann ging deshalb sogar davon aus, «dass Mengele Arzt im Lager Birkenau war, ohne seine Medizinstudien abgeschlossen zu haben, denn er wollte immer viel erfahren und bat, an Operationen teilnehmen zu dürfen, die von Häftlingschirurgen vorgenommen wurden». ¹⁷ Er erschien ihm als ein Mann, «der wohl seine SS-Funktionen ausübte, aber seine Würde und Persönlichkeit wahren wollte, um sich später nach Beendigung des Krieges rehabilitieren zu können».

Das eine schloss das andere von vornherein aus. Die Vernichtungslager vernichteten nicht nur Leben, sondern lange zuvor schon die Würde der Opfer des Massenmords, aber auch die der Täter. Rachmann beschrieb Mengeles Teil daran sehr genau: «Mengele stand, unbeweglich, inmitten der Selektionskommission. Die Häftlinge gingen nackt an ihr und Mengele vorbei, der, immer diskret und niemals mit Hilfe eines Stockes, mit einer kurzen Handbewegung oder einem kurzen Blick über das Schicksal dieser Häftlinge entschied. [...] Ich habe diesen erschütternden Auftritt von in Lumpen gehüllten, mit Schmutz und Kot bedeckten Frauen miterlebt, die sich selbst nicht pflegen konnten und die ohne Pflege gelassen wurden, wie sie sich auf Mengele stürzten und ihn anflehten am Tage der Selektion, denn sie wussten sehr wohl, was dies bedeutete. Mengele versuchte, sie zurückzustossen, dann taten die SS[-Männer] ihre Arbeit, das heisst, sie schlugen diese Frauen [gemeinsam] mit den Kapos. Dann wurden sie abgeführt und selektioniert.»

Seine Unsicherheit versteckte Mengele hinter einer Maske von Unnahbarkeit und Überlegenheit. Die polnische Häftlingsärztin Irena Biala beschrieb sein Auftreten so: «Während der normalen Visite auf dem Revierblock interessierte er sich nicht für die Kranken, er interessierte sich nicht dafür, womit sie ernährt wurden, ob wir über entsprechende Arzneimittel verfügten, er zeigte aber ein Interesse für den Zustand einer oberflächlichen Sauberkeit. Die normalen Visiten des Dr. Mengele oder die Besichtigung des Blocks spielten sich auf solche Weise ab, dass er als erster auf den Block kam, hinter ihm die Oberärztin Ena Weiss¹⁸, hinter ihr die niedrigen Chargen unter den Funktionären der SS-Lagerbesatzung, dann die Blockälteste und am Schluss der Blockarzt, das heisst der Häftlingsarzt.»¹⁹

In der Person des Dr. Mengele hatte dies offenbar alles seinen Platz: der Grössenwahn und die Gefühllosigkeit, die Anteilnahme, der Blutausch und die Krankheitsangst. Da gibt es den «eher zierlichen» Josef Mengele, dessen «schmale Hände» der Blockältesten Margarete Larsson «in besonderer Erinnerung» geblieben sind: «Seine Augen [...] konnten manchmal regelrecht mit Wärme blicken. [...] Ich erinnere mich gut, dass er mir einmal Schokolade übergab, damit ich diese an die Zwillingskinder verteilen könnte.»²⁰ Da sprach Victor Capesius, der in Auschwitz Apotheker war, von dem «hochqualifizierten Arzt» Mengele, der «im Gegensatz zu seinen Arztkameraden [...] über Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Heilmittelkunde ausgezeichnet informiert» war, und «auch im Übrigen hatte er das, was man, verglichen mit den anderen SS-Ärzten, Format nennen konnte».²¹

Daneben steht der andere Mengele, der Choleriker, so wie ihn Dyna Mlynek in Erinnerung hat: «Während der Zeit, die ich zum Strassenbaukommando gehörte, erschien beim morgendlichen Appell unerwartet der Angeeschuldigte. Aus einem mir nicht mehr erinnerlichen Grunde hatte eine völlig abgemagerte Häftlingsfrau aus unserem Block ihr etwa zwölf Jahre altes Töchterchen neben sich stehen. Als dieses Kind zu schreien anfang, trat Mengele auf dieses Kind zu und schrie: ‚Ruhe! Schweigen! Ruhe!‘ Das Kind schrie indes weiter. Daraufhin schlug Mengele mit aller Kraft mit der geballten Faust auf den Schädel des Kindes, so dass dieses sofort leblos zusammen-

brach. Ich erinnere mich, dass Mengele in der Hand, mit der er dieses Kind niederschlug, irgendeinen Gegenstand hatte. Ich vermag heute nicht mehr anzugeben, um was für einen Gegenstand es sich handelte. Ich kann mich allerdings daran erinnern, dass diese Mutter Mengele anflehte, sie doch zu töten. Mengele antwortete, dass sie sich erst das mit dem Kind ansehen müsse. [...] Diese Mutter wurde dann mit dem leblosen Körper ihres Kindes ab transportiert. Ich habe sie dann nie wieder gesehen.»²²

Zynisch, pedantisch und brutal sei Mengele als Lagerarzt gewesen, gab die Pflegerin Ibolya Mann zu Protokoll: «Bei uns auf dem Pflegeblock haben auch einige Frauen entbunden. Mengele befahl, dass die Neugeborenen im Waschraum abgelegt werden, dort blieben sie, bis sie tot waren. Die Frauen, die entbunden hatten, wurden mit dem nächsten abgehenden Auto, auf Befehl von Mengele, ins Gas gebracht. Ich habe auch selbst gesehen, wie Mengele Frauen noch während des Entbindens auf einen Lastwagen verbringen und in den Gastod fahren liess. Bei den nahezu täglichen Visiten des Mengele erkundigte er sich bei jedem einzelnen Häftling nach dem Empfinden. Wenn sich ein Häftling beklagte, pflegte Mengele zu sagen: ‚Sei nur ruhig, morgen kommst du in ein Sanatorium/ Und wir wussten, dass dies bedeutet – morgen kommst du ins Gas.‘»²³

Wer für den Tod bestimmt war, hatte zu sterben. Die Zahlen mussten stimmen. Der polnische Häftlings Schreiber Julian Rybka berichtete von einem Zwischenfall, der sich am ersten August 1944 zugetragen hat. Um die Mittagszeit sei Mengele in das Krankenrevier gekommen und habe unter den Pflegern nach Reichsdeutschen geforscht, ohne einen Grund dafür zu nennen. Die «Oberpflegerin Liesel», die mit zwei Kindern ins Zigeunerlager eingewiesen worden war, obwohl ihr Mann als Soldat an der Ostfront stand, habe sich gemeldet. Mengele teilte ihr mit, dass sie ins Frauenlager verlegt werde. Daraufhin bat ihn die Frau, ihre Kinder mitnehmen zu dürfen. Ohne die beiden werde sie nicht gehen. Mengele antwortete, dass eine Verlegung mit Kindern unmöglich sei und sie dann eben im Zigeunerlager bleiben müsse: «Du weisst wohl, was dich erwartet.»²⁴

Am Abend desselben Tages, als die Liquidierung des Zigeunerlagers begann und die Menschen barackenweise ins Gas abtransportiert wurden, mel-

dete sich die Frau bei einem SS-Mann voller Todesangst und erklärte ihm, dass sie nun doch bereit sei, ohne ihre Kinder ins Frauenlager zu gehen. Der SS-Mann schrie: «Weg mit der Hure.» Die Frau schlug ihm als Antwort ins Gesicht und stieg zu den anderen auf den Lastwagen, um sie auf ihrem Weg in den Tod zu begleiten. Der SS-Mann und einige seiner in der Nähe stehenden Kameraden eröffneten aus Pistolen und Maschinenpistolen das Feuer auf die Häftlinge. Das Durcheinander nutzten zwei Jungen, um sich unter den Strohsäcken im Krankenbau zu verbergen. Also stimmte die Zahl der in das Gas Geschickten nicht mehr mit der zuvor ermittelten Belegungsstärke des Lagerabschnitts überein. Als die Jungen am folgenden Tag entdeckt wurden, befahl Mengele, «für die Sauberkeit der Rechnung jene zwei Jungs in den Sanitätswagen zu stecken und in das Krematorium zu bringen». Mengele hatte sich durchgesetzt, Mengele war zufrieden. Seinen Anordnungen war bedingungslos zu gehorchen. Einwände oder gar Widerstand duldete er nicht. Eigenmächtigkeiten ahndete er mit härtesten Sanktionen.

Auch die Funktionshäftlinge haben vor ihm gezittert. Das zufällige Zusammentreffen mit Mengele auf einer der Lagerstrassen habe Panikattacken ausgelöst. Die polnische Krankenpflegerin Zofia Hauswirt sagte aus: «Ich kenne das aus eigener Erfahrung, weil mir die Beine aus Angst versagten, sobald ich ihn nur sah. [...] Wenn vorher angesagt wurde, dass Mengele zum Appell kommen sollte, erfasste den ganzen Block eine Panik, ohne dabei die Funktionshäftlinge auszuschliessen.»²⁵

Mengele war zwar nicht zum alleinigen Herrn über das Leben der Gefangenen berufen, aber doch uneingeschränkt zum Herrn über den Zeitpunkt und die Umstände ihres Todes geworden. Als ein Häftling namens Herskovic aus dem Lubliner Ghetto während eines Appells erklärte, dass er sich nicht vor dem Tod fürchte, selbst wenn ihn Mengele auf der Stelle erschiessen lasse, sagte der slowakische Häftlingsarzt Dr. Andrej Millar aus, habe Mengele den anwesenden SS-Rapportführer Kurpanik angewiesen: «Wenn dieser Häftling so darum bittet, so erschiess ihn.» Kurpanik habe die Pistole gezogen und den Gefangenen auf der Stelle erschossen.²⁶

Ein zweites Beispiel zeigt, dass sich Mengeles Gefühllosigkeit, die er wohl für Konsequenz und Stärke hielt, auch gegen das deutsche Personal richten

konnte. Während der zweiten Jahreshälfte 1944 wurden kriegsverwendungsfähige SS-Männer des Wach- und Sanitätsdienstes in Kampfseinheiten an die Front versetzt. Ihre Posten übernahmen häufig ältere Reservisten. Dr. Andrej Millar berichtete: «Zu uns in den Block wurde damals in den Sanitätsdienst der Österreicher Vogel aus Wien eingeteilt, der sich sehr anständig benahm [...] und bei einer Gelegenheit sich sehr aufregte, als die selektierten männlichen Häftlinge nackt auf Kraftfahrzeuge steigen mussten, und mich fragte, wie es möglich ist, dass wir Leute ohne Bekleidung ins Sanatorium Bergen-Belsen schicken. [...] Ich nannte ihm deshalb die Stelle im Lager, von wo man auf einen Hof vor einer Gaskammer sehen konnte, mit dem Bemerkten, dass man von dort aus sehen könne, in welches Sanatorium sie die Häftlinge wegbringen.»

Nach kurzer Zeit erfuhr Dr. Millar, dass dieser Österreicher den Lagerarzt in seinem Arbeitszimmer aufgesucht und ihm erklärt habe, dass er sich schäme, ein Deutscher zu sein und Auschwitz verlassen wolle. Mengele habe dann zunächst versucht, den Wiener vom Sinn des Massenmords an Juden und Zigeunern zu überzeugen. Nachdem ihm dies nicht gelungen war, habe er den Mann der Politischen Abteilung der Kommandantur überstellt. «Wir erfuhren, dass dieser Österreicher erschossen wurde.»

Die wohl unheimlichste Seite der Persönlichkeit Josef Mengeles beschrieb die französische Pianistin und Sängerin Fanny Goldstein, genannt Fania Fenelon.²⁷ Sie wurde im Januar 1944 nach Auschwitz deportiert und dem zur Unterhaltung der SS eingerichteten «Gefangenenorchester» unter der Leitung der Geigerin Alma Rosée, einer Nichte Gustav Mahlers, zugewiesen. Nach dem Tod Alma Rosées habe Mengele die Baracke besucht, in der die fünfzig Musiker aus sechzehn besetzten Ländern Europas untergebracht waren. Er bemerkte den Taktstock der Dirigentin, den die Häftlinge zur Erinnerung an der Wand aufgehängt hatten. Er nahm in ab, betrachtete ihn und sagte «in memoriam». Danach begann er eine Unterhaltung mit Fanny Goldstein. Er sprach über Musik, forderte eine Geige und spielte darauf. Er fragte die Gefangenen, ob ihnen etwas fehle. Er versprach einer von ihnen, er werde ihr Milch bringen lassen, sie sei doch sehr mager. Fanny Goldstein: «Er hatte

gewandte Manieren, war liebenswürdig. Er war elegant gekleidet, er trug, ohne aufzublicken, ein gewisses Lächeln. Er machte Eindruck auf uns. Als er wegging, hielten wir uns für gerettet.» Und in der Tat fanden während einiger Tage auch keine Selektionen im Orchester mehr statt.

Später kam es zu einem der seltsamsten Konzerte des Orchesters, das sonst bei Ankünften und Abmärschen im Lager aufspielen musste. Diesmal forderte Mengele den Auftritt. «Als Publikum hatten wir Mengele, umgeben von etwa fünfzig Zwergen, von denen wir erfahren hatten, dass er sie aus den Konvois [hatte] herausnehmen lassen, die in das Krematorium geschickt wurden. Diese Zwerge waren herausgeputzt mit grotesken Kleidern, Schmuck. Mengele allein thronte in ihrer Mitte, eine Zigarettenspitze, eine Zigarette zwischen den Lippen mit seinem versteckten Lächeln. Wir haben zwei Stunden lang gespielt. Die Zwerge applaudierten. Mengele wandte sich an uns und sagte auf seine ironische Art: ‚Sie haben ein gutes Publikum/»

In derselben Nacht, vermutete Fanny Goldstein, habe Mengele die Zwerge zu Fuss ins Krematorium geführt: «Wir sahen sie vorbeiziehen. Sie machten nicht den Eindruck, beunruhigt zu sein.» Wenig später sei Mengele alleine zurückgekehrt, mit den Händen in den Taschen.

Von erheblicher Bedeutung für die Beurteilung von Persönlichkeit und Verhalten Mengeles ist die Aussage einer Häftlingsärztin, mit der er seit dem Frühjahr 1944 bis in den Januar 1945 enger als mit irgendjemandem sonst zusammengearbeitet hat. Dies ist die aus einer Familie des polnischen Hochadels stammende Anthropologin Martina Puzyna. Sie begegnete Mengele erstmals im März 1944 als typhuskranke Rekonvaleszentin bei einer der dort üblichen Selektionen im Krankenbau.

Die polnische Revierärztin Kaniewska hatte Mengele darauf hingewiesen, dass die Kranke Wissenschaftlerin und vor dem Krieg Mitarbeiterin des international hochangesehenen Lemberger Anthropologen Professor Czekański gewesen sei. Mengele schien beeindruckt. Jedenfalls schickte er Martina Puzyna nicht ins Gas, sondern bestellte sie für den folgenden Tag zu einem Gespräch. In Gegenwart des KZ-Arztes Hans König befragte er sie zu ihrer Vorbildung und zu ihrem bisherigen Einsatz im Lager: «Ich antwortete

wahrheitsgemäss, dass ich hätte Steine tragen müssen, worauf sie beide lachten. Dann wurde ich wieder zu meiner Krankenbaracke zurückgeschickt. Mengele ordnete an, dass ich zusätzliche Verpflegung zu bekommen hätte und dass ich so unterzubringen wäre wie die Häftlingsärzte.»²⁸

Für Martina Puzyna war dies die Rettung. Sie erholte sich schnell. Mengele liess sie nach kurzer Zeit rufen und teilte ihr mit, dass er «erhebliche Interessen auf dem Gebiet der Anthropologie habe». Besonders sei er daran interessiert, «vergleichende Forschungen an Zwillingen» zu betreiben. Da dieses Gebiet «im Bereich der anerkannten Anthropologie ein sehr wichtiges Objekt der Forschung darstellt, wobei besonders auch der Gesichtspunkt der Vererbungslehre eine Rolle spielt», war die Polin sachkundig und keineswegs überrascht. Martina Puzyna erinnert sich sehr präzise an Mengeles Forschungsprojekt in Auschwitz: «Es war offensichtlich, dass die besonderen Verhältnisse eines Konzentrationslagers von der Grösse, wie es Birkenau war, sonst nicht gekannte Möglichkeiten bot, Zwillinge in erheblicher Zahl zur Verfügung zu haben. Es sollte mit anderen Worten im grossen Massstab gearbeitet werden, um nach statistischen Methoden Resultate von anerkannter Aussagekraft zu gewinnen.» Mengele hatte ihr das gewünschte Verfahren beschrieben: «Es sollten besondere Schädelmessungen vorgenommen werden, das heisst also Länge und Breite der Schädel, selbstverständlich die Körpergrösse. Es bestand auch ein Untersuchungsschema mit mehreren Punkten, worin zum Beispiel enthalten waren Form der Ohren, Form der Nase, Farben der Augen und ähnliche Merkmale. Diese Punkte mussten anhand eines Fragebogens stets erhoben werden. Mengele stellte mir auch Messgeräte, insbesondere Zirkel zur Verfügung.»

Martina Puzyna begann ihre Datenerhebung im Frühjahr 1944, vor dem Eintreffen der ungarischen Juden in Auschwitz. Als diese Transporte in den Sommermonaten einliefen, beobachtete sie Mengele bei Selektionen auf der Eisenbahnrampe und konnte ihn rufen hören «Zwillinge raus». Er «schien wie von Sinnen zu sein, wenn er auf der Rampe herumliief und Zwillinge suchte». Nach Schätzung der Anthropologin kamen auf diese Weise allein aus den Ungarntransporten etwa 250 Zwillingspaare zusammen.

Doch was das genaue Ziel ihrer Messungen für Mengele war, sei ihr «verlächlich nicht bekanntgeworden». Mengele habe mit ihr «kein einziges Mal über das Ziel seiner Forschungstätigkeit gesprochen». Lediglich gerücheweise sei zu erfahren gewesen, dass «eine Vermehrung der nordischen Rasse angestrebt» werde; dass also «durch entsprechende Paarung von Zwillingen herausgefunden werden [sollte], ob auf diese Weise die Züchtung, wenn man so sagen will, von Zwillingen möglich sei».

Über das weitere Schicksal der Zwillinge, gab Martina Puzyna an, habe sie nichts erfahren: «Mir ist besonders nichts darüber bekanntgeworden, dass Mengele Anordnungen gegeben hat, Zwillinge zu töten, um dann mit den Mitteln der Pathologie Erkenntnisse über sie zu gewinnen.» Dass Mengele allerdings vor der Tötung von Menschen nicht zurückschreckte, um Material für seine Forschungen sicherzustellen, war der Ärztin durchaus geläufig.

Als sie in der zweiten Jahreshälfte 1944 auf dem Gelände des ehemaligen Zigeunerlagers zu tun hatte, übergab ihr Mengele eine Holzkiste mit dem Auftrag, diese am nächsten Tag zur Lagerpost zu bringen: «Als ich allein war, drängte es mich, den Inhalt dieser Kiste, die Mengele so wichtig erschien, kennenzulernen. Ich öffnete die Kiste und stellte fest, dass sie Gläser enthielt, in denen sich herauspräparierte menschliche Augen befanden. Ich war zutiefst erschüttert, weil mir in diesem Augenblick klar wurde, dass Mengele offenbar fähig war, Menschen umzubringen, um irgendwelche Untersuchungsergebnisse zu erlangen.»

Martina Puzyna bescheinigte Mengele, dass er zwar «sicherlich ein Nazi war», aber «zu gewissen Zeiten offenbar ein echtes und seriös erscheinendes Interesse an wissenschaftlicher Arbeit» gehabt habe. Als Anthropologin hielt sie «Mengele durchaus für befähigt, ernste und sachliche wissenschaftliche Arbeit zu leisten». Seine «individuelle Besonderheit», meinte die Polin, «mag darin gelegen haben, dass er fähig war, die Objekte seiner Forschung, die er sozusagen sachlich studiert hatte, auf Befehl seiner Vorgesetzten ohne das geringste Zögern töten zu lassen».

Selbst «bei kritischster Würdigung» seien die Arbeiten von Mengele «für die Wissenschaft der Anthropologie unstrittig von höchstem Wert» gewesen

– so zumindest das nachträgliche Urteil von Martina Puzyna, für die es zweifellos eine beträchtliche Entlastung bedeuten konnte, sich zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit mit einem deutschen Forscher statt zur Kollaboration mit einem SS-Mörder bereitgefunden zu haben, um das eigene Leben zu retten. Wegen dieser wissenschaftlichen Bedeutung ihrer Zuarbeit für Mengele, so die Aussage von Martina Puzyna, habe sie in Auschwitz heimlich Abschriften ihrer Messungen angefertigt und in der Nähe ihrer Baracke im früheren Zigeunerlager vergraben, um dieses Material für die Zukunft sichern zu können. Allerdings habe sie diese Behälter nach dem Kriegsende nicht mehr gefunden.²⁹ Mengele sei im Januar 1945 «einige Tage vor der Evakuierung in diesem Raum» erschienen und habe «wortlos wie ein Wilder» seine Aufzeichnungen zusammengerafft: «Er sprach kein Wort und verschwand.»

Mengele tauchte unter und entzog sich der Justiz. Kein Gerichtsverfahren hat die Aussagen dieser und anderer Zeugen überprüfen und die Selbstdarstellung Mengeles in seinen Tagebüchern und autobiografischen Aufzeichnungen gewichten können. Es muss daher gefragt werden, wie glaubwürdig die Zeugenaussagen und Niederschriften sind, aus denen sich, einem Mosaik gleich, das Bild Josef Mengeles zusammenfügt. Gerade während des Auschwitz-Prozesses wurde deutlich, wie schwer es den Überlebenden nach so langer Zeit fiel, die Fülle der Tatvorwürfe den einzelnen Angeklagten zuzuordnen.³⁰ Den ausgezehrten, von Krankheit geschwächten und um ihr Leben fürchtenden Opfern im Vernichtungslager standen die uniformierten Täter häufig nur sekundenlang gegenüber. Die erforderliche Zeit, Aufmerksamkeit und Ruhe, sich die Gesichtszüge oder andere besondere Merkmale der SS-Männer so einzuprägen, dass sie im Gedächtnis unverwechselbar gespeichert blieben, war kaum einem Gefangenen gegeben. Verwechslungen zwischen den Beschuldigten, die sich in ihrem Äusseren über die Jahrzehnte alle verändert hatten und in ihrem Auftreten vor Gericht erheblich von dem abwichen, was sie in Auschwitz gezeigt hatten, waren bei den Zeugen in Frankfurt daher an der Tagesordnung. Mitunter kam es auch zu einer, wie sich nachträglich herausstellte, fälschlichen Häufung von Tatvorwürfen gegen eine

Person, die den Überlebenden entweder vom Namen oder von der Erscheinung her geläufiger war als andere Mittäter. Und schliesslich fiel auf, dass sich einige Beschreibungen besonders grausamer Misshandlungen und Mordtaten ständig wiederholten, also gewissermassen verselbständigt hatten.

So sind Kleinkinder nach den Angaben vieler Zeugen während der Selektionen auf der Eisenbahnrampe aus den Armen der Mütter gerissen, in die Luft geworfen und durch einen Pistolenschuss getötet oder an den Gliedmassen gepackt und dann am Boden oder an einem Waggon zerschmettert worden. Schwangeren Frauen sei, so solcher Aussagen alltäglicher, aber unfassbarer Brutalität, vom Wachpersonal in den Bauch getreten oder, wenn sie lagen, mit den Stiefeln auf den Leib gesprungen worden.

Die Frankfurter Richter stellten durchaus nicht in Abrede, dass es solche «Exzesstaten» gegeben hat. Sie bezweifelten allein deren Regelmässigkeit und hielten für möglich, dass tatsächlich beobachtete Einzeltaten in ihrer unmenschlichen Grausamkeit unter den Opfern zur Metapher für das kaum beschreibbare, kaum aushaltbare Elend der erlebten Vernichtung insgesamt geworden sind. Derartige Überlegungen zur Beweiswürdigung im Auschwitz-Verfahren bezogen sich jedoch nur auf Zeugen, die Tat und Täter wenig differenziert in Erinnerung behalten hatten. Ganz anders waren und sind die sehr präzisen Aussagen vieler Überlebender zu werten, die von ihrer Funktion im Lager, wegen der räumlichen Nähe oder wegen der Länge der Zeit, die sie mit einem der Beschuldigten verbracht hatten, ungleich konkretere Beschreibungen im Einzelfall leisten konnten.

Was Häftlingsärzte und Pfleger an Beschuldigungen gegen Josef Mengele im Rahmen des Ermittlungsverfahrens vor Untersuchungsrichtern und Staatsanwälten zusammengetragen haben, oft genug unter Eid und ohne erhebliche Abweichung wiederholt im Abstand einiger Jahre, deckt sich mit den Erkenntnissen, die aus sonstigen Zeugenaussagen und Dokumenten gewonnen werden können. Es entsteht, in der Summe, ein zuverlässiges Bild des Täters und seiner Taten.

Wie weit sich seine Beweggründe aus den eigenen Aufzeichnungen mit gleicher Genauigkeit und Überzeugungskraft ableiten lassen, wird umstritten

bleiben, weil aus den knapp zwanzig Monaten, die Mengele in Auschwitz war, weder Briefe noch Tagebücher oder andere schriftliche Überlieferungen von ihm vorliegen. Es handelt sich also bei der Darstellung seiner Motive und des subjektiven Erlebens in dieser Zeit um eine Deutung, die sich – neben den Zeugenaussagen – auf das Material stützt, das Mengele nachträglich niedergeschrieben hat. Wenn er darin auch keine Angaben über seinen Einsatz als KZ-Arzt macht, sind dennoch aus dem beredten Verschweigen einerseits und den Aussagen zu seiner Rechtfertigung andererseits Rückschlüsse auf seine Antriebe und auf seine persönliche Struktur möglich.

Mengeles Tagebücher und Lebenserinnerungen sind insgesamt, wie ihre Überprüfung durch die Ermittlungsbehörden ergeben hat, weithin zuverlässige Quellen, was die Darstellung von Fakten und Zeitangaben angeht. Wo er sich oder ihm nahestehende Personen schützen wollte oder gewisse Abläufe aus Gründen der Tarnung nicht offenbaren mochte, ergibt sich dies aus den Unterlagen unmittelbar.

Die Tage- und Notizbücher waren als Gedächtnisstütze oder für den Alltagsgebrauch bestimmt. Da wäre weder das Verschweigen noch das Verklären von Ereignissen sinnvoll gewesen. Die autobiografischen Erinnerungen dagegen sollten der eigenen Familie seine Sicht auf Herkunft und Lebensweg vermitteln. Da Mengele dabei davon ausgehen musste, dass zumindest die äusseren Daten seinen Angehörigen bekannt waren, wäre jedenfalls in dieser Hinsicht eine Verfälschung sinnlos gewesen. Damit kommt den Aufzeichnungen Mengeles in ihrer Gänze als Primärquelle ein hoher Rang zu. Aus diesen Niederschriften Mengeles, aus den Zeugenaussagen und aus den jahrzehntelangen Ermittlungen der Justiz ergeben sich jeweils Schichtaufnahmen, die – aufeinander projiziert und in den geschichtlichen Zusammenhang der Zeit gestellt – ein konturenreiches Bild des Arztes von Auschwitz und ein auf bestimmte Weise sehr deutsches Leben im zwanzigsten Jahrhundert hervortreten lassen.

Kindheit und Jugend

Josef Mengele beschrieb im Sommer 1976 auf den ersten Seiten seiner Lebenserinnerungen¹ den Tag seiner Geburt so, wie er ihn überliefert wissen wollte und wie dieser ihm von den Eltern berichtet worden war: Heftiger Wind häufte in den frühen Abendstunden des 16. März 1911 knietiefe Schneewehen vor den Haustüren in Günzburg an der Donau auf, blies an manchen Stellen das Kopfsteinpflaster des Marktplatzes blank und fuhr durch die knorrigen Kronen der Akazien. Über den von wenigen elektrischen Lampen notdürftig erleuchteten Platz klang der Halbstundenschlag vom unteren Torturm, den wenige Augenblicke später die Uhr der Schlosskirche wiederholte.

«Elendiges Hundewetter», soll der Vater geschimpft haben, als er, vom Stammtisch herbeigerufen, ins Schlafzimmer des Wohnhauses trat und den neugeborenen Stammhalter in Augenschein nahm. Die geröteten Wangen des 26 Jahre alten Fabrikbesitzers Karl Mengele rührten freilich weniger von der seelischen Erregung oder den Kälteschauern des Schneetreibens her, sondern von etlichen Gläsern Wein, die er wie üblich während seiner nachmittäglichen Dämmerchoppenrunde mit den übrigen Honoratioren der kleinen Stadt zu sich genommen hatte. Schliesslich galt es dort Verbindungen zu pflegen, das Laufende in Ruhe zu besprechen und Neues einzufädeln.

Der grossgewachsene Mann stellte sich an das Fussende des Bettes und konnte so sein Glück überschauen. Er schob seine Brille auf die Stirn und besah sich seinen Sohn auf das Genaueste; eine Geste, die für ihn typisch war.

«No, isch recht?» soll die drei Jahre ältere Ehefrau Walburga den Mann erleichtert und erschöpft zugleich begrüsst haben. Eine Antwort des Vaters ist nicht überliefert. Aber so seien sie eben gewesen, schrieb Josef Mengele, diese zwei bodenständigen Menschen aus dem bayerischen Schwaben. Sie erwarteten voneinander in Gewissheit und vollkommener Übereinstimmung das Meistern jeder Aufgabe, die das Leben an sie stellte, erlebten diese Tüchtigkeit und Bewährung des andern und zogen daraus den eigenen Stolz: «Der

Stolz war eines der stärksten Bande dieser Lebensgemeinschaft.» So bildeten «eher Achtung und Respekt als Liebe und Zuneigung» den Grundton in dieser Familie, hielt Josef Mengele nüchtern fest.

Im persönlichen Erleben, in Hobbies gar, einen Ausgleich etwa für die beruflichen Belastungen oder «die Widerwärtigkeiten des Alltags» zu finden, meinte Mengele, sei dem Vater nicht möglich gewesen. Für ihn waren Familie und Geschäft, persönliches und berufliches Denken und Handeln eine Einheit, die zu bewältigen war und die «Lebensaufgabe» darstellte: «Die aber war zunächst nichts anderes als ein fast besessenes Streben nach Entfaltung aller Möglichkeiten, die er in sich fühlte, mit dem unklar definierten Ziel des Erfolgs.»

Dem Privaten, merkte Josef Mengele noch Jahrzehnte später mit einiger Enttäuschung an, räumte sein Vater keinerlei Vorrang ein, und die Wertigkeit eines Ereignisses bestimmte sich für ihn durch dessen Bedeutung für das familiäre und berufliche Lebensprojekt insgesamt: «Diese Einstufung galt auch für die Geburt eines Sohnes, zumal diese ja nicht die letzte und einzige sein oder bleiben sollte.» Der nächstgeborene Bruder Karl kam im Juli 1912 zur Welt und Alois im Januar 1914.

Nachdem er den Sohn begutachtet hatte, überkam den Vater der Appetit. Er setzte sich ins Wohnzimmer, wo die Schwiegermutter ein kräftiges Abendessen aufgetischt hatte. Das Hausmädchen holte aus dem Gasthaus «Goldenes Ross» zweimal drei Schoppen Bier.

Josef Mengele kommentierte in seinen Aufzeichnungen diesen auf den ersten Blick verwunderlichen Auftrag des Vaters durchaus zustimmend, was ein erhellendes Licht auf seine eigenen, ganz ähnlich engen und zwanghaften Vorstellungen wirft, denen in ihrer Kleinbürgerlichkeit alles Grosszügige abging: «In dieser ungewöhnlichen Einheit drei Schoppen, was im sonstigen deutschen Sprachgebrauch $\frac{3}{4}$ Liter bedeutet, liegt besonders in der Kombination von zweimal drei Schoppen, die natürlich in zwei Einliter-Masskrügen geholt wurden, eine ganze Philosophie. Sie beruht auf der Erfahrung und logischen Überlegung, dass man sich besser steht, für eine schlecht eingekaufte Mass Bier eben nur drei Schoppen zu bezahlen. So konnte der betrügerische Schankwirt in seiner schlechten Gewohnheit fortfahren, man selbst [aber] brauchte den Schaum nicht zu bezahlen und sparte sich die Aus-

einandersetzung wegen schlechten Einschenkens der Masskrüge, die ja aus Steingut, also undurchsichtig sind!»

Der neugeborene Sohn, den die Hebamme Mohr unterdes vergeblich an die Brust der Mutter gelegt hatte, schrie schon eine ganze Weile. «Lasset ihn nur, der trinket scho, wenn er richtig Hunger hot», soll die ebenfalls nach der Geburt eingetroffene Grossmutter geraten haben. Und irgendwann, Stunden später, hat er dann tatsächlich getrunken.

Allerdings blieb ihm, wie die Verwandtschaft berichtet hat, während der ganzen Stillzeit eine «heimliche Krankheit» – beständige Magenkrämpfe, von denen er durch leises Wimmern Mitteilung machte.

Doch dieser Gesundheitsbefund greift den Ereignissen voraus. Am ersten Lebenstag des jungen Mengele verhielt es sich so, dass der Vater nach einem Gute-Nacht-Gruss an die Frau und nachdem er «nochmal flüchtig» in die Wiege nach seinem Sohn gesehen hatte, angeblich beim Hinausgehen unter der Türe in das Zimmer zurück flüsterte: «Woisch naher scho, wia mer den taufa?» Mutter Walburga antwortete: «I denk, ma tauft ihn nach meim Vater, wia mer's ausmacht hant.»

Die Frage nach dem Namen des Sprösslings war eigentlich überflüssig gewesen, merkte Josef Mengele an, denn schon einen älteren, aber bereits nach wenigen Tagen gestorbenen Bruder hatte man Josef taufen wollen, entschied sich dann aber für den Vornamen des Vaters, Karl.

Diesmal sollte nun der Grossvater mütterlicherseits zu seinem Recht kommen. Vielleicht spielte dabei auch Aberglauben der Mutter eine gewisse Rolle, die, bei aller Religiosität, davon nicht frei gewesen sei: «Ausserdem konnten sich Generationen geschmeichelt fühlen, denn ausser dem Vater trug auch noch ein Bruder der Mutter und sogar der Urgrossvater – diesmal allerdings väterlicherseits – den Namen des Nährvaters Christi.»

So reihte sich Mengele eitel ein in die Abfolge seiner Vorväter. «Das Überindividuelle», darauf verwies er gleich eingangs des Traktates, dem er den Titel «Autobiographisches» gegeben hatte, war für ihn «schon in den

grossen Linien entschieden durch die Sesshaftigkeit der Geschlechter seiner Vorfahren² in jenem geschlossenen Siedlungsraum seiner Heimat mit allen den damit zusammenhängenden Mächtigkeiten der Rasse, des Blutes, der Landschaft und der Geschichte». Für ihn waren diese «Unveräusserlichkeiten und Verbindlichkeiten der feste und solide Untergrund jener grossen Strasse des Lebens, die ihn soweit hinausgeführt hat in die Welt, über der er aber jene Strasse nicht vergass, an der er geboren worden war.»

An dieser Strasse in Günzburg lag das Haus, das die begüterten Schwiegereltern in das Heiratsgut der Tochter eingebracht hatten. Es war nach der Beschreibung Mengeles «ein grosses, breites Bürgerhaus mit zwei Stockwerken und noch mehreren [...] unter dem steilgiebligen Dach, mit langen Reihen von Fenstern, die in alten Städten auf den Marktplatz zu gucken pflegen.» Derart grosszügige Wohnverhältnisse, das nahm Josef Mengele für sich und seine Familie ganz selbstverständlich in Anspruch, seien nichts anderes gewesen als «der nüchterne Ausdruck einer natürlichen, menschlichen Ordnung». Aber schon damals, fuhr er in seinen Aufzeichnungen fort, habe es ja Menschen gegeben, die eine so beschaffene, natürliche Ordnung des Oben und Unten ablehnten und die «von der uns eingeborenen Grundform der Rasse nichts mehr wissen wollten» – so unverständlich wie andere, die «die menschliche Seele zum Tummelplatz erotischer und destruktiver Triebe» erklärten.

So wenig Mengele mit diesen Erklärungsansätzen Sigmund Freuds für sich persönlich anzufangen wusste, so überraschend ist hinsichtlich seiner Einfühlungsfähigkeit eine Feststellung in seinen Notizen an anderer Stelle: «Wohin wir Josef Mengele] auf seinem Lebensweg begleiten, stets und überall werden wir jenen zerstörerischen ‚Elementen‘ begegnen» – dem Sexual- und dem Todestrieb.

Die Jahrhundertwende erschien Mengele als Epochen- und Paradigmenwechsel, als Zeit des Umbruchs gesellschaftlicher Ordnungen und politischer Strukturen. Gerade das leistungsbereite, aber kapitalschwache und in seinem politischen Selbstbewusstsein wenig entwickelte Provinzbürgertum des Kaiserreichs erlebte die wirtschaftlichen Turbulenzen, die mit der Umstellung einer traditionellen, noch weitgehend ständisch orientierten, kleinräumigen

Wirtschaft auf die nationalen und imperialen Interessen des Grosskapitals einhergingen, als Bedrohung des überkommenen Gefüges.

Wo aber der Gegner nicht zu greifen, sondern nur die wirtschaftlichen Folgen dieser Neuordnung in Form von grossindustrieller Konkurrenz und Absatzschwierigkeiten für die eigenen, handwerklich oder nur in kleiner Stückzahl hergestellten Produkte spürbar waren, wuchs die Bereitschaft, einfache Erklärungen anzunehmen und für klare Feindbilder Partei zu ergreifen: Von missgünstigen Nachbarn werde dem Deutschen Reich der ihm zustehende «Platz an der Sonne» verwehrt. Internationale Plutokraten und Monopolherren versperrten angeblich deutschen Waren den Zugang zum Weltmarkt und behinderten die Versorgung mit Rohstoffen zu fairen Preisen. Vaterlandslose Marxisten und jüdische Intellektuelle seien es, die brave Arbeiter aufhetzen und das Feuer der Revolution schüren.

Natürlich räumte Josef Mengele in seinen Lebenserinnerungen ein, dass er diese Zeit nicht selbst miterlebt habe, aber sie sei ihm doch aus den Erzählungen der Eltern und Grosseltern, der zahlreichen Onkel und Tanten, der Lehrer und älteren Freunde lebendig geworden und für ihn bestimmend geblieben. Vieles in seinem Leben greife noch unmittelbar zurück in jene Zeit, habe seine geistigen und materiellen Wurzeln in ihr. Sie gehöre somit zu seinem Leben, habe ihn geprägt.

Oft lägen solche Faktoren, meinte Mengele, sichtbar im Leben eines Menschen zutage, manchmal seien es auch nur «untergründige Zusammenhänge, derer sich der Mensch nicht ohne Weiteres bewusst ist». Damit sollten diese aber «nicht psychologisiert werden im Sinne der Psychoanalyse, als mehr oder weniger schaurige Triebkräfte des Unbewussten».

An anderer Stelle schrieb er: «Dieses Untergründige soll so verstanden sein, wie dies ein Bauer definiert, wenn er von seinem Leben und Tun berichtet, das eingeschaltet liegt in die lange Reihe seiner Vorfahren und der seiner erhofften Nachkommen. Man könnte es auch [als] das Überkommene bezeichnen, dem – wenn man so will – etwas Metaphysisches anhaftet. Freilich sind es Reaktionen einer erblichen Veranlagung, aber sie verlaufen in der bekannten Weise nur dann, wenn sie in ein arteigenes Milieu eingebettet sind.»

In einem teils biologistischen, teils metaphysischen Sinne fühlte sich Josef Mengele «dem Heimatboden entwachsen, der Eltern, Vorfahren und die Geschlechter und Sippen dieser Landschaft in langen Folgen geformt, ausgelesen und erzogen» habe.

Josef Mengeles Urgrossvater, der 1788 im schwäbischen Lutzingen geborene Josephus Xaverius Mengele, war noch Bauer gewesen. Nach seinem Tod 1863 übernahm der älteste Sohn den Hof. Zwei weitere Brüder, unter ihnen Josef Mengeles Grossvater Alois, erwarben mit dem geerbten Geld eine Ziegelei in Höchstädt an der Donau.

Nach einer Beinamputation im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 musste der Grossvater seinen Anteil an der Firma verkaufen. Die Familie zog mit drei Kindern in die dreissig Kilometer entfernte Kreisstadt Günzburg, wo sie am «Grossen Bach» ein hochgiebeliges, einstöckiges Haus erwarb. Den Lebensunterhalt verdiente die Grossmutter als Hutmacherin.

Der Standort war gut gewählt, denn wer aus den östlich und nördlich der Stadt gelegenen Dörfern nach Günzburg wollte, musste die Brücke am «Grossen Bach» überschreiten und kam dabei am Laden der Putzmacherin Theresia Mengele unmittelbar vorbei. So blühte das Geschäft. Als ihr ältester Sohn, ein gelernter Metzger, den in Zahlungsschwierigkeiten geratenen Betrieb seines Schwiegervaters übernehmen wollte, konnte die Mutter eine erhebliche Summe zuschiessen. Auch die Aussteuer der Tochter war nicht billig. Hinzu kam eine Mitgift, offenbar «ausreichend, dem Unternehmen des Schwiegersohns [eines Baumeisters] einen finanziellen Impuls zu geben». Und dann war da noch der Jüngste, der Vater von Josef Mengele, der auf einer Ingenieurschule studiert und 1907 mit dem Mechaniker Andreas Eisenlauer eine in Konkurs gegangene, kleine Maschinenfabrik in Günzburg gekauft hatte.

Josef Mengele muss seine Grossmutter sehr geschätzt haben. In dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste für die Gründung des Familienunternehmens hielt er in seinen Erinnerungen fest: «Damals hat sie ihren letzten Sparpfennig ausgekratzt, ein grosses Grundstück an den Nachbarn verkauft und eine Hypothek aufs Haus genommen. Aber auch das hatte sie geschafft, um [ihrem Sohn Karl] den Start zu ermöglichen. An seinem Erfolg hat sie nie gezweifelt.»

Günzburg war damals wie heute ein beschauliches kleines Städtchen, an dem die meisten Kriege vorübergegangen sind, ohne nachhaltige Schäden zu hinterlassen. Es liegt am Zufluss der Günz in die Donau, an der Stelle, die schon die Römer für den Bau eines Castells ausgewählt hatten. Es hat heute zwanzigtausend Einwohner und zählte um die Jahrhundertwende ein Viertel davon.

Die Altstadt hat ihr Gesicht kaum verändert. Da gibt es das Schloss und die Hofkirche, das ehemalige Kolleghaus, die Liebfrauenkirche und den Torturm – alles aus Günzburgs bedeutenderer Zeit, als es Residenz der österreichischen Markgrafschaft Burgau war. Damit aber war es 1805 vorbei, und danach hat sich dort nicht mehr viel getan.

Es ist eine beklemmende Ironie, dass sich für den Ortsfremden mit dem Namen dieser Stadt vor allem zweierlei verbindet: der Name der Landmaschinenfabrik «Karl Mengele und Söhne», die in ihren erfolgreichen Jahren zu den bedeutendsten in Deutschland zählte, wobei einer der Söhne eben der KZ-Arzt Josef Mengele war – und der von der Stadt abgeleitete, sehr häufige jüdische Name Ginsburg oder Ginsberg.

Aber das Schicksal der Juden seiner Heimatstadt ist Josef Mengele in seinen Lebenserinnerungen keine Erwähnung wert. Er zieht es vor, Glück und Unglück in der eigenen Familie darzustellen. Und so berichtet er von einem Grossbrand im Sommer 1912, der die Existenz der Familie zu vernichten drohte. «Da hatte der Feuergott seine rote Fahne noch einmal und diesmal mitten in der Stadt aufgepflanzt. In der Nacht hatte er seinen Überfall ausgeführt und war dabei so gründlich zu Werke gegangen, dass ihm sein Raub nicht streitig gemacht werden konnte.»

Dieses Ereignis hat die Familie begreiflicherweise derart erschüttert, dass es auch in seinen einzelnen Umständen immer wieder ausführlich besprochen worden sein muss. Weil diese Schilderung auch in ihrer Sprache Auskunft darüber gibt, was der Familie aus der Bewältigung dieser Katastrophe an Selbstgewissheit, ja an sozialem Klassenbewusstsein zugewachsen ist, soll sie eingehender betrachtet werden. Für den jungen Unternehmer Karl Mengele nämlich, der nur einen geringen Teil des Schadens durch die Feu-

erversicherung decken konnte und der kurze Zeit zuvor seinen Teilhaber ausgezahlt hatte, bedeutete dieser Brand die eigentliche Bewährungsprobe.

Josef Mengele bewunderte zeitlebens diese Energie und Tatkraft seines Vaters: «Nun stellte ihm das Schicksal die grosse Aufgabe. Eingedenk des alten Bauernspruchs, nach dessen Weisheit Unglück im Stall und Abbrennen noch keinen tüchtigen Bauern vom Hof gebracht haben, nahm der unverzagte und schaffensfrohe Mann den Kampf an, der zunächst aussichtslos schien. Aber es ist wohl das Charakteristikum erfolgreicher Männer, dass sie eben das aussichtslos Scheinende zu zwingen vermögen.»

Ursprünglich war die nun in Schutt und Asche liegende Fabrik auf die Herstellung von Mühleneinrichtungen ausgerichtet gewesen. Schon beim Übergang auf die neuen Besitzer 1907 haben diese den Mühlenbau auf Reparaturen beschränkt und die Entwicklung und Produktion von landwirtschaftlichen Maschinen zum Schwerpunkt ihres Fabrikationsprogrammes gemacht. Deshalb seien die Räumlichkeiten längst zu klein gewesen, schreibt Mengele, und nur das bevorstehende Ausscheiden des Teilhabers habe die Neuplanung immer wieder zurückstehen lassen. Nun wurde sie durch die Brandkatastrophe erzwungen.

Eine Lagerhalle auf einem grossen Grundstück vor der Stadt wurde zur Keimzelle der weitläufigen neuen Fabrik. Allerdings war die Finanzierung des Neubaus für die Familie ein erhebliches Problem. Grössere Geldreserven hatten in den wenigen Jahren seit dem Firmenkauf noch nicht angelegt werden können. So bildete die ausgezahlte Versicherungssumme den Grundstock. Der Verkauf des alten Fabrikgeländes in der Stadt mit den unzerstörten Nebengebäuden und dem Elektrizitätswerk, dessen Turbinen durch den Stadtbach angetrieben wurden, brachte einen weiteren Beitrag. Ausserdem, vermutete Mengele, wurden wohl Aussenstände bei wohlgesonnenen Kunden vor dem eigentlichen Fälligkeitstermin eingetrieben.

Aber alles das reichte nicht, um die erheblichen Baukosten zu decken. Eine Weile scheint Karl Mengele auf eine finanzielle Beteiligung seines sehr wohlhabenden Schwiegervaters Franz Josef Hupfauer an der Fabrik gehofft zu haben. Doch der lehnte sowohl eine Beteiligung als auch das Einschliessen

von Barmitteln in die Firma rundweg ab: «Er hatte keine allzu hohe Meinung von den Gewinnmöglichkeiten der Landmaschinenindustrie, da er den chronischen Geldmangel der Bauern nur zu gut kannte.»

Schliesslich blieb Karl Mengele kein anderer Weg, als die Deckungslücke durch Kredite der örtlichen Bank zu schliessen. Seine Kreditwürdigkeit, betonte der Sohn, beruhte jedoch nicht allein auf dem bereits erworbenen Ansehen als ordentlicher und erfolgreicher Geschäftsmann, sondern wahrscheinlich mindestens ebenso auf dem Vermögen des Schwiegervaters, der im Fall der Fälle, so kalkulierte wohl die Bank, schon eingesprungen wäre.

Es musste also gerechnet werden im Hause Mengele, aber knapp ging es deshalb noch lange nicht zu. Im Gegenteil – der Lebenszuschnitt war durchaus behaglich. «Der unerschrockene Geschäftsmann, der sein Schiffllein mutig steuerte», beschrieb Josef Mengele seinen Vater, sei nicht nur ein guter Ingenieur gewesen, sondern auch ein ausgezeichnete Kaufmann. In seinem Sterbejahr 1959 war er der bei Weitem grösste Arbeitgeber im Landkreis Günzburg und Inhaber von rund dreitausend Patenten.

Die «persönlich verbindliche Art» des Vaters, erinnerte sich Josef Mengele, war die Voraussetzung seines Verkaufstalents. Hinzugekommen sei dann noch manche gute Idee. So zum Beispiel die Entscheidung, die Grosshandelsvertretung namhafter Maschinenhersteller zu übernehmen, da die eigene Firma ja nur ein sehr beschränktes Fabrikationsprogramm hatte, gute Kunden aber gerne mit allen Landmaschinen beliefern wollte.

Der Fleiss des Vaters hatte für den Jungen zur Folge, dass er, wie Josef Mengele an seinem Lebensabend bedauernd feststellte, «nicht viel an ihm hatte. [...] Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein war der von seiner Aufgabe Besessene unterwegs. [...] Wie bei vielen Kindern unter ähnlichen Bedingungen spielte sich [das Leben der Kinder] in einer fast reinen Mutterwelt ab, zumal der Vater auch sonntags keine Zeit fand, sich mit seinen Sprösslingen zu beschäftigen.»

Doch auch die Mutter war den Kindern durch ihre Mitarbeit im Betrieb bereits sehr früh weithin entzogen. Ausserdem scheint sie ihren Söhnen gegenüber wenig Zuwendung und Wärme gezeigt zu haben. «Strenge Ord-

nung», Fleiss, Pünktlichkeit und Sauberkeit waren die Kategorien ihres Tugendkatalogs, dem sie selbst nacheiferte, der aber auch für die Söhne verbindlich war. Da sich die Kinder nicht dagegen auflehnten, sondern den Vorgaben der Mutter ganz selbstverständlich folgten und sich in dem Rahmen einrichteten, urteilte Mengele ganz im Duktus seiner daraus abgeleiteten Überzeugungen, «gediehen sie gut und waren feste Kerle».

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, beschäftigte die Firma bereits über dreissig Mitarbeiter. Der Vater war Betriebsleiter, Konstrukteur, Einkäufer und Verkäufer in einer Person. Ein Schlosser-, ein Schmiede-, ein Schreiner- und ein Malermeister, die, wie der Sohn festhielt, Karl Mengele «ihr ganzes Leben treu blieben», stellten das Führungspersonal. Die Mutter erledigte die Buchhaltung und Korrespondenz.

Trotz dieser offensichtlichen Vertrauensstellung, die der Mutter Einblick in sämtliche Geschäftsvorgänge verschaffte, scheint der Vater in Firmenangelegenheiten den Gedankenaustausch mit seiner Frau nicht gesucht zu haben. Sie war zwar eine wichtige, womöglich auch unverzichtbare Mitarbeiterin, nicht aber eine Partnerin im eigentlichen Sinne.

Josef Mengele bemerkte dazu, und es halten sich dabei die Anteile von Verständnis und Missbilligung die Waage: «Seine Pläne verriet er niemand. Sie gehörten zu seinem Ureigensten, über das der sonst sehr Mitteilsame nicht gerne sprach. Seine Gedanken mussten in ihm feste Form und Gestalt gewonnen haben, ehe er sich für reif erachtete, darüber zu reden. Kaum dass er über das Nächstliegende räumlicher Ausweitung oder maschineller Ausstattung der Fabrik mit seiner Frau und engstem Mitarbeiter sich unterhielt. Manches erahnte sie oder hörte das Ungesagte zwischen dem Gesagten heraus, aber meist stand sie – mehr oder weniger überrascht und zuweilen gekränkt – vor vollendeten Tatsachen.»

Als Beispiel solch einsamer Beschlüsse des Vaters beschrieb Josef Mengele in seinen Aufzeichnungen die Anschaffung eines Autos vor dem Ersten Weltkrieg. Dieser Vorgang verdient erwähnt zu werden, weil er wesentliche Hinweise gibt auf das Verhältnis Josef Mengeles zu seinen Eltern, aber auch auf sein Verständnis der Geschlechterrollen an sich, aus dem er kühne Aus-

sagen über die menschliche Evolution ableitete.

Der Erwerb des «respektablen Viersitzers» habe dem Vater schon länger im Sinn gelegen, der Vater habe jedoch – wie üblich ohne Rücksprache mit der Mutter – die Angelegenheit für sich behalten und sei dann mit einem Mechaniker in einem Nachbarort zu einem Gegengeschäft gekommen, das für beide Teile gleich vorteilhaft war. Diesmal aber machte die Überrumpelung die Mutter offenbar böse.

Zunächst würdigte sie nach den Erinnerungen des Sohnes «den Benz» keines Blickes. Sie gab sich sehr beschäftigt. Dann muss sie jedoch der Ärger wegen des erneuten Übergangens «so heftig an der Kehle gedrückt» haben, dass sie ihn nicht «länger schweigend hinabwürgen konnte». Sie sagte ihrem Mann: «In diese Kiste bringst du mich nicht hinein.» Der antwortete: «Ich hab' keine Befürchtung, nicht auch andere Begleitung zu finden.»

Wie eine Stichflamme sei in der Mutter die Eifersucht aufgeschossen. Sie habe schon zu einer scharfen Erwiderung angesetzt, sich dann aber eines Besseren besonnen, das Fabrikgelände ohne Grusswort verlassen und sei nach Hause gegangen. Der dreijährige Sohn verstand diesen Gefühlsausbruch der Eltern natürlich nicht. Er drückte sich daheim in der Wohnung, wo die Eltern den Streit fortsetzten, ängstlich an die Mutter und begann zu weinen. Nach einer gewissen Weile bat der Vater die Mutter, nachmittags in der Firma nach dem Rechten zu sehen, da er mit dem Auto einige Kunden im Umland besuchen wollte: «[Walburga Mengele], angefüllt mit lauter guten Vorsätzen, war über die Bitte ihres Mannes beglückt und stolz. Das Selbstverständliche dieser Aufforderung wog mehr als tausend schöne Reden. Mit erfrischender Klarheit wurde sie sich so ganz ihrer Stellung bewusst und wie sehr sie beide zusammengehörten. Sie erkannte, dass sie längst zu einem Teil seines Existentiellen geworden war, seine Hausfrau, die Mutter seiner Kinder, die Mitarbeiterin. Sie fühlte in sich übermächtig stark diese Ganzheit, und dass sie in das Planen, Schaffen und Wollen ihres Mannes unteilbar mit eingeschlossen ist. Scharf und gross sah sie das Übergeordnete und Bestimmende ihrer Gemeinschaft, die in schöpferischen Lebenszielen lagen. Und so wollte sie ihren Mann auch lieben, so wie er war.»

Selbstverständlich war dies alles eine nachträgliche Deutung Josef Mengeles, die sich allenfalls auf Erzählungen der Mutter stützen konnte. In jedem Falle aber fand die Selbstbeschränkung der Mutter, ihr Verzicht auf eine gleichberechtigte Wahrnehmung ihrer Bedürfnisse durch den Mann, die offenkundige Billigung ihres Sohnes.

Im zwanzigsten Jahrhundert habe die Frau so klugen Einsichten längst abgeschworen, meinte Mengele, kämpfe allein um ihre Emanzipation und verkenne dabei, welch hohen Preis sie dafür zahlen müsse. Dem Industrie- und Konsumzeitalter bleibe es vorbehalten, wenn aus «natürlicher Geschlechtlichkeit industriell verwertbarer Sex-Appeal» geworden sei, der «die letzten Reste archaischer Ordnung in dem Verhältnis der Geschlechter zueinander zerstört» habe. An die Stelle der Ergänzung von Mann und Frau sei deren blosse Gleichstellung getreten.

«Höchst interessant» fand es der Anthropologe und Genetiker Josef Mengele, dass die Einflüsse einer mehr als tausendjährigen Entwicklung des abendländischen Menschen kaum eine jener Erscheinungen hervorgebracht hätten, die «als degenerative Domestikationsmerkmale aus der Haustiergenetik bekannt» seien, «solange die Frau in ihrem naturgegebenen Bereich [...] verbleibt». Dieser könne umschrieben werden als «enge Erlebnisgemeinschaft mit einem Mann, seiner und seines Besitzes Betreuung, mit Kinderkriegen und -aufziehen ohne planende Eingriffe dieses Geschehens innerhalb einer geschlossenen Frauenwelt». Sobald aber die Frau «aus diesem natürlichen Milieu aus- und in die Welt des Mannes einbricht, treten eine Reihe [...] Abweichungen und Störungen» auf.

Diesen Exkurs in seinen autobiografischen Aufzeichnungen, angestossen von der Erinnerung an einen lebhaften Streit zwischen den Eltern in seiner Kindheit, schloss Josef Mengele mit den «im Grossen orientierenden», freilich eher banalen «Hauptworten» ab: «Kulturentwicklung ist Evolution; zivilisatorische Entfaltung ist Ausdruck der Selbstdomestikation des Menschen.»

Die regelmässige Mitarbeit der Mutter in der Firma wurde ganz vordergründig dadurch möglich, dass Vater Mengele ein der Fabrik schräg gegenüberliegendes Wohnhaus zum Verkauf angeboten wurde. Mit dem Erwerb

dieses Hauses lösten sich einige Schwierigkeiten von selbst. Einer der wichtigsten Vorteile war, dass die Familie künftig in unmittelbarer Nähe der Fabrik wohnen konnte. Die Mutter «konnte nun sowohl ihren Haushalt mit Hilfe eines Dienstmädchens versorgen als auch die vielfältigen Pflichten einer rührigen Geschäftsfrau wahrnehmen, deren wachsame Augen die des Chefs vertreten mussten, wenn dieser zum Verkauf seiner Produkte ins Gäu [das heisst das Umland] gefahren war».

Die Berufstätigkeit der Mutter galt Josef Mengele also ganz im Geist und im Rollenverständnis seiner Zeit nicht als Selbstverständlichkeit, sondern leitete sich allein aus der Notwendigkeit ab, den Vater zu vertreten, nach dem Rechten zu sehen, wenn dieser daran gehindert war.

Diese zeitweilige Abwesenheit der Mutter von zu Hause hatte für den Knaben die angenehme Folge, unbeobachtet und ohne Gängelung auf Entdeckungsreise gehen zu können: in dem weitläufigen Garten, der an einen Bach grenzte, mit Sandhaufen, mit einem kleinen Stallgebäude voll alten Gerümpels und mit einem Holzschuppen, unter dessen Dach Fledermäuse hausten.

Es war eine herrliche neue Welt, die sich der Junge Stück für Stück erobern konnte, mit allen Bedrohungen, Fährnissen, Enttäuschungen und Versuchungen, wie er schrieb. Er habe sie «bewältigt», ohne daran Schaden zu nehmen – woran indes, schränkte Josef Mengele ein, Tiefenpsychologen zweifeln würden.

Einmal allerdings geriet der Dreijährige bei seinen Streifzügen, die ihn auch auf das benachbarte Fabrikgelände führten, in Lebensgefahr. In der Nähe des Einganges zum Büro stand ein Regenfass, auf dessen Grund Kieselsteine lagen. Als sich der Junge über den Rand der Tonne beugte, um die Kiesel herauszuholen, verlor er das Gleichgewicht und versank kopfüber im Wasser.

Luis, ein junger Büroangestellter, der zufällig in diesem Augenblick das Büro verliess, bemerkte das Unglück und zog den schon blaugesichtigen Jungen an den Beinen aus dem Schaff. Der Kleine kam mit einer Strafpredigt davon, «weil sich die Mutter schwere Selbstvorwürfe machte, auf das Kind nicht besser geachtet zu haben».

Der Garten vor der Stadt, die Fabrik, die Wiesen und Felder verführten den wachen und wagemutigen Jungen zu vielfältigen Expeditionen. Weitere Unglücke oder schwere Erkrankungen blieben aus. «Nicht minder als das häusliche Glück», fasste Josef Mengele seine Kindheitserinnerungen zusammen, die mit dem Kriegsbeginn 1914 abbrechen, «wuchsen Geschäft und Betrieb.»

Und auch der Erste Weltkrieg förderte den Wohlstand der Mengeles beträchtlich. Die Armee brauchte zwar keine Rübenschneider und keine Dreschmaschinen, aber Transportmittel jeder Art. Das Unternehmen sicherte sich etliche Aufträge des bayerischen Kriegsministeriums und lieferte während der folgenden Jahre in stetig wachsender Stückzahl Fouragewagen, Munitionskarren und Geschützlafetten. Für die reibungslose Abwicklung der Rüstungsaufträge sorgte bis zum Kriegsende 1918 die Mutter, da der Vater zum Militär eingezogen war.

Für Josef Mengele hatte die Abwesenheit der Eltern zur Folge, dass er sich jedenfalls bis zu seiner Einschulung im September 1917 allenfalls nach den Anordnungen des mittlerweile eingestellten Kindermädchens Monika zu richten hatte. Und die war nicht imstande, dem Expansionsdrang des schon damals sehr selbstbewussten und von sich eingenommenen Jungen Grenzen zu setzen. Das besorgte die Mutter im Allgemeinen abends durch regelmässige Ermahnungen und gelegentliche Ohrfeigen beziehungsweise der Vater während seiner Fronturlaube durch manche Tracht Prügel. Aber auch diese Züchtigungen scheinen Josef Mengele nicht sehr beeindruckt zu haben, denn er erwähnte sie in seinen Aufzeichnungen nur beiläufig und ohne jede erkennbare Bitterkeit.

Den November 1918 dagegen, das Kriegsende, das militärische und politische Fiasko des Kaiserreichs, das jähe Ende der imperialen Weltmachtansprüche, die Flucht des Kaisers nach Holland, die Matrosenrevolte in den Nord- und Ostseehäfen, den Umsturz in Berlin – alles das in rascher Folge erlebte der Junge, wenn schon nicht in dem jeweiligen Augenblick, dann jedoch in der Aneignung wenige Jahre später als *das* Trauma seines Lebens und seines Volkes.

Den Ersten Weltkrieg beendete «ein schändlicher Friedensvertrag», so schrieb Josef Mengele rückblickend im Sommer 1976 in sein Tagebuch³.

Dieses «Joch», von dem er meinte, dass es die Lebenskraft des deutschen Volkes immer im Zustand des Siechtums halten sollte, «musste abgeschüttelt werden». Und da auf Hilfe von aussen nicht zu hoffen war, «weder von anderen Völkern noch [von] den grossen religiösen Gemeinschaften», hatte diese Kraft eben aus dem deutschen Volk selbst zu kommen, «und sie kam auch».

Also, stellte Josef Mengele freilich in erheblicher Fehleinschätzung der Bedeutung des jugendlichen Sturms und Drangs für die spätere politische Entwicklung in Deutschland fest, hätte «die Grundsteine der kommenden nationalen Bewegung und Erhebung [und] deren geistige Grundlagen die Jugendbewegung gelegt», der sich Mengele 1924 als Dreizehnjähriger angeschlossen hatte.

Mengele trat der Ortsgruppe Günzburg des deutschnationalen Grossdeutschenjugendbundes (G.D.J.) bei, einem Verband der Bündischen Jugend, dem allerdings auch politische und ausgesprochen rassistische Ziele eigen waren. Jüdische Kinder wurden nicht aufgenommen, denn es sollte endlich, so Mengele, «das Arteigene des deutschen Volkes» wieder freigelegt und «von Verkrustungen mit Artfremdem» befreit werden.

Erreicht wurde dies, unbeobachtet von der Polizei und ungestört von der Justiz der Weimarer Republik, etwa durch Wehrsportübungen und weltanschauliche Indoktrination. Josef Mengele erinnerte sich vor allem daran mit Freude: «Schon die Beschäftigung mit der deutschen Sagenwelt, der Jenseitsvorstellung der Germanen, der von römischen und katholischen Schlacken befreiten Geschichte der germanischen Völker sowie die Lektüre grosser deutscher Dramen und Balladen und nicht zuletzt das deutsche Lied und deutsche Musik überhaupt waren die unfehlbaren Wege, die junge Menschen einer Nachkriegsgeneration [...] zu einer idealistischen, herrischen Lebensauffassung führen mussten.»

Als Beispiel für die Aktivitäten dieser Günzburger Jugendgruppe, die Ende der zwanziger Jahre immerhin sechzig Jungen und dreissig Mädchen zählte und der Josef Mengele zwischen 1927 und 1930 als «Ältestenführer» vorstand, schilderte er in seinem Tagebuch die aufwendigen Vorbereitungen und den Verlauf einer der jährlichen Sonnenwendfeiern zur Mittsommernacht am 21. Juni. Die Feuerstelle sei eine Höhenterrasse im Westen der Stadt gewesen

und das Programm aus Fahnenweihe und Feuerriten habe sich sozusagen von selbst ergeben.

Diese Feier, erinnerte sich Josef Mengele voller Rührung, sei natürlich für alle Teilnehmer ein grosses Erlebnis gewesen: «Wir waren stolz auf unser grosses Sonnwendfeuer, das auf dem Höhenrücken gegenüber der Vaterstadt in den Himmel lohte und davon Kunde gab, dass ein kleines Häuflein Jungs und Mädels heute die Sonnenwende feierten mit den heissen Gedanken und Wünschen in ihren Herzen, die Menschen ihres Vaterlandes aufzuwecken und aufzurütteln zum heiligen Kampf der Befreiung von den Fesseln des schändlichen Versailler Vertrages. Frei sollte die Flamme machen und [...] leuchten sollte sie uns auf unserem Weg, wärmen sollte sie uns mit der Liebe zu unserem grossen Volk und seiner hohen Kultur und verbrennen sollten in ihr alle Zwietracht unter uns Deutschen. So waren – dem Sinne nach – die Worte des Ältestenführers», also Mengeles selbst, der die «Feuerrede» gehalten hatte.

Weshalb er so ausführlich über dieses Jahrzehnte zurückliegende Ereignis geschrieben habe, fragte sich Josef Mengele in seinem Tagebuch am 23. Juni 1977. Und gab zur Antwort: «Damit meine Söhne, wenn sie vielleicht mal diese Zeilen lesen werden, einen Hauch verspüren sollen von der Begeisterung, die unsere Herzen damals ausgefüllt hat. Wenn diese Begeisterung für die Sache des Vaterlandes damals nicht so tief in den Herzen gesessen hätte, ja glaubt ihr denn, dass wir dies alles getan hätten[?] Um ein Feuerchen zu machen und mit den Mädchen darüber zu springen? Nein, dafür war auch zu unserer Zeit kein Junge zu begeistern. Eine grosse Flamme wollten wir entzünden, sichtbar im Land und als Mahnruf an alle in der Not des Vaterlandes.»

Wann aber packte den jungen Josef Mengele diese rauschhafte Begeisterung für das vermeintliche Heil des Vaterlandes? Und wer war ihm da Vorbild? Seine Aufzeichnungen und Tagebücher geben darauf keine Antwort.

Gewiss, der Vater schloss sich als Weltkriegsveteran in den zwanziger Jahren der Soldatenkameradschaft Stahlhelm an und wählte nach der Erinnerung seiner Familie immer konservativ – mal deutschnational, mal die ka-

tholische Bayerische Volkspartei und zuweilen auch den antiklerikalen Bayerischen Bauernbund, der 1933 sehr schnell in der NSDAP aufging.

In erster Linie sei Karl Mengele immer Geschäftsmann gewesen, betonten ehemalige Mitarbeiter⁴, interessiert am Fortkommen seiner Firma und deshalb an jedem Kunden. Antisemitische Attitüden habe er sich da zumindest in der Öffentlichkeit oder im Betrieb weder leisten können noch wollen. Seine Landmaschinen habe er an jeden geliefert, Hauptsache, er kaufte «einen Mengele».

Karl Mengele gehörte inzwischen ganz fraglos zu den Honoratioren der kleinen Stadt. 1924 und 1929 hatte er noch erfolglos auf der Liste der Freien Bürgervereinigung für den Stadtrat kandidiert. Im November 1932 begrüßte er dann schon Adolf Hitler, der auf seinem Fabrikgelände eine Wahl Veranstaltung der Günzburger NSDAP besuchte. Parteimitglied wurde Karl Mengele allerdings erst im Mai 1933 nach der Machtübernahme, als das nicht nur zum guten Ton gehörte, sondern Mengele auch sicher sein konnte, Kunden und Geschäftspartner dadurch nicht zu verprellen.

Einen Sitz im Stadtrat verschaffte ihm nun umgehend der NSDAP-Kreisleiter und Stammtischfreund Deisenhofer – gegen eine Parteispende in ordentlicher Höhe, wie in Günzburg sofort gemunkelt und vom NS DAP-Kassenwart später bestätigt wurde. Karl Mengeles Motive beschrieb der mit den örtlichen Verhältnissen bestens vertraute Historiker Zdenek Zofka: «Mengele wollte schon immer Stadtrat werden, um auf die wirtschaftlichen Entscheidungen der Stadt besseren Einfluss nehmen zu können.»⁵ Vor allem sei es ihm darum gegangen, die Ansiedlung weiterer Industriebetriebe zu verhindern und das Lohnniveau auf diese Weise niedrig zu halten.

Karl Mengele war ein praktisch veranlagter Mensch, kein Ideologe. Politische Entscheidungen traf er nach Massgabe ihrer Nützlichkeit für seine Absichten. Als er wegen seiner Geldspende von Parteimitgliedern angegriffen und ihm nachgesagt wurde, das Stadtratsmandat regelrecht gekauft zu haben, reichte die Parteimitgliedschaft als Beweis seiner politischen Glaubwürdigkeit nicht mehr aus. Er musste stärkere Bataillone zu seiner Verteidigung ins Feld führen. Also trat er 1935 der SS bei. Doch auch hier vermied er es, mehr

unter Beweis zu stellen als unabweisbar erforderlich. Er beliess es bei der einfachen Mitgliedschaft, die ihren befriedenden Zweck in den Auseinandersetzungen mit den missgünstigen Parteigenossen erfüllte.

Es ist also wenig wahrscheinlich, dass Karl Mengele seine heranwachsenden Söhne nationalsozialistisch erzog. Dagegen liegt auf der Hand, dass die Erziehungsziele in katholisch-konservativem Milieu nicht unverträglich waren mit jenen, denen sich Deutschnationale wie Josef Mengeles Lieblingslehrer verpflichtet fühlten – oder auch Nationalsozialisten wie Deisenhofen

Die Mitschüler des Humanistischen Gymnasiums in Günzburg haben einen eher unpolitischen Klassenkameraden und Schulfreund vor Augen, wenn sie zu Josef Mengele befragt werden. Einer von ihnen, der wie Mengele Arzt geworden ist, beschrieb die Eltern Mengele als «konservativ, katholisch, konventionell» und den Sohn als «charmant, liebenswürdig, wegen seines dunklen Teints und der eleganten Erscheinung eher ein Frauentyp als ein nordischer Draufgänger». Eitel sei Josef Mengele gewesen, sehr auf sein Äusseres bedacht und von sich selbst eingenommen. Politisch sei er nicht aufgefallen, was heisse, er war «ähnlich patriotisch eingestellt gewesen wie alle anderen auch».

Ein weiterer Mitschüler, auch er Arzt, wies ausdrücklich darauf hin, einer der auffallendsten Charakterzüge Josef Mengeles sei gewesen, dass er sich nicht unterordnen konnte, nie nachgeben wollte, wenn es darum gegangen sei, das von ihm für richtig Gehaltene durchzusetzen, notfalls gegen alle anderen: «Er war ein Dickschädel und konnte ausgesprochen cholerisch werden, wenn ihm etwas gegen den Strich ging. Er wollte immer mit dem Kopf durch die Wand.»

Sein Schulkamerad Julius Diesbach, mit dem er auch während des Studiums in München Verbindung hielt, erklärte Josef Mengeles innere Antriebskräfte so:⁶ «Josef war ein sehr ehrgeiziger junger Mann, der unter starkem Erfolgswang stand. Er wollte seinen Ruf selbst begründen und nicht an den von der Familie bereits etablierten Ruf gebunden sein. Er wollte nicht einfach nur erfolgreich sein, sondern sich von der Masse abheben. Es war seine Leidenschaft, berühmt zu sein. Er erzählte mir einmal, dass ich eines Tages seinen Namen im Lexikon lesen würde.»

Sosehr diese Aussagen im Wesentlichen übereinstimmen und das Bild eines selbstbewussten und eigenwilligen jungen Menschen zeichnen, der von der eigenen Wichtigkeit und den ihm zugewachsenen Möglichkeiten bis zur Schroffheit überzeugt war, so wenig weisen sie auf das hin, was später mit dem Namen Mengele verbunden werden wird, oder decken sich mit dem, was Mengele im Alter in seinen Aufzeichnungen als Kern seiner dumpf rassistischen Überzeugungen offenbarte.

Auch seine schulischen Unterlagen geben keine Hinweise auf irgendwelche frühen Auffälligkeiten oder auf besondere Neigungen. Josef Mengele war, bei meist gutem Betragen, ein durchschnittlicher Schüler. Das Abitur schaffte er nur mit knapper Not. Seine Abschlussnoten in Deutsch, Latein, Griechisch und Mathematik waren «mangelhaft», in Religion, Englisch, Physik, Geschichte und Geographie «befriedigend», vom Turnunterricht war Josef Mengele wegen einer Erkrankung befreit gewesen.

Die schlechte Betragensnote übrigens [«Sein Fleiss und sein Interesse an der Schule liess sehr zu wünschen übrig»] wurde durch einen korrigierenden Beschluss des staatlichen Prüfungsausschusses vom 14. Mai 1930 aufgehoben. Offenbar hatten Mengeles Eltern eine Streichung der ursprünglichen Beurteilung beim Münchener Kultusministerium erwirkt. Nun hiess es, sein Fleiss habe «wohlentsprochen» und nur im letzten Schuljahr in mehreren Fächern zu wünschen übriggelassen. Deutlichere Hinweise darauf, was stattdessen Josef Mengeles Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, gab der Klassenlehrer allerdings nicht.

«Mit besonderer Freude» erinnerte sich Mengele in seinen autobiografischen Aufzeichnungen «heute noch des Unterrichts in Zoologie, Geographie, Physik und [der] Stunden in ‚Anthropologie‘.» Im Übrigen aber fiel sein Rückblick auf die Schulzeit nicht besonders freudvoll aus. Josef Mengele war «sehr froh, dass es nun endlich ein Ende hatte mit den griechischen und lateinischen Klassikern», mit der Literaturgeschichte, die ihm als «delikates Dörr Obst» serviert worden war, und mit dem Geschichtsunterricht, «der 1870 aufhörte», also die damals aktuellen Auseinandersetzungen über den deutschen Imperialismus, den Ersten Weltkrieg und die Novemberrevolution aussparte.

Josef Mengele fiel also als Kind und als Jugendlicher nicht wirklich auf, weder durch herausragende Leistungen noch durch spektakuläre Verweigerungen. Und auch seine Aktivitäten als «Führer» einer «grossdeutsch» eingeschworenen Jugendgruppe – sichtbarster Protest gegen den Mief der kleinstädtischen Provinzialität Günzburgs – hielten sich durchaus im Rahmen der Zeit. Josef Mengele tat sich nirgends hervor, trat nicht so in den Vordergrund, dass er jenseits von Aufmerksamkeit auch Ablehnung erfahren hätte. Er war anerkannt: als ordentlicher Schüler, als einsatzwilliger Jugendführer, vor allem aber als Stammhalter und möglicher Nachfolger des strebsamen Unternehmers Karl Mengele. Dass aus ihm mal etwas Besonderes werden würde, dass man über ihn reden werde, ja in Lexika seinen Namen lesen könne – das war allein seine eigene, innere Gewissheit.

Josef Mengele erlebte zwar keine behütete und beschirmte Kindheit in der Geborgenheit seiner Familie, aber es war eine von wirtschaftlicher Not freie Jugendzeit in dem überschaubaren Beziehungsgeflecht einer kleinen Stadt in Schwaben. Nichts in seinen äusseren Lebensbedingungen kann als notwendige Voraussetzung seiner späteren Entwicklung gedeutet werden.

Das Studium

Nach dem Abitur im Frühjahr 1930 und der Immatrikulation an der Universität München im April begann für Josef Mengele das Leben jenseits von Elternhaus und schwäbischer Provinz. Der Ortswechsel war auch der Abschied von der durchaus nicht nur freudig erlebten Kindheit. «Bis dahin war Pflicht unmittelbar verbunden mit Zwang, von nun an wird sie bestimmt vom freien Streben nach einem Ziel.»¹

Ein Ziel allerdings stand dem jungen Studenten keineswegs klar vor Augen, da er zu Studienbeginn noch nicht wusste, was eigentlich er studieren sollte oder wollte. Auf Grund seiner «grossen Neigung für die technischen Wissenschaften» hätte wohl an sich ein Ingenieurstudium nahegelegen, zumal dieses ihm dann auch Möglichkeiten im elterlichen Betrieb geöffnet hätte.

Doch dagegen sprachen die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Anfang der dreissiger Jahre, die auch die Firma Karl Mengele nicht verschont hatten. Immer mehr Bauern waren in Zahlungsschwierigkeiten geraten und mussten ihre Höfe zwangsverwalten oder versteigern lassen. Geld für den Kauf landwirtschaftlicher Maschinen wurde knapp, die Umsätze des Unternehmens brachen ein. Angeblich dachte der Vater damals sogar darüber nach, die eigene Fertigung ganz einzustellen und die Firma in ein reines Handelshaus umzuwandeln. Hinzu kam, dass sich der jüngste, im Januar 1914 geborene Bruder Alois durch den Besuch einer höheren Handelsschule bereits auf den Einstieg in die Firma vorbereitet hatte – und damit war für Josef Mengele dort keine Stelle mehr frei.

Ausserdem war seine Mutter ohnehin der Auffassung, dass er wegen einer im Alter von sechzehn Jahren festgestellten Osteomyelitis² und eines gleichzeitig aufgetretenen Nierenleidens, das ihn zu strenger Diät, zum Verzicht auf Alkohol und Sport sowie ganz allgemein zu körperlicher Schonung zwang, für eine Arbeit im Freien nicht geeignet war.

Daher beschloss die Familie, die beste Lösung des Problems in der «Wahl freier Berufe für die beiden älteren Söhne» zu sehen. Der im Juli 1912 gebo-

rene Karl, dessen Abitur 1931 zu erwarten war, sollte Jura studieren und der Älteste ein Fach seiner eigenen Entscheidung. Doch Josef Mengele war unerschütterlich: «Gab es also eine Reihe wohl zu erwägender Gründe, warum ich das technische Studium nicht wählte, so konnte ich leider keine solchen mobilisieren, die mir die Wahl eines anderen besonders nahegelegt hätten.»

Zwar hielt er sich aus ungenannten Gründen nicht «für ein Studium geisteswissenschaftlicher oder juristisch-staatswissenschaftlicher Disziplinen [...] geeignet». Aber von seinen Eltern sei auf ihn in dieser Hinsicht wie auch sonst kein Zwang ausgeübt worden. Also nannte Josef Mengele, nach dem Abitur von der Schulleitung wegen seines Studienwunsches befragt, mangels anderer Vorstellungen Zahnmedizin. Dieses Fach schien ihm wegen seiner handwerklichen und technischen Aspekte eine gewisse Nähe zum ursprünglich favorisierten Ingenieurstudium zu besitzen.

Zu Beginn des Sommersemesters 1930 fuhr Josef Mengele, begleitet von einer Schar Mitabiturienten, zum Studienantritt nach München. Der Abschied aus Günzburg, der Abschied von der Familie und den Freunden, scheint ihm trotz der Erleichterung, den Zwängen der Kindheit endlich entfliehen zu können, nicht leichtgefallen zu sein. Denn seine Gefühle während dieser Bahnfahrt, so erinnerte er sich noch Jahrzehnte später, konnte «man wohl am besten mit jenen vergleichen, die einen zur Militärdienstleistung Aufgerufenen auf der Fahrt zum Garnisonsort begleiten mögen».

Das vertraute Alte blieb zurück, das Neue hatte noch keine Gestalt für ihn gewonnen. Neugierde trieb die Schulentlassenen hinaus, vielerlei Unsicherheiten hemmten sie in gleichem Masse. Josef Mengele fühlte sich nicht genügend auf das vorbereitet, was ihn in München erwartete: «Ich habe ein nicht näher definierbares Gefühl, als hätte uns die Schule zwar ausgezeichnet für das Hochschulstudium trainiert, uns ein gutes Allgemeinwissen verschafft und uns auch erzieherisch – auch nationalpolitisch – sehr günstig beeinflusst, aber sie hatte uns nicht mit der für das akademische Studium nötigen geistigen Reife entlassen.» Mengele litt darunter, weder von den Lehrern noch in der Familie auf die Universität eingestimmt worden zu sein – auf das geistige Abenteuer, aus einer Fülle von Angeboten Anregungen zu erfahren,

sie frei und selbstverantwortlich bedenken, einschränken oder ergänzen zu dürfen, um am Ende zu eigener wissenschaftlicher Arbeit vorstossen zu können: «Keiner von allen, die meine Wege kreuzten oder auf ihnen mich begleiteten, hatte eine innere Beziehung oder [eine] nur gefühlsmässig hinreichende Vorstellung jener ‚Universitas‘, in die [ich] aufgenommen sein wollte. Ich traf auch niemanden, der mir diesen Begriff des universellen, des umfassenden, geistigen Bemühens [...] überhaupt nahegebracht hätte.»

Unbeeindruckt von den Bedenken ihres Sohnes – oder in Unkenntnis – hatte die sehr bodenständige Mutter die Koffer «aufs Fürsorglichste gepackt». Und auch der Vater hatte einige geschäftliche Besprechungen in der Landeshauptstadt so eingerichtet, dass er die nächsten Tage dort im Hotel Kaiserhof gemeinsam mit seinem Ältesten verbringen und dessen erste Schritte in die Selbständigkeit verfolgen konnte.

Nachdem Josef Mengele Koffer und Geigenkasten im Hotel abgestellt hatte, machte er sich sofort auf den Weg zum Zentralgebäude der Universität in der Münchener Ludwigstrasse. Er betrat das mächtige Bauwerk im eher abweisenden als einladenden Stil der Neorenaissance, und ihm widerfuhr, was Generationen von Studenten vor ihm und nach ihm auf ähnliche Weise an diesem Ort erlebt haben: «Die Weitläufigkeit der Eingangshalle, des Aufganges mit der Nachbildung des Doryphoros von Polyklet, der Wandelhallen mit ihren Porträts und die diese Räumlichkeiten bevölkernde Menge junger Menschen wirkten zunächst fast befremdend auf mein ‚ländliches‘ Gemüt, das sich in all dem Neuen erst zurechtfinden musste.»

Nach kurzer Zeit der Verwirrung und Orientierungslosigkeit begegnete er zufällig seinem einige Jahre älteren Schulkameraden Julius Diesbach, einem Medizinstudenten, mit dem er sich auf eine Bank am Universitätsbrunnen zurückzog, um die Fülle seiner ersten Eindrücke in Ruhe besprechen zu können. Josef Mengele scheint recht ratlos gewirkt zu haben, als die Rede auf seinen Studienwunsch kam. Und so wurde aus der Plauderei sehr schnell eine regelrechte Studienberatung. Julius Diesbach ging bei seinen Überlegungen

davon aus, dass Mengele das seltene Glück habe, frei wählen zu können. Nachdem er sich nun entschieden habe, nicht Maschinenbau zu studieren, solle er doch seine Möglichkeiten nicht durch die Wahl eines von Anfang an spezialisierten Studiums wie der Zahnheilkunde unnötig eng begrenzen. Wenn sich Mengele schon für Medizin interessiere, dann könne er doch zunächst die denkbar breiteste Ausbildung wählen, eine spätere Spezialisierung sei immer noch möglich.

Der ältere Kommilitone verstand es offenbar, Josef Mengeles technische und naturwissenschaftliche Neigungen anzusprechen und «in Begeisterung für ein so vielseitiges Studium umzumünzen». Es war also kein blosses Interesse, das er bei Mengele für dieses Studienfach begründete, sondern gleich eine «Begeisterung», eine Leidenschaft, die er weckte. Diese Begeisterung scheint Mengele in nachgerade perverser Umkehrung der eigenen Berufspraxis noch in höherem Alter als notwendige Bedingung des Arztberufes betrachtet zu haben: «Ein Medizinstudent oder Arzt, der von seinem Tun nicht begeistert ist, muss diese Tätigkeit sofort aufgeben, da er sonst sich und seinen Mitmenschen Schaden zufügt.»

Jedenfalls hatte ihn Julius Diesbach, den Josef Mengele nach eigener Erinnerung lediglich dieses eine Mal in München traf, so gründlich überzeugt, dass er sich noch am selben Tag bei den Medizinern einschrieb.

An diesem Frühlingstag 1930 schien Josef Mengele nach der Belehrung und Ermunterung durch Julius Diesbach die Welt zu Füßen zu liegen. Er hatte sich, was sein Studium anging, entschieden. Er musste den Neuanfang in München nicht völlig auf sich allein gestellt bewältigen, sondern konnte auf die Unterstützung einiger Schulfreunde zählen, die ebenfalls Medizin studieren wollten.

Derart entlastet, traf sich Josef Mengele zum Mittagessen mit seinem Vater und berichtete vom Wechsel des ursprünglich ins Auge gefassten Studienfaches. Der Vater hatte keine Einwände. Das Medizinstudium sei ihm so recht gewesen wie jedes andere, das sich der Sohn nur ernsthaft vorgenommen habe. Überhaupt seien die Eltern von seltener Grosszügigkeit gewesen. Josef Mengele erkannte dankbar an: «Wie alle Väter, war auch meiner stolz auf

seinen Filius, der nun Student geworden war. Er war aber nicht nur stolz, sondern auch bereit, seinem Sohn ein sorgenfreies Studium zu ermöglichen. Trotz der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, die damals in Deutschland herrschten, war er, wie später und bis zu seinem Tode [im November 1959], ein sehr grosszügiger Vater. [Seine] «Monatswechsel» erlaubten schon ein Leben, wie es sich für einen «richtigen Studenten» gehörte.»

Hinsichtlich der elterlichen Unterstützung in geistigen Belangen, bemängelte Josef Mengele, habe er allerdings nichts zu erwarten gehabt. Das sei eine den Eltern völlig fremde Welt gewesen, von der sie zwar eher unbestimmt eine hohe Meinung gehabt hätten, zu der sie aber immer sehr deutlich Abstand hielten. Ihr Leben sei eben auf praktische Dinge ausgerichtet gewesen.

Den Nachmittag dieses ersten Tages in München nutzte Josef Mengele noch zur Zimmersuche und wurde schliesslich bei einem Professorenehepaar fündig. Die Lage des mit Plüsch und Nippes beladenen, etwas dunklen Raumes entsprach vor allem wegen seiner Nähe zum Anatomischen Institut seinen Bedürfnissen. Die Monatsmiete von 55 Mark, einschliesslich «Morgenkaffee», war für Mengele erschwinglich. Und auch die Auflage der Vermieterin, «der Besuch von Mamsellen ist natürlich nicht gestattet», störte ihn anscheinend kaum, da er zu diesem Zeitpunkt weder eine Freundin hatte noch in naher Zukunft sich zu binden plante.

Am Abend des folgenden Tages verabschiedete sich Vater Mengele von seinem Sohn, allerdings nicht ohne ihn zuvor darauf hingewiesen zu haben, dass er nun allein den Fährnissen der Grossstadt die Stirn zu bieten habe. Sollte ihn dabei entgegen aller Vorsicht «die giftige Schlange grossstädtischen Ungezüchts» zu Fall bringen, so solle er unverzüglich die Dienste des denkbar besten Facharztes in Anspruch nehmen und «zugleich des väterlichen Verständnisses bezüglich des Unfalles gewiss» sein.

Anfang der dreissiger Jahre, als es noch keine Antibiotika gab, waren Geschlechtskrankheiten nicht nur für Studenten ein ernstes Problem, wobei die eigentliche Gefahr nicht von Prostituierten ausging, die ärztlicher Kontrolle unterlagen. Weitaus gefährlicher, schrieb Josef Mengele sehr abschätzig, war

das «Heer der kleinen Amateurrinnen», waren die «Verkäuferinnen, Dienst-spritzen und Biermöpse», die aus wirtschaftlicher Not anschaffen gingen. «Für mich aber», betonte Josef Mengele in seinen Erinnerungen, «waren diese ‚bösen Dinge‘ keine Gefahr, denn ich hielt respektablen Abstand, und als sie für mich hätten später gefährlich werden können, war ich schon nicht mehr so unerfahren.» Mengele erlebte «diese Bedrohungen der Grossstadt», wie er schrieb, als «prickelnde Mythen». Er überliess seiner Phantasie, was er anscheinend in der Wirklichkeit nicht erprobte.

In den ersten beiden Semestern, die Josef Mengele in München studierte, widmete er sich stattdessen vor allem seinem Studium, jedenfalls nicht der Politik und nicht der Kultur. Er hörte die vorgeschriebenen Vorlesungen in Zoologie bei Professor Karl Ritter von Frisch, der sich als Bienenkundler einen Namen gemacht hatte. Botanik las Professor Fitting-Bohn. Das Chemiekolleg leitete der Nobelpreisträger Professor Wieland, vorklinische Physik bot der als Atomforscher bekanntgewordene Professor Gerlach an. Anatomie war damals in München die Domäne des, so Mengele, «gottbegnadeten» Professors Mollier, der die Studenten mit grossem Ernst darauf hingewiesen habe, dass in seinem Institut keine Leichen, sondern Tote ruhten, die mit Respekt und Dankbarkeit zu behandeln seien.

Josef Mengele nahm nach seinen eigenen Worten diese ethische Maxime dankbar an: «Mein ganzes Leben – auch in den schwersten Situationen – sind mir seine feierlichen Worte von damals gegenwärtig geblieben, mit denen er vom Recht des Toten sprach, dass wir ihm stets mit Würde und Ernst gegenüber zu treten hätten.» So schrieb Mengele Jahrzehnte nach seinem Morden in Auschwitz. Was hätte ein Kommentator hier noch zu bemerken?

Gegen Ende des ersten Semesters ging für Josef Mengele ein Wunsch in Erfüllung, den er dem Vater schon zu Studienbeginn vorgetragen hatte, weil doch die Entfernungen zwischen den Instituten so gross seien und er, als Nierenkranker, sich der Zugluft des Radfahrens nicht leichtfertig aussetzen dürfe. Der Vater teilte ihm mit, er könne sich bei einem Geschäftsfreund, einem Auto- und Landmaschinenhändler am Ammersee, einen gebrauchten Opel abholen.

Josef Mengele war «erfüllt von einer rauschartigen Glückseligkeit», in der er diese letzten Wochen seines ersten Semesters verbrachte. Diese Zeit zähl-

te für ihn zu jenen Lebensabschnitten, die «von einem besonders frohen, glücklichen und starken Lebensgefühl getragen» werden. Ähnliche intensive Zeiten durchlebte er «nach bestandenem Staatsexamen oder [nach] meiner ersten Anstellung als planmässiger Assistent, nach meiner Verheiratung oder beim ersten Wiedersehen mit den Meinen nach so vielen Jahren damals in Z [Zürich].»

Mengele fühlte sich anerkannt, beschützt und gefördert. Alle Erwartungen, die in diesem ersten Semester an ihn gerichtet worden waren, hatte er erfüllt. Die Belohnung dafür war reich. Die Lehre, die sich Mengele aus dieser Erfahrung aufdrängen mochte, war fatal, weil sie frühere Erfahrungen aus seiner Kindheit bestätigte: Anpassung an die Anforderungen von Autoritäten lohnt sich, Fleiss, aber auch Unterordnung machen sich bezahlt.

So wie er während seiner Schulzeit in Günzburg nicht wirklich eingebunden war in das Treiben der Kleinstadtjugend, sondern Freundschaft nur vermittelt erlebte durch gemeinsame Mitgliedschaft in einem Jugendbund oder durch die Klassengemeinschaft, blieb er nach den Berichten seiner Schulfreunde und Studienkollegen auch später im Grunde ein stark auf sich selbstbezogener Mensch. «Er suchte den Anschluss, er machte mit», erinnerte sich Julius Diesbach an den jungen Mengele, «aber man hatte nie den Eindruck, dass er mit dem Herzen wirklich dabei war.»

Josef Mengele war trotz aller Ablenkungen und Aktivitäten, auf die er sich als Schüler und Student einliess, ein Einzelgänger, der aber unter dieser Vereinzelung zuweilen heftig litt und ihr dann zu entfliehen suchte. Er musste in sich die Anspannung eines Menschen aushalten, der einerseits Gemeinschaft will, obwohl er sie andererseits nur schwer ertragen kann.

In seinen autobiografischen Aufzeichnungen hat Mengele dieses in seiner Persönlichkeitsstruktur begründete Dilemma nur einmal dargestellt, häufiger dagegen in seinen Tagebüchern. In den Jahrzehnte nach den Ereignissen niedergeschriebenen Lebenserinnerungen bemühte sich Mengele zwar um eine möglichst genaue Wiedergabe von Abläufen und Ereignissen, orientierte sich aber in deren Deutung vor allem an dem Bild, das er für seine Söhne und die Nachwelt von sich selbst zu entwerfen und zu überliefern wünschte.

Deutlich wird dies an Mengeles Beschreibung seiner ersten Semesterferien. Die verbrachte er bevorzugt mit seinen leichtfüßigeren Freunden bei Kleinstadtklatsch im Günzburger Café Mader und beim Tanz in den Dörfern der Umgebung. Die Studenten zogen in die Kellerwirtschaften und Gasthäuser und nahmen einen Klavierspieler als Tanzmusiker mit oder spielten sogar selber auf. Doch Mengeles Erinnerung scheint trügerisch. Wo er den Eindruck eines in einem Freundeskreis verlässlich aufgehobenen jungen Mannes vermittelt, beschreiben Günzburger Mitschüler seine damalige Rolle anders. Harry H. empfindet im Alter «so etwas wie Mitleid dem Beppo gegenüber», obwohl er Josef Mengele als Primaner nicht besonders gut leiden mochte: «Er bemühte sich immer dazuzugehören, und wir liessen ihn spüren, dass er nicht wirklich dazugehörte.»

Der Grund für diese Ausgrenzung lag, abgesehen von möglichen Eigenheiten Josef Mengeles, am offenkundigen Wohlstand der Familie und an dem in dem Städtchen nicht nur bewunderten sozialen Aufstieg Karl Mengeles vom Handwerkerkind zum grössten Arbeitgeber der Stadt. Harry H. beschreibt die Doppelbödigkeit des Verhältnisses zwischen der Clique und Josef Mengele, die diesem sehr zu schaffen gemacht haben muss: «Wir fanden es gut, dass er in unserer Kapelle mitmachte, das zeichnete uns in gewisser Weise aus. Aber zum engsten Kreis gehörte er nicht, dazu war er uns zu fremd.»

«Den Höhepunkt», schrieb Mengele in seinen Erinnerungen, «erlebte dieses Ensemble mit der Veranstaltung eines Konzertes auf der ruhigen Abteilung der vor den Toren unserer Heimatstadt gelegenen Irrenanstalt. [...] Wir wollten [...] den Armen ein wenig Abwechslung und Aufheiterung in die Öde ihrer Krankheit bringen, wenn auch mit sehr bescheidenen Mitteln und ebensolchem dilettantischen Können.»

Diese Erinnerungen schrieb Josef Mengele 1961 nieder, um seinem im März 1944 geborenen Sohn Rolf und dem im Mai desselben Jahres geborenen Stiefsohn Karl-Heinz einen Eindruck von seiner eigenen Jugendzeit und seinem Studium zu vermitteln. Seine Söhne sollten in gleichem Alter und vor womöglich ähnlichen Entscheidungen nicht auf den Rat eines Älteren verzichten müssen, den er selbst so schmerzlich vermisst habe.

Grundsätzlich galt dabei sein Vorbehalt jeder politischen und kulturellen Neuerung, die von den «amerikanischen Kreuzzügeln» nach dem Zweiten Weltkrieg mittels «Umerziehung» und «Knochenerweichung» über das deutsche Volk gebracht worden seien. Unbestreitbar schien ihm, dass die «überwundene» Lebensart der eigenen Jugendzeit dem deutschen und europäischen Menschen sehr viel mehr entsprochen habe als das, was die Nachkriegsära diesem bereithielt.

In Wahrheit wurde diese Auseinandersetzung zwischen nicht weiter aufgeschlüsseltem «Alten» und «Neuen» nicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg und nicht nur in der Generation der Söhne Josef Mengeles ausgetragen. Diese Spannung, diese Zerrissenheit, die er wortreich beklagte, fand sich, wie er es ja selbst beschrieben hat, durchaus bereits in seiner Auseinandersetzung mit den eigenen Eltern und auch in seinem eigenen Erleben, in seiner eigenen Person.

Weder die ersten Semesterferien im Sommer und Herbst 1930 mit all den Autoausflügen, der Unterhaltung in den Tanzlokalen und «zärtlichem Geflüster auf manch stiller Bank in den städtischen Anlagen» Günzburgs noch das folgende Wintersemester in München brachten für Josef Mengele, was er eigentlich brauchte und, den eigenen Aufzeichnungen zufolge, auch selbst am meisten vermisste: den Kraft- und Ruhepunkt in sich, die eigene Mitte. «Gerade dieses Gefühl des Alleinseins, des Mangels an vertrautem Anschluss an eine Familie, des Fehlens einer echten Freundschaft habe ich in den ersten Semestern sehr bitter empfunden, und [das] erklärt mir heute vieles, was in Unruhe, Unbefriedigtsein, Unlust, oberflächlicher Genusssucht und seichtem Dahinleben seinen Ausdruck fand.» Mengele erkannte, dass die Ursachen für diese Beziehungsstörung in ihm selbst zu suchen waren: «Natürlich – so ehrlich will ich gerne sein – lag diese mehr innere als äussere Isolierung weitgehend an mir, der ich mich eben weder um einen gepflegten Familienanschluss noch um eine ehrliche Freundschaft bemühte. Aber der Grund dafür steckte wohl tiefer in meiner Persönlichkeit und war nichts anderes als Hemmung.»

Dass diese Selbstdiagnose einer Hemmung keine ausreichende Beschreibung dieser Persönlichkeitsstörung ist, erschliesst sich aus den folgenden Be-

merkungen Mengeles: «Ich suchte diese Isolation zu überwinden, und da ich es nicht vermochte, tarnte ich dieses innere Unvermögen in einer – leicht misszudeutenden – Wahrung der Distanz, kühler Unpersönlichkeit und ungeselliger Arroganz. So – und vielleicht noch schlimmer – mag mein Verhalten nach aussen gewirkt [...] und all das abgeschreckt haben, was mir sonst an Freundschaft und Zuneigung von sich aus entgegengekommen oder – wie es wohl später dann war – zugeflogen wäre. Es ist mehr als die Hälfte meines Lebens darüber hingegangen, bis ich diese innere Hemmung und ihre Tarnung einigermaßen überwand. Auf meinem ganzen Lebensweg aber liegen ihre Relikte verstreut.»

Unter dieser Unfähigkeit, offene, gleichberechtigte, nicht allein durch ihren Zweck definierte Beziehungen zu anderen Menschen einzugehen, litt Josef Mengele freilich zeitlebens.

Am Ende des Wintersemesters 1930/31 stellte Mengele fest, dass auch dieses «mit so viel Schwung und schneidigen Absichten» begonnene Semester ihm hinsichtlich seiner «Eroberungen den durchschlagenden Erfolg schuldig geblieben» sei. Anstelle der ersehnten Freundschaft nichts als eine schneidige Eroberung – und selbst die blieb nach dem Zeugnis seiner Studienfreunde damals in Wahrheit aus.

Josef Mengele suchte Ablenkung und konnte sich das zumindest finanziell auch leisten: «Ich trieb [...] im Strom der Zeit, fand die ‚Revuen‘ und sonstigen Nuditäten auf der Bühne höchst prickelnd, die Jazzmusik schmissig, klassische Musik, auf Kaffeehaus Stil umgearbeitet, grossartig und den ganzen Zuschnitt des Lebensstiles, der eben oberflächlich über die Not der Zeit hinwegschlitterte, richtig und nachahmenswert.» Gleichwohl scheint Mengele gespürt zu haben, dass «trotz all dieses hektischen Getriebenseins und Erraffenwollens des Lebensgenusses das junge Herz unbefriedigt und unzufrieden blieb». Jahrzehnte später hielt sich Mengele vor, in seinen jungen Jahren über das Unerfüllte hinweggelebt zu haben: «Ich gab dem und jenem die Schuld und erhoffte vom nächsten Semester, was mir das vergangene schuldig geblieben war.»

Sich ständig wiederholende Enttäuschung, womöglich Depressionen waren das Ergebnis dieser zunehmend hektischen Suche nach Kontakten, nach

Unterhaltung, nach äusserer Bestätigung. Josef Mengele erkannte allerdings den Ursprung seines sozialen Defizits nicht in der eigenen psychischen Verfassung oder im eigenen Verhalten, sondern schob die Verantwortung dafür, wie meist in seinem Leben, äusseren Umständen und «fremden Menschen» zu: «Ein ganz junger, dummer Studiosus suchte seiner Vereinsamung zu entfliehen und rannte einem bunten Luftballon nach, den all die fremden Leute ihm stets vor seiner Nase wegstiessen und der dann irgendwo zerplatzte. Mit dem enttäuschenden Knall aber vertröstete sich der junge Mann immer aufs nächste Mal. Die Beute waren dann ein Stückchen Bindfaden mit einem bisschen Gummi dran und der Geruch nach schlechter Luft.»

Trost in der Ferne, in Wunschbild und Traum, boten sich Mengele in dieser Phase als Entlastung an. Nach mehr als einjähriger Pause erhielt er einen Brief von seiner «ersten grossen Liebe», die er als Oberprimaner in seinen letzten Sommerferien während eines Kuraufenthaltes kennengelernt hatte. In diesem «freundlichen Billett» teilte ihm das Mädchen mit, dass sie noch kurze Zeit in einem Pensionat in Lausanne untergebracht sei. Doch habe sie die Hoffnung, in nicht allzu ferner Zeit die Gelegenheit zu finden, ihn wiederzusehen – vorausgesetzt, ihm liege etwas daran: «Das war ein Windstoss in eine immer noch glostende Feuerstelle, die nun wieder zu beachtender Flamme aufschoss.» Da die junge Frau aus dem Bergischen Land stammte, entschied sich Mengele ohne längeres Zaudern, München zu verlassen und in Bonn weiter zu studieren.

In diesen Monaten innerlicher Leere und depressiver Verstimmung trat er – als Ungedienter, da die Wehrpflicht in Deutschland erst 1935 wieder eingeführt wurde – im Mai 1931 dem Jungstahlhelm bei, der Bonner Hochschulgruppe jener Vereinigung von Weltkriegsveteranen, der auch sein Vater angehörte. Die Überhöhung der Fronterfahrung, die Erinnerung an das angeblich klassenübergreifende «Stahlbad» der Materialschlachten und das ritualisierte Vermächtnis der Gefallenen dienten dabei der Perpetuierung des Gruppenerlebnisses der Kriegsjahre, dann aber auch der psychischen Stabilisierung von Männern, die durch Niederlage, politischen Umsturz und wirtschaftliche Not aus dem Gleis geworfen worden waren. Tatsächlich mündete

dieser männerbündische Totenkult in eine politische Ästhetik des Krieges und des Lebens als ewigem Kampf. Dieser Kampf wurde zur höchsten Charakterprobe für den Einzelnen stilisiert, als letztes Mittel der Auslese und Bewährung verstanden und zum sinnstiftenden Katalysator einer in sich zerstrittenen, ja verfeindeten Gesellschaft erklärt.

In seinen Erinnerungen vermied es Josef Mengele, diesen Beitritt zum Stahlhelm klar zu benennen. Er beschrieb seinen eigenen politischen Hintergrund und den seiner Freunde eher allgemein, aber wohl zutreffend: «Partei-politisch waren wir alle damals in keiner Form gebunden, aber nationalge-sinnt mit einer Selbstverständlichkeit, deren geringste Steigerung schon die Unduldsamkeit ist.» Seine damalige politische Orientierung bezeichnete er «wohl aus traditionellen Gründen» als deutschnational. Mit dem Abitur war er aus dem Grossdeutschenjugendbund, dem er seit 1924 angehört hatte, aus-geschieden. Anschluss an eine andere politische Gruppierung hatte er wäh-rend des zurückliegenden Semesters in München noch nicht gefunden, «wenn auch das Programm der nationalen Sozialisten und ihre gesamte Or-ganisation einen starken Reiz auf mich ausübten».

Zwar hatte er «Keilabende» bei einigen mensurenschlagenden Verbindun-gen besucht, deren konservative Ausrichtung ihm behagte. Doch erschienen ihm die Umgangsformen und Trinkgelage auf den Verbindungshäusern «nicht mehr zeitgemäss». Auf die Dauer aber, fasste Josef Mengele seine Einstellung in jener Zeit zusammen, «konnte man sich in politisch so beweg-ten Zeiten nicht abseits halten, sollte das Vaterland nicht dem marxistisch-bolschewistischen Ansturm erliegen». Ergo: «Diese einfache politische Kon-zeption wurde schliesslich bald zum bestimmenden Faktor meines Lebens.»

In einer der vielen Villen, die an den Alleen in Bonn-Poppelsdorf liegen, hatte Josef Mengele ein Zimmer in einer Hausgemeinschaft mit einem jun-gen Staatsanwalt und mit Studenten verschiedener Fakultäten gefunden. In diesem dritten Semester besuchte er Vorlesungen zur Anatomie des Nerven-systems bei Professor Sobotta, Histologie bei Professor Stöhr, Physiologie bei Professor Ebbecke und belegte das Chemische Praktikum für Mediziner.

War das Semester zumindest an der Universität erfolgreich verlaufen, so schlugen die Versuche Josef Mengeles abermals fehl, sich über lockere Studienkontakte hinaus fester an einen Menschen zu binden. Der Grund für den Wechsel des Studienortes war schliesslich der Wunsch gewesen, dem Mädchen nahe zu kommen, das er während der letzten grossen Ferien seiner Schulzeit kennengelernt hatte. Dieses «kleine, zierliche, dunkelhaarige und - äugige Fräulein» stammte aus einer der ältesten Werkzeugmacherfamilien Remscheids. Mengele liebte sie «von ganzem Herzen und mit der ganzen Impulsivität [seines] Sturm und Drangs». Sie dagegen war «streng, fast puritanisch erzogen». Die beiden trafen sich an den Wochenenden zu Ausflügen ins Bergische Land oder zum Stadtbummel in Düsseldorf und Wuppertal.

Doch die Treffen scheinen die Erwartungen und Hoffnungen Mengeles nicht erfüllt zu haben. Er klagte, dass «auch dieses Semester im Wesentlichen ein oberflächliches Dahingeplätscher» geblieben sei, dem «das unruhige Suchen und unklare Wollen keinen tieferen Sinn zu geben vermochte». Die Freundin sei von «kleinmädchenhafter Art» gewesen, voll «nervöser Infantilität und ängstlicher Hemmung». Ihrer körperlichen Zierlichkeit habe eine kaum geringere seelische Fragilität entsprochen, «die zu kraftvoller Emotion nicht fähig war».

Mengele war es, der auch an dieser Beziehung, wie an manchen anderen zuvor, den «erlebnistiefen Inhalt» vermisste, ohne ihn selbst gestalten zu können. Er hatte für eine Gemeinschaft gehalten, was auf Grund seiner eigenen Defizite nie eine werden konnte. Er hatte an eine Partnerin und an die Beziehung zu ihr erhebliche Erwartungen gerichtet, ohne selbst in gleichem Masse beziehungsfähig zu sein. Prompt erfuhr Mengele erneut eine Enttäuschung, deren Ursache er freilich abermals nicht in der eigenen Beziehungsstörung ausmachte, sondern ausschliesslich im anderen suchte und in den schwierigen äusseren Umständen.

Die «kleine Freundin» sei eben «nicht geeignet» gewesen, «dieser Liebesgeschichte einen ernsteren und tieferen Gehalt zu schenken». Und im Übrigen sei es der «räumlichen Trennung» und der «elterlichen Opposition» auf Seiten des Mädchens zuzuschreiben, wenn diese Freundschaft an einer «Autolyse», einer Selbstverzehrung sozusagen, zu Grunde ging.

Die Verwunderung über das Scheitern dieser Beziehung schlug bei Mengele sehr schnell in Aggression auf den Partner um, der seinen Ansprüchen nicht genüge: «Die Eintagsfliegenliebe der ‚Kleinen‘ aus dem Oberbergischen liess so vieles unerfüllt.» Hatte Josef Mengele in solchen Krisen früher Ablenkung im Kreis seiner Mitschüler oder Studienkollegen und in «seichter Unterhaltung» gesucht, fand er sie jetzt in politischer Arbeit, sofern er sich nicht in seinen medizinischen Lehrbüchern vergrub. Der Arzt Pieter C. erinnerte sich nach mehr als einem halben Jahrhundert an seinen Kommilitonen: «Ich kann mich an Josef Mengele deshalb so gut entsinnen, weil er etwas schaffte, was von uns anderen kaum einer fertiggebracht hat. Er war hinter Mädchen her, genau wie wir. Er hat für die Testate geackert, genau wie wir. Aber dann hat er auch noch Politik gemacht. Und alles drei hat sonst keiner auf die Reihe gebracht.»

Ein Beispiel für diese politischen Aktivitäten Mengeles in Bonn gab der Arzt Kurt L.: «Ich war 1931 Medizinstudent in Bonn. Ich arbeitete für die Fachschaft. Da kam eines Tages ein Medizinstudent zu mir, stellte sich als Stahlhelmer vor und bat mich, eine Ankündigung für eine öffentliche Versammlung des Stahlhelms in der Beethovenhalle im Schaukasten der Fachschaft aushängen zu dürfen. Es wurde eine Rede des [damals bereits pensionierten Chefs der Heeresleitung der Reichswehr] von Seeckt angekündigt. Ich musste das ablehnen, da das nicht den Regeln entsprach, und bat den Studenten, doch zu dem Direktor der Anatomie zu gehen und diesen um Erlaubnis zu bitten. Wir wussten beide, dass der es verbieten würde. Der Student, es war Mengele, lud mich nichtsdestoweniger ein, doch selbst in die Versammlung zu kommen. Ich ging hin. Die Versammlung war eine Katastrophe. Von Seeckt las mühsam vom Blatt. Ich hatte den Eindruck, und Mengele bestätigte mir das später, dass von Seeckt betrunken war. Eine Katastrophe.»³

Josef Mengele beschrieb 1974 in seinem Tagebuch den Anlass, der ihn im Sommer 1931 zur Überzeugung gebracht habe, sich auf die politischen Auseinandersetzungen der Zeit sehr viel stärker einlassen zu müssen als in den Jahren zuvor. Er stand mit seinem früheren Mitschüler Armin, einem Jurastudenten, auf dem Hohen Zoll in Bonn. Beide schauten über den Rhein hin-

über auf das Arbeiterviertel Beuel. Von dort marschierte ein Zug Demonstranten über die Brücke zur Stadtmitte: «Die Spitze bildete eine Schalmeienkapelle. Danach kam einer, der eine grosse Fahne trug, die ihm blutig rot von der Schulter hing. Den fünfzackigen Stern konnte man auf die Entfernung nicht recht erkennen. Alle, die ihm folgten, waren wie die Musikanten und der Fahnenträger gekleidet [...] auch die mitmarschierenden Frauen. Russenkittel, Schirmmütze, Koppel mit Wehrgehänge. Als sie nähergekommen waren, konnte man die wohleingeübte Marschordnung der ‚Roten Armee‘ – vierreihige Doppelrotten – erkennen.»

Die beiden Studenten seien, tief beunruhigt und aufgerüttelt von diesem bedrohlich wirkenden Aufmarsch, schweigend nebeneinander bis zum Kaiserplatz weiter gegangen. Dort habe Mengele seinem Günzburger Mitschüler beim Abschied unter dem frischen Eindruck des Erlebten zugerufen: «Nun wissen wir wohl, was wir zu tun haben.» Es galt, nicht länger nur auf der nationalen Seite zu stehen, sondern Partei zu ergreifen, Position zu beziehen, sich einzufügen in die Schlachtordnung, den Kampf aufzunehmen gegen das Fremde, gegen die Drohung aus dem Osten.

Schuld an dem auf Deutschlands Strassen ausgetragenen Bürgerkrieg trugen in Mengeles Sicht «die Alliierten, die den Krieg gemacht hatten». Die nämlich «wussten nun auch nicht mehr weiter, und deshalb herrschte schon einige Jahre die sogenannte Weltwirtschaftskrise. Deshalb krachten nicht nur in Deutschland, sondern auch anderen Orts die Banken zusammen, die Bauern kamen mit ihren Höfen auf die Ganten [das heisst zur Versteigerung], und die Industrie- und Handelsunternehmen stellten die Zahlungen ein.»

So simpel sich der Hintergrund wirtschaftlicher und politischer Konflikte für Mengele darstellte, so einfach machte er es sich auch bei der Bestimmung jener, die aus diesem gesellschaftlichen Umbruch ihren Nutzen zogen: «Gute Geschäfte machten die Warenhäuser und Ramschläden [...], hinter denen immer die gleichen Leute standen.»

Das waren für Josef Mengele jüdische Kaufmannsfamilien wie Wertheim, Tietz und Israel, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg erkannt hatten, dass der Einzelhändler schon beim Wareneinkauf im Wettbewerb mit dem Gross-

abnehmer und den Kettenläden nicht werde bestehen können. Doch statt zu klagen, wie viele Kleinhändler und Mittelständler, stellten sie sich auf die neue Situation ein – nicht zuletzt zum Vorteil ihrer Kunden, die ihnen in Massen zuströmten, weil sie in den Warenhäusern aus einem grösseren Angebot zu vorteilhafteren Preisen auswählen konnten als bei der weniger flexiblen Konkurrenz.

Damit war für Josef Mengele die Frontstellung klar: Auf der Seite der Feinde standen die Fremden mit ihren Heilslehren, die jüdischen, die russischen Bolschewisten, und dazu das internationale Grosskapital, auch dies personalisiert in dem zweiten Stereotyp, dem jüdischen Plutokraten; Freund dagegen war alles Kerndeutsche, ob reich oder arm, sofern nur der alten Ordnung verbunden und in Treue fest.

War für Mengele in diesen Bonner Semestern auch gescheitert, worauf er die meisten Hoffnungen gesetzt hatte, endlich eine ihn befriedigende Beziehung zu einer Frau zu finden, so hatte er doch zwei positive Erfahrungen gemacht. Er hatte gelernt, dass er persönliche Enttäuschungen durch politische Aktivität oder erhöhten Einsatz für sein Studium besser kompensieren konnte als durch die kurzweiligere Betriebsamkeit in den beiden ersten Münchener Semestern. Und er hatte für sich durch die Tat erprobt, auf welcher Seite der Barrikade er in den politischen und weltanschaulichen Kämpfen der Zukunft stehen werde.

Im Sommersemester 1932 bestand Josef Mengele in Bonn das Physikum, die ärztliche Vorprüfung. Als leidenschaftlicher Skiläufer belohnte er sich für diesen Erfolg mit einem Semester im winterlichen Wien und kehrte zum Sommersemester 1933 nach München zurück. Zusätzlich zu seinem Medizinstudium immatrikulierte er sich jetzt für das Fach Anthropologie an der zweiten, der naturkundlichen Sektion der Philosophischen Fakultät.

Die persönlichen Aufzeichnungen Josef Mengeles enden 1932 mit seiner Bonner Zeit und setzen erst im Frühjahr 1945 wieder ein. Die zwölf Jahre der NS-Herrschaft und der eigenen Verstrickung sparte er aus. Kein Wort zu seinen rasekundlichen Studien an den Universitäten München und Frankfurt, nichts über seine Hochschullehrer, bei denen er 1935 mit einer *Rassen-*

*morphologischen Untersuchung des vorderen Unterkieferabschnittes bei vier rassischen Gruppen*⁴ summa cum laude zum Dr. phil. promovierte und, mit gleichem Prädikat, 1938 durch *Sippenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-Gaumenspalte*⁵ zum Doktor der Medizin.

Keiner Erwähnung wert schien ihm der Fortgang seines Studiums, das Examen 1936, seine SA-Mitgliedschaft zwischen November 1933 und Oktober 1934, sein Eintritt in die NSDAP im Mai 1937 und in die SS ein Jahr später. Nicht einmal das Kennenlernen seiner Frau, die Hochzeit, die Geburt des Sohnes hielt er fest oder die Militärzeit, seine Einsätze im Zweiten Weltkrieg, von den Jahren im Konzentrationslager Auschwitz gar nicht zu reden. Zwölf Jahre seines Lebens übergang Josef Mengele in seinen autobiografischen Niederschriften, ohne dafür Gründe zu nennen.

Der Weg nach Auschwitz

Als Josef Mengele im Sommersemester 1933 nach München zurückkehrte, war er 22 Jahre alt und hatte das Physikum bestanden. Er gehörte immer noch dem Jungstahlhelm an, der im November 1933 wie andere nationalistische und paramilitärische Kampfverbände in die SA eingegliedert wurde. Freilich scheint Mengeles Interesse an der politischen Arbeit in dieser Zeit hinter seinem Studium zurückgetreten zu sein, denn mit Hinweis darauf und auf seine frühere Nierenerkrankung trat er im Oktober 1934 aus der SA aus.¹

Ausserdem war die SA-Mitgliedschaft in besseren Kreisen nach der mit Putsch vorwürfen begründeten Liquidierung der SA-Führung durch Hitler am 30. Juni 1934 nicht mehr karrierefördernd. Wer sich jetzt als besonders linientreu empfehlen wollte, trat der «Führerelite» bei, der SS unter Heinrich Himmler.

Josef Mengele allerdings tat dies noch nicht. Er konzentrierte sich auf seine Examensvorbereitung. Studienfreunde und Kommilitonen aus diesen klinischen Semestern beschreiben ihn nicht als auffällig begabt, jedoch als aussergewöhnlich fleissig und besonders an Anthropologie und Vererbungslehre interessiert.²

Kurt L., der Mengele bereits aus Bonn kannte, erzählte, dass ihm sein Freund voller Stolz das Anthropologische Institut in München gezeigt und ihn dort sogar dessen Direktor, Professor Theodor Mollison, vorgestellt habe. Mengeles Hauptaugenmerk galt schon damals der theoretischen Medizin. Er habe sich nur noch am Rande um die klinischen Fächer gekümmert.

Anton M. erinnerte sich an Mengeles Effizienz und Lerntechnik: «Er war ein Pedant. Und er hatte einen Archivierungstick.» Zunächst habe Mengele in Lehrbüchern und Skripten Kernaussagen mit verschiedenfarbigen Buntstiften unterstrichen – und zwar jeweils abgestellt auf den Lernfortschritt. Danach übertrug er das Wichtigste auf Karteikarten, mit deren Hilfe er den Stoff je nach Erfordernis lernen konnte. Klammern, die er auf die Karten setzte, markierten ihm, was zu wiederholen war. «Das gesammelte Wissen Mengeles», sagte Anton M., «fand sich ordentlich abgelegt in einem Dutzend Papp-

kartons, jederzeit abrufbar und den verunsicherten Kommilitonen vor Prüfungen mit Siegerlächeln vorzuweisen.»

Pieter C. meinte, dass vor allem Mengeles technisches Interesse den Weg zur Anthropologie und Genetik gebahnt habe. Vieles aus dem weiten Feld der klinischen Medizin war ihm zu wenig wissenschaftlich belegt. In der Anthropologie dagegen, «da konnte er vermessen, Daten erfassen, klare Aussagen treffen, wie ein Ingenieur». Mengele habe als Mediziner nie einer Umgebung oder dem Gefühl vertraut, «für ihn gab es nur Fakten, und die sammelte er mit grösster Technikgläubigkeit und Leidenschaft».

Dass alle diese Beobachtungen aber den «unfassbaren Bruch im Wesen eines Begabten, der von allen, die ihn kannten, als freundlich, hilfsbereit, gütig, ja liebenswert beurteilt wurde», nicht erklären können, betonte Kurt L.³ Seinen Kommilitonen sei Josef Mengele «nie durch Launen, geistiges oder materielles Überlegenheitsgetue auf die Nerven» gegangen, «sein Charakter erschien durchaus positiv und berechenbar». Besonders bemerkenswert an der Persönlichkeit seines Freundes fand Kurt L. im Nachhinein allenfalls seine Grundstruktur einer gewissen, wenn auch damals «gewohnten Gehorsamsleistung gegenüber hierarchischem Autoritarismus» und «die sich daraus ergebende Ablehnung allen ‚fremden Wesens‘ und deren [...] bedenkenlose Entwicklung zu unmenschlichen Konsequenzen».

Die Grundlage dieser Beurteilung Mengeles durch Kurt L. waren neben den Kontakten während der gemeinsam verbrachten Semester zwei Besuche L.s in Günzburg, eine Zelttour mit Mengele in den Alpen 1935 und verschiedene kürzere Begegnungen nach dem Studium und während des Krieges: «Das alles waren jedoch keine Ereignisse, bei denen sich besondere psychologische oder gar psychiatrische Erkenntnisse gewinnen liessen.»

Als mögliche, wenngleich paradoxe Begründung für Josef Mengeles spätere Verherrlichung des nationalsozialistischen Rasseideals benannte Kurt L. Mengeles eigenes Erscheinungsbild: mit 174 Zentimetern nur mittelgross, mit 77 Kilogramm leicht übergewichtig, geringfügig pyknische Statur, dunkler Teint, dunkles Haar und dunkle Augen.⁴ «Nicht unbedingt den Rassenphrasen des NS-Systems entsprechend, litt [Josef Mengele] möglicherweise

unter dieser Tatsache und hatte somit vom Unterbewusstsein her Streben nach Kompensation [...]. Dennoch wirkte sein Phaenotypus besonders auf Frauen unbedingt anziehend, was durch seinen bestechenden Charme besonders gefördert wurde.»

Kurt L. erinnerte sich an zwei Freundinnen Mengeles während dessen klinischer Semester in München und, allerdings nur vage, an «eine Almuth aus Norwegen», die Mengele wohl in Wien kennengelernt habe. Die erste dieser Freundinnen in München sei Pat gewesen, eine Engländerin, «die er [...] recht versteckt hielt». Pat war nach L.s Beschreibung dunkelhaarig, sehr hübsch und «ihm, wie er ihr, sehr zugetan». Nach Pats Rückkehr nach England, erklärte L., habe sich Mengele mit einer «sehr hübschen, grossen und schlanken Blondine» angefreundet, die eine höhere Fachschule besuchte und aus einer anderen Stadt stammte.

Kurt L. glaubte versichern zu können, dass Mengele zumindest «während der gemeinsamen Studienzeit, Sommersemester 1932 bis April 1936, keinerlei Entpersönlichung durch ideologische Ismen jeglicher Art erlegen» sei. Auch entsann er sich nicht, Mengele «in Friedenszeiten in einer NS- oder anderen Uniform gesehen zu haben». Die Trauung auf dem Standesamt in Oberstdorf 1939 sei da «möglicherweise eine Ausnahme» gewesen.⁵

Nach seiner ärztlichen Staatsprüfung im Sommer 1936 trat Mengele sein Medizinalpraktikum an der Kinderklinik der Universität Leipzig an. Er blieb vier Monate dort, war in einem Wohnheim untergebracht und hätte diese Zeit vor seinem Dienstantritt am Frankfurter Universitätsinstitut für Erbbiologie und Rassenhygiene zum Jahresanfang 1937 wohl auch bald vergessen gehabt, wenn er dort nicht die damals neunzehnjährige Irene Schönbein kennengelernt hätte.⁶

Diese im August 1917 in Leipzig geborene, attraktive junge Frau war die Tochter eines aus dem schweizerischen Fribourg stammenden Kaufmannes.⁷ Nach der Beschreibung des ärztlichen Untersuchungsbogens des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS entsprach die hellblonde, mittelgrosse, athletisch gebaute Abiturientin mit ihren blau-grauen Augen ganz dem «nordischen» Rassetyp. Als sie Mengele begegnete, besuchte sie die Abschluss-



Foto aus der SS-Akte, entstanden ca. 1938



Hochzeitsbild von Josef und Irene Mengele, 1939



Josef Mengele in der Uniform eines Hauptsturmführers, nach 1943



Passfoto Mengeles aus Argentinien, Mitte der fünfziger Jahre

klasse der Leipziger Aufbauschule und bestand Ostern 1937 ihr Abitur.

Irene Schönbein kam aus einer nationalsozialistischen Familie. 1934 war sie in den Bund Deutscher Mädchen (BDM), die weibliche Jugendorganisation der NSDAP, eingetreten. Mitglied der Partei wurde sie jedoch nicht. Nach dem Arbeitsdienst in Mecklenburg studierte sie zunächst vom Wintersemester 1937/38 an Französisch an der Universität von Neuchâtel in der Schweiz, später auch Kunstgeschichte in Florenz. Ihr 1944 geborener Sohn Rolf beschrieb sie im Nachhinein als eine sehr gefühlsbetonte Frau, fröhlich, heiter, lebenslustig. Sie habe den Kopf voller Flausen gehabt und in das kleinstädtische Günzburg nie recht gepasst.

Als SS-Angehöriger musste Josef Mengele vor seiner Heirat eine Ehegenehmigung des Reichsführers-SS beantragen. Dabei wurde seine Abstammung und die der Verlobten bis in die fünfte Generation überprüft. Nur wenn sie beide seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausschliesslich «arische» Vorfahren nachweisen konnten, war eine Aufnahme der Familie in das «Sippenbuch der SS», den auserwählten Kreis der «Edelinge nordischer Art und Gesinnung», möglich.

Da aber Irene Schönbeins Vater nicht nur unehelich geboren, sondern der Grossvater auch noch dazu unbekannt war, gab das Rasse- und Siedlungshauptamt im März 1939 die Hochzeit lediglich «auf eigene Verantwortung» der Mengeles frei und teilte den künftigen Eheleuten mit, dass sie zum einen «mit einer Eintragung in das Sippenbuch der SS voraussichtlich nicht rechnen können» und die Frau ferner innerhalb eines Jahres die Teilnahme an einem «Müterschulungslehrgang des Deutschen Frauenwerkes» nachzuweisen habe.

Diese Entscheidung des Rasse- und Siedlungshauptamtes, seinen Nachkommen die höchsten «arischen» Weihen zu verweigern, wird Josef Mengele geschmerzt haben. Denn mit seinem vom Münchener Doktorvater Mollison empfohlenen Wechsel an das Frankfurter Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene unter Professor Otmar von Verschuer war zum Jahreswechsel 1936/37 nicht nur die Absicht einhergegangen, sich in diesem ideologisierten Bereich der Medizin einen Namen zu machen, sondern auch die Bereitschaft,

durch den Eintritt in die einschlägigen NS-Organisationen politisch Flagge zu zeigen. Also beantragte Josef Mengele im Mai 1937 die Aufnahme in die NSDAP und ein Jahr später in die SS.

Josef Mengele, der Arzt und Anthropologe, wurde aus freier Entscheidung zum aktiven Vertreter der NS-Medizin. Nicht aus Bequemlichkeit oder Opportunismus, nicht weil er von einem Vorgesetzten dazu überredet worden wäre oder anders seinen Beruf nicht hätte ausüben können, trat er der Partei und der SS bei. Jedenfalls ist keine derartige Begründung überliefert. Hans Münch hielt als Motiv für Mengeles verhältnismässig späten NSDAP-Beitritt fest: «Aus kühlen Karriereüberlegungen und aus voller politischer Überzeugung setzte er sich im Januar 1937 auf das Gleis, das ihn im Mai 1943 schliesslich nach Auschwitz führte.»⁸

Das Frankfurter Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene war 1935 eingerichtet worden, im Jahr der antisemitischen Nürnberger Gesetze, die sowohl Eheschliessungen wie ausserehelichen Geschlechtsverkehr «zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes» verboten. Zu seinem ersten Direktor wurde der 1896 geborene Otmar Freiherr von Verschuer berufen. Seine vorherige wissenschaftliche Karriere empfahl ihn für dieses Amt: 1927 hatte er sich mit einer Untersuchung über den Vererbungsweg bei Zwillingen habilitiert und wurde im selben Jahr Abteilungsleiter an dem von Eugen Fischer geleiteten, neugegründeten Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin. 1933 wurde Verschuer zum ausserordentlichen Professor ernannt und ein Jahr darauf Herausgeber der Zeitschrift *Der Erbarzt*, dem Leitmedium der NS-Rassenmedizin.

Verschuer war damals kein NS DAP-Mitglied, was jedoch Walter Gross, den Leiter des Rassenpolitischen Amtes der Partei, in einem Schreiben an den Dekan der medizinischen Fakultät der Universität Frankfurt am Main im Oktober 1934 wenig störte: «Es ist richtig, dass Professor von Verschuer nicht als Nationalsozialist, überhaupt nicht als politischer Mensch angesprochen werden kann. Vom politischen Standpunkt aus würde also seine Berufung keine Verstärkung des nationalsozialistischen Elementes in Frankfurt/M. bedeuten.» Da Verschuer aber dem Nationalsozialismus «mit einer

völlig ehrlichen Loyalität» gegenüberstehe und als anerkannter Wissenschaftler «zur Festigung wichtigster Grundlagen der nationalsozialistischen Gedankenwelt» beitrage, könne er, Gross, sich vorstellen, «dass die sachliche und vorwiegend wissenschaftliche, unpolitische Art Verschuers [...] gerade besonders überzeugend» wirke, «so dass auch im propagandistischen und werbenden Sinne seine Berufung wertvoll sein könnte».

Otmar Freiherr von Verschuer, hessischer Landadeliger, Weltkriegsteilnehmer, Offizier, Freikorpskämpfer, stockkonservativ und ein Rassist reinsten Wassers, war den Nazis ein willkommener Bundesgenosse. 1935 übernahm er das Frankfurter Institut. Sein wissenschaftliches Ziel war der erbbiologische Nachweis genetisch bedingten Auftretens angeborener Behinderungen, aber auch der Erblichkeit später auftretender körperlicher und geistiger Erkrankungen sowie die Prognostizierbarkeit unterschiedlicher Persönlichkeitsmerkmale wie etwa der Intelligenz oder der Musikalität. Daneben hatte er mit seinen Assistenten als Gutachter in sogenannten Rasseschandeprozessen aufzutreten, also immer dann, wenn einem Juden die Vaterschaft des unehelichen Kindes einer «arischen» Frau zur Last gelegt wurde. In einem Gerichtsverfahren 1937 zum Beispiel hatten Verschuer und Mengele einem Angeklagten die jüdische Rassezugehörigkeit bescheinigt, obwohl dieser behauptete, während eines Seitensprungs seiner nachweislich nichtjüdischen Mutter mit einem gleichfalls nichtjüdischen Mann gezeugt worden zu sein. Das Gericht glaubte dem Angeklagten und sprach ihn frei. Verschuer und Mengele beschwerten sich in einem Brief an den Reichsjustizminister über diese Eigenmächtigkeit der Justiz gegenüber wissenschaftlichem Sachverstand.⁹

Der Genetiker Hans Grebe, der mit dem Rassenhygieniker Ferdinand Claussen, dem Erbbiologen Heinrich Schade, dem Internisten Otto Hans Kahler und Josef Mengele zum Frankfurter Mitarbeiterkreis von Verschuer gehörte, erinnerte sich in einem Gespräch mit dem Kölner Humangenetiker Benno Müller-Hill an seine Zeit mit Mengele zwischen dem Frühjahr 1938 und dem Kriegsausbruch im September 1939.¹⁰ Er habe den gleichaltrigen Mengele zwar nicht näher kennengelernt. Sie beide hätten sich gesiezt. Aber

immerhin konnte er feststellen, dass «Mengele der Lieblingsschüler unseres Chefs» war. Antisemitismus habe es am Institut selbstverständlich nicht gegeben. Im Gegenteil, man habe sich nach Kräften bemüht, den wegen Raseschande oder sonst wegen ihrer jüdischen Herkunft Verfolgten wirksam beizustehen. Und, äusserster Beweis des Widerstands, selbst der «Beerdigung eines jüdischen Freundes in Frankfurt» sei Grebe nicht ferngeblieben.

Gleich zu Kriegsbeginn, erzählte Grebe, sei er als Truppenarzt eingezogen worden und habe im Frankreichfeldzug im Frühjahr 1940 das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen bekommen. Bei einem Besuch in Uniform im Frankfurter Institut habe ihn Mengele angesprochen: «Sie haben das EK 1. Ich melde mich sofort freiwillig bei den Gebirgsjägern.» Wegen seiner alten Nierenerkrankung sei er dort aber nicht angenommen worden und habe deshalb bei der Waffen-SS sein Glück versucht.

Helmut von Verschuer, der Sohn des Institutsdirektors, versicherte Benno Müller-Hill, sein Vater sei ein sehr religiöser Mensch gewesen, habe sowohl in Frankfurt wie auch 1942, nach seiner Berufung auf die Chefstelle des Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, sofort Verbindung zu Pfarrgemeinden der Bekennenden Kirche gesucht, habe über seinen Neffen Adam von Trott zu Solz sogar Kontakt zu Widerstandskreisen gehabt.¹¹ An antisemitische Äusserungen des Vaters zu Hause konnte er sich nicht erinnern, auch nicht daran, ihn je mit Parteiabzeichen gesehen zu haben. «Mein Vater», sagte Helmut von Verschuer, «war für strenge Trennung zwischen ‚reiner‘ Wissenschaft und Politik. [...] Mitarbeiter hat er nicht nach politischen Gesichtspunkten, sondern nach fachlicher Qualifikation ausgesucht.» An Mengele könne er sich vor allem aus dessen Frankfurter Zeit erinnern. Er sei ein «freundlicher Mensch» gewesen: «Im Institut wurde er von den Damen wegen seiner menschlichen Güte Vater Mengele’ genannt». Wie auch die übrigen Assistenten sei Mengele zuweilen mit seiner Frau bei den Eltern zum Tee eingeladen gewesen. In Berlin, sagte Verschuer, habe er Mengele dann nicht mehr getroffen. Lediglich die Mutter habe ihm einmal später berichtet, dass Mengele anlässlich eines Essens im Hause Verschuers auf die

Frage, ob es denn schwer sei, was er in Auschwitz zu tun habe, geantwortet hatte: «Es ist grauenhaft, ich kann nicht darüber sprechen.»

Wahrscheinlich, meinte Helmut von Verschuer, habe Mengele seinem Vater die tatsächlichen Umstände seiner Tätigkeit in Auschwitz verborgen gehalten, um seine wissenschaftliche Zusammenarbeit mit ihm fortsetzen zu können. Auf den Vorhalt Müller-Hills, dass sein Vater bei Kriegsende den gesamten Briefwechsel mit Mengele wohl nicht grundlos vernichtet habe, antwortete von Verschuer abschwächend, dass sein 1969 gestorbener Vater jedenfalls mit ihm über eine mögliche Mitwisserschaft an Mengeles Auschwitz-Einsatz nie gesprochen habe. Er habe lediglich «in der Münsteraner Zeit», also nachdem sein Vater dort 1951 zum ordentlichen Professor und Direktor des Humangenetischen Instituts berufen worden war, von entsprechenden «Verleumdungen» der ehemaligen Mitarbeiter Kurt Gottschaldt und Hans Nachtsheim gehört: «Aber mein Vater meinte, dass er sich am besten nicht dazu äussern solle. Er hat zu allem, was er als Verleumdung ansah, geschwiegen.»

Bereits 1935 hatte Professor von Verschuer angekündigt: «Unsere Forschung soll und wird sich dafür verantwortlich fühlen, dass die Erb- und Rassenpflege, in der Deutschland in der Welt führend dasteht, in ihren Grundlagen so gefestigt ist, dass sie jedem Angriff von aussen gewachsen ist.»

Drei Jahre später berichtete er: «Die Untersuchung der lebenden Bevölkerung in den Schwalmldörfern ist zum Abschluss gebracht. Die Kirchenbücherauszüge sind zu Sippentafeln zusammengestellt. Die Identifizierung der Krankheitskartei ist durchgeführt.» Jetzt könne damit begonnen werden, den Erbgang einer Vielzahl von Erkrankungen festzustellen. Die «Annahme einer Hervorrufung lediglich durch eine äussere Einwirkung (Unfall oder Berufsschädigung)» erscheine nur bei wenigen Krankheiten berechtigt. Die «Prophylaxe der Erbkrankheiten durch Sterilisierung, Eheverbot und Eheberatung» sei bereits durch entsprechende Gesetze vorgesehen. Einzelne seiner Mitarbeiter, räumte Verschuer ein, könnten zwar angesichts dieser Konsequenzen ihrer Diagnose «vor allem im Umgang mit den betroffenen Menschen» Schwäche zeigen. Aber diese lasse sich überwinden «durch Beharrlichkeit und Geduld, durch Anpassungs- und Einfühlungsvermögen und – durch ein warmes Herz!»

Nach abermals drei weiteren Jahren, inzwischen war die Ausgrenzung der Juden aus der Bevölkerung Deutschlands und der besetzten Länder abgeschlossen, die ersten Ghettos waren eingerichtet, die Massendeportationen ins sogenannte Generalgouvernement in vollem Gange und einige zehntausend Behinderte im Rahmen der «Euthanasie»-Aktionen bereits ermordet worden, pries Institutsdirektor von Verschuer im *Leitfaden der Rassenhygiene* überschwänglich die Verdienste Adolf Hitlers: «Der Führer des Deutschen Reiches ist der erste Staatsmann, der die Erkenntnisse der Erbbiologie und Rassenhygiene zu einem leitenden Prinzip in der Staatsführung gemacht hat.»

Zu Jahresbeginn 1942 forderte Verschuer in seiner Hauszeitschrift *Der Erbarzt'*. «Noch nie in der Geschichte ist die politische Bedeutung der Judenfrage so klar hervorgetreten wie heute [...]. Ihre endgültige Lösung als Weltfrage steht mit zur Entscheidung in diesem Kriege.» Und im August desselben Jahres zog Verschuer in der Parteizeitung der NSDAP, dem *Völkischen Beobachter*, seine schlimme Bilanz: «Die einzige wesentliche Rassengefahr durch die Juden hat durch die Politik des Nationalsozialismus ihre endgültige Regelung gefunden» – die Endlösung in den Massenmordfabriken im besetzten Polen.

Der Rasseforscher Verschuer hatte sich dafür mit seinem «Lieblingsschüler» Josef Mengele nach Kräften eingesetzt. Der fleissige, der wohlherzogene, der wissbegierige, der anpassungsfähige Assistent und der als Polyskribent auf solche Zuarbeit angewiesene akademische Lehrer – da kamen zwei Menschen zusammen, die sich vorzüglich ergänzten. Bereits 1937 vergab Verschuer Rassegutachten an seinen Doktoranden Mengele. Er bewertete Mengeles wissenschaftlich nicht sehr originelle medizinische Doktorarbeit, die als rein genealogische Vergleichsuntersuchung 1938 veröffentlicht wurde und die Erblichkeit der Lippen-Kiefer-Gaumenspalte statistisch nachzuweisen suchte, mit höchstem Lob. Er liess sich 1939 bevorzugt von Mengele vertreten, wenn er daran gehindert war, seine Vorlesungen und Übungen am Frankfurter Institut selbst wahrzunehmen. Er bescheinigte Mengele im März 1940, nach dessen Studie *für Vererbung der Ohrfisteln*, dass er «die Fähigkeit der Darstellung auch schwieriger geistiger Gebiete besitze und für eine aka-

demische Laufbahn geeignet sei». Er beschäftigte Mengele selbst während dessen Militärzeit als Gutachter. Er teilte der Deutschen Forschungsgemeinschaft im März 1944 mit, dass er in Zusammenarbeit mit Mengele Forschungsvorhaben in Auschwitz abwickele: «Kennwort: Spezifische Eiweisskörper [...] Als Mitarbeiter in diesem Forschungsweig ist mein Assistent Dr. med. et Dr. phil. Mengele eingetreten. Er ist als Hauptsturmführer und Lagerarzt im Konzentrationslager Auschwitz eingesetzt. Mit Genehmigung des Reichsführers-SS werden anthropologische Untersuchungen an den verschiedensten Rassegruppen dieses Konzentrationslagers durchgeführt und die Blutproben zur Bearbeitung an mein Laboratorium geschickt.»

Verschuer informierte den Reichsforschungsrat 1944 über den Verlauf seiner «kriegswichtigen» sieben Projekte, von denen mindestens fünf auf Mengeles Unterstützung und auf dessen Zulieferungen aus Auschwitz angewiesen waren: «Augenfarbe», «Erbbiologische Bestandsaufnahme», «Erbpathologische Forschung», «Spezifische Eiweisskörper», «Zwillingslager», «Rasenhigiene» und «Tuberkulose».

Im Oktober 1944 berichtete Verschuer begeistert dem Chefarzt der Frankfurter Universitätskinderklinik, Professor Bernhard de Rudder: «Von über zweihundert Menschen verschiedener Rassen, Zwillingspaaren und einigen Sippen sind die Plasmasubstrate hergestellt. Die Aberdaldensche Methode ist einexerziert und soll durch eine neue [...] Methode ergänzt werden. So kann mit dem eigentlichen Versuch in nächster Zeit begonnen werden. Das Ziel unserer verschiedenen Bemühungen ist, nun nicht mehr festzustellen, dass der Erbeinfluss bei manchen Infektionskrankheiten von Bedeutung ist, sondern in welcher Weise er in Funktion tritt und was für Vorgänge sich dabei abspielen.»

Und noch Anfang Januar 1945 mochte Verschuer nicht hinnehmen, dass das Kriegsende unmittelbar bevorstand. Unbeirrt von den letzten blutigen Zuckungen des Nazi-Regimes schrieb er de Rudder über seine von Mengele durch mannigfache Zulieferungen menschlichen «Materials» beförderten letzten Untersuchungen: «Es wird Sie jeweils auch interessieren, dass nun endlich meine Forschungen über die spezifischen Eiweisskörper in ein entscheidendes Stadium getreten sind.» Mitte Januar floh Mengele vor den nä-

herrückenden sowjetischen Truppen aus Auschwitz, ohne diese Zuarbeiten abgeschlossen zu haben.

Aber es war ja nicht der verehrte akademische Lehrer Otmar von Verschuer alleine, der Josef Mengele für Auschwitz konditionierte. Da gab es andere auch – ja eigentlich sämtliche Vertreter der nationalsozialistischen Medizin, die zweifellos mit unterschiedlichen Anteilen, aber doch im Ergebnis zusammenwirkend dazu beitrugen, dass aus humaner Fürsorge eine mörderische Wissenschaft wurde. Wer Mengele verstehen will, darf ihn nicht aus diesem Umfeld lösen und aus dieser sich nach dem Kriegsausbruch beschleunigenden Entwicklung zu kaum mehr getarnter Unmenschlichkeit ausblenden.¹²

Einer der geistigen Mittäter Mengeles war Verschuers Vorgänger als Direktor des Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, Professor Eugen Fischer (1874-1967). Seinen wissenschaftlichen Ruf als Anthropologe begründete er 1913 mit seinem für die rassistische Anthropologie wegweisenden Buch *Die Rehobother Bastards und das Bastardisierungsproblem beim Menschen*. Fünf Jahre zuvor hatte er in der deutschen Kolonie Südwestafrika Mischlinge untersucht und war zu der schaurigen Empfehlung gekommen: «Man gewähre ihnen eben das Mass von Schutz, was sie als uns gegenüber minderwertige Rasse gebrauchen, um dauernden Bestand zu haben, nicht mehr und nur so lange, als sie uns nützen – sonst freie Konkurrenz, das heisst meiner Meinung nach Untergang.»

In seiner Antrittsrede als Berliner Rektor im Juli 1933 verbeugte sich Fischer zutiefst vor den Nazis: «Die neue Führung, kaum im Besitz des Staates, greift an der Stelle in den Ablauf der Geschichte und des Lebens ihres Volkes bewusst und tatkräftig ein, wo dies am dringendsten, am entscheidendsten, am unaufschiebbarsten nötig ist – freilich eine Notwendigkeit, die nur erkannt wurde von Männern, die biologisch sehen und denken können – von ihnen aber mit schwerster und lastender Sorge. Das Eingreifen kann bezeichnet werden als biologische Bevölkerungspolitik, biologische, das heisst auf Lebensvorgänge der Vererbung, der Auslese und Ausmerze gerichtete Erb- und Rassenpflege des Staates.»

Zwei Wochen zuvor war das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» verkündet worden, das die zwangsweise Sterilisierung «bei angeborenem Schwachsinn, Schizophrenie, zirkulärem [manisch-depressivem] Irresein, erblicher Fallsucht [...] und schwerem Alkoholismus» vorsah und bis zum Kriegsbeginn 1939 an die vier hundert tausend Menschen verstümmelte. Bereits im April 1933 war durch das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» die Entlassung aller jüdischen und halb-jüdischen Mitarbeiter aus dem Staatsdienst angeordnet worden, darunter allein 54 Angestellte aus Forschungseinrichtungen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

Trotzdem verklärte Fischer die nationalsozialistische Machtübernahme als «eine Revolution in Gesittung, eine Revolution in Ruhe und Ordnung». Diese «deutsche Revolution» solle uns erst «einmal irgendein Volk nachmachen in der Welt».

Da wurden Stellen frei, da wurden Wege für Laufbahnen geöffnet, von denen mancher vorher nicht zu träumen wagte. Es brauchte nicht mehr als die «arische» Abstammung, ein bisschen politischen Opportunismus und ein sehr bewegliches Gewissen: Wer von solcher Persönlichkeit war, konnte jetzt Karriere machen.

Im Juni 1934 bewilligte die «Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft» den Professoren Fischer, Verschuer und Rüdin (Kaiser-Wilhelm-Institut für Psychiatrie in München) zusätzliche Assistentenstellen, um das bei den Sterilisierungen anfallende «wissenschaftliche Material» auswerten zu können.

Im Oktober desselben Jahres richtete Professor Fischer an seinem Institut den ersten Lehrgang für SS-Ärzte aus, die fachliche Nachhilfe brauchten, um künftig bei SS-Bewerbern etwa doch noch vorhandene Spuren jüdischen Blutes ausmachen zu können.

Wenige Monate vor dem deutschen Überfall auf Polen forderte Professor Fischer im Juni 1939 die Ausmerzung der Juden: «Ein Volk muss, wenn es seine eigene Art nur irgendwie bewahren will, solch fremdes Rassegut ablehnen, und wenn es eingedrungen ist, wieder verdrängen und ausmerzen. Der Jude ist also andersartig und deswegen, wenn er eindringen will, abzuwehren. Es ist Notwehr. [...] Ich lehne ihn [den Juden] mit allen Mitteln und rückhaltslos ab, zum Schutze des Erbgutes meines Volkes.»

Im September 1939 ordnete Adolf Hitler die als «Euthanasie» (schöner Tod) verklärte Ermordung von körperlich und geistig Behinderten an und datierte diesen Befehl auf den Tag des Kriegsausbruches zurück: «Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann.»

Sehr bald war weder von unheilbar Kranken noch von kritischer Beurteilung des Krankheitsbildes weiterhin die Rede. Unnütze Esser sollten vernichtet, ihr Pflegegeld gespart und Personal wie Versorgungseinrichtungen endlich frei werden zur Behandlung der Verwundeten des Krieges. Im Schnellverfahren arbeiteten 48 Ärzte 283'000 Fragebögen gegen ein Honorar von fünf oder zehn Pfennigen pro Exemplar ab (je nach Geschwindigkeit der Begutachtung) und schickten jeden vierten Patienten in den Tod: durch Phenolspritzen oder durch Vergasung mit Kohlenmonoxyd in den eigens dafür umgebauten «Euthanasie»-Anstalten in Bernburg, Brandenburg, Grafeneck, Hadamar, Hartheim und Sonnenstein.

1940 legte Fischer in einem «Bericht über die Neueinrichtung einer Abteilung für experimentelle Erbpathologie» am Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie die Leitlinien künftiger Forschungspolitik vor. Keine Frage, dass sich Josef Mengele daran ausrichtete, denn schliesslich wollte er als Hochschullehrer Karriere machen.

Das «kommende siegreiche Kriegsende» und der «gewaltige Ausbau des Grossdeutschen Reiches», erkannte Fischer, «stellen auch unsere Forschungsanstalten vor grosse neue Aufgaben». Forschung habe in Zeiten wie diesen «unmittelbar in den Dienst des Volkes, des Krieges, der Politik» zu treten. Doch müsse sie gleichgewichtig «neben der Gegenwart der Zukunft dienen». Die «glänzende Entwicklung der Erb- und Rassenkunde und ihre [...] auch für den grössten Optimisten nicht zu erwartende Auswertung für die Erb- und Rassengesetzgebung, Erbgesundheitsführung und rassische Ausrichtung des Dritten Reiches» erforderten Erweiterungsplanungen auch für das Berliner Institut.

Fischer hob lobend hervor, dass durch die Einrichtung von «Zwillingslagern» die früheren «psychologischen Erbforschungen von den Fehlern des Laboratoriumsversuches befreit» werden. Und auch die «einstweilen nur theoretischen Arbeiten über Umweltbeeinflussung der Schädelform sowie einzelne rassenkundliche Erhebungen in verschiedenen Teilen Deutschlands [auch an Juden] und an Zigeunern» gingen weiter. Aber die wichtigste Aufgabe sei doch die phänogenetische Erforschung von Krankheiten und Missbildungen, das heisst die Antwort auf die Frage, wie im Einzelnen sich aus einer Erbanlage ein ausgestaltetes Erbmerkmal entwickle.

Da die Forscher «menschliches embryonales Material mit sicheren krankhaft bestimmten Anlagen nur ganz beschränkt erhalten» könnten, stünde «die Forschung am Kaninchen zunächst im Vordergrund». Dennoch sei die entsprechende phänogenetische Untersuchung an menschlichen Embryonen die «klare Aufgabe». Ihr komme grösstes wissenschaftliches Interesse zu, weil sie praktischen Nutzen verspreche: Unterscheidbarkeit von Erbleiden, Prophylaxe für Erbelastete und entsprechende Eheberatung.

Kliniker hätten für solche Forschungen weder Mittel noch Personal, meinte Fischer. Anatomen und Pathologen hätten andere Aufgaben, so dass «diese Frage so recht ein Ziel für ein Kaiser-Wilhelm-Institut» sei, und «welches wäre dazu berufener als unseres»? Die phänogenetische Forschung aber brauche «reichliches embryologisches Material». Das zu sammeln koste «viel Zeit». Gleichwohl solle, forderte Fischer, «durch systematisches Sammeln von Menschen- und Tierembryonen aus erbkranken Stämmen und von verschiedenen Rassen eine Zentralsammlung entstehen, deren Forschungsgut dann freizügig auch fremden Forschern zugänglich sein» solle.

Zwar habe man 1927 bei der Gründung, erinnerte Fischer, das Institut in Abteilungen für Anthropologie, für menschliche Erblehre und für Eugenik gliedern müssen – «die Worte Rasse und Rassenhygiene konnten gegenüber der sozialistisch-centrum-beherrschten Regierung nicht verwendet werden». Aber solche Zurückhaltung sei nun nicht mehr vonnöten. Die eugenische Abteilung sei seit ihrer Übernahme durch Professor Fritz Lenz (1897-1976) ohnehin «stillschweigend in rassenhygienische umbenannt» worden. Jetzt

solle man daraus unter dem Dach des Kaiser-Wilhelm-Instituts ein «Institut für Rassenhygiene» werden lassen und zusätzlich eine «Erbbiologische Centralsammlung» einrichten.

Gesammelt werden sollten unter anderem, so war jedenfalls die Wunschliste von Professor Fischer: «Zwillinge: Früchte und Neugeborene von EZ und ZZ¹³; Organe kindlicher und Erwachsener – EZ und ZZ; Doppelmissbildungen aller Art. / Europäische Rassen – Früchte, Neugeborene und Organe: von den Rassen des Deutschen Volkes; aus anderen Völkern Europas; Juden. / Erbkrankheiten – Früchte, Neugeborene und Organe aus Sippen mit bestimmten erbpathologischen Anlagen.»

Nun fehlte nur noch ein Mitarbeiter, der «Früchte, Neugeborene und Organe» von eineiigen und zweieiigen Zwillingen bzw. ganzer Sippen aller «europäischen Rassen» herbeizuschaffen wusste. Und wer wäre dafür geeigneter gewesen als der karrierebeflissene SS-Mann Josef Mengele, doppelt qualifiziert für diese Aufgabe als Anthropologe und als Mediziner, zudem «Lieblingsschüler» Otmar von Verschuers, der 1942 die Leitung des Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie samt seiner «Erbbiologischen Centralsammlung» übernommen hatte?

Bevor wir uns nun mit den letzten Schritten Josef Mengeles auf seinem Weg nach Auschwitz beschäftigen, lohnt noch ein Blick auf Adolf Hitlers Anteile an dieser Entwicklung einer Wissenschaft von mechanistischer, biologistischer Unmenschlichkeit hin zu schierem Massenmord – und ein Verweis auf «die Internationale der Rassisten» (Stefan Kühl) jener Jahre, um erkennen zu können, dass der Wahn vom weissen und arischen Herrenmenschen nicht allein der Psychopathologie deutscher Wissenschaftler und Millionen Nazis vorbehalten war.

Die Grundlage der nationalsozialistischen Rassenpolitik, die von einem erheblichen Teil der Bevölkerung mitgetragen, jedenfalls nicht verhindert wurde, war die Überzeugung von der Überlegenheit der weissen Rasse – und da wiederum ihrer «nordischen» oder «germanischen» Subspezies. Wer den Herrschaftsauftrag dieser, global betrachtet, winzigen Minderheit sichern

wolle, dürfe, so Adolf Hitler bereits 1925 in *Mein Kampf*, vor tiefgreifenden Einschnitten der Rassen- und Bevölkerungspolitik, ja selbst vor Massenmord nicht zurückschrecken: «Hätte man zu Kriegsbeginn [gemeint ist 1914] und während des Krieges einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber so unter Giftgas gehalten, wie Hunderttausende unserer allerbesten deutschen Arbeiter aus allen Schichten und Berufen es im Felde erdulden mussten, wäre das Millionenopfer der Front nicht vergeblich gewesen.»

Der «eliminatorische Antisemitismus» (Josua Goldhagen) wurde zum eigentlichen Wesenselement des Nationalsozialismus. *Der Jude* war das Böse, war der Feind schlechthin. Seine reale Vernichtung wurde von Hitler mal zur schicksalhaften Tat erklärt, mal zum geschichtlichen Auftrag erhoben, zuweilen auch als bloße Seuchenprophylaxe dargestellt – aber jedenfalls seit Beginn des Zweiten Weltkrieges immer gewollt und mit wachsender Besessenheit betrieben.

«Wenn es dem internationalen Judentum inner- und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen», kündigte Adolf Hitler in einer Reichstagsrede zum sechsten Jahrestag der Machtübernahme am 30. Januar 1939 an, «dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa!»

«Wenn wir diese Pest ausrotten», monologisierte Hitler 1941, so «vollbringen wir eine Tat für die Menschheit, von der sich unsere Männer draussen noch gar keine Vorstellung machen» können. «Zahllose Erkrankungen», erläuterte er vier Monate später, hätten ihre Ursache «in einem Bazillus: dem Juden! [...] Wir werden gesund, wenn wir den Juden eliminieren.»

Ende September 1942 brüstete sich Hitler des Massenmords in öffentlicher Rede. Er habe in seiner Ansprache vor dem Reichstag zum Kriegsausbruch angekündigt, dass «nicht die arischen Völker ausgerottet werden, sondern das Judentum», wenn es einen Weltkrieg anzettelte. «Die Juden haben einst auch in Deutschland über meine Prophezeiungen gelacht. Ich weiss nicht, ob sie auch heute noch lachen oder ob ihnen nicht das Lachen bereits vergangen

ist. Ich kann aber auch jetzt nur versichern: Es wird ihnen das Lachen überall vergehen. Und ich werde auch mit diesen Prophezeiungen recht behalten.»

Was Hitler und die Nazi-Ideologen wollten, wurde nicht versteckt erdacht, nicht insgeheim angezettelt und dann, aufs Strengste abgeschirmt, tatsächlich ausgeführt. Es geschah öffentlich, legitimiert von der Wissenschaft, gebilligt von fast allen gesellschaftlichen Autoritäten.

Bereits 1931 freute sich der damals an der Universität München lehrende Erbforscher Fritz Lenz, man könne von der «nationalsozialistischen Bewegung Grosses für die Durchführung einer wirksamen Rassenhygiene erwarten». Und wenige Monate nach der Machtübernahme 1933 versprach Eugen Fischer, damals Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie in Berlin, er wolle sich «bis zum Äussersten und Letzten» in den «Dienst [des] wichtigsten Teils der nationalsozialistischen Lehre und Politik – der Rassenlehre, Erblehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik» stellen. Der Schweizer Ernst Rüdin (1874-1952), seit 1928 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Psychiatrie in München und Vorsitzender der Gesellschaft für Rassenhygiene, schloss sich eifertig an: Die «nordische Rasse» stehe «in der Weltgeschichte» an «erster Stelle» und bedürfe deshalb der «Erhaltung und des Schutzes».

Die an deutschen Hochschulen lehrenden Professoren standen mit ihren abstrusen Einschätzungen und Überzeugungen nicht alleine. Nicht wenige europäische und amerikanische Wissenschaftler teilten ihre Forschungsansätze und deren rassenpolitische Konsequenzen. Die schwedischen Erbbiologen Hermann Nilsson-Ehle und Hermann Lundborg unterstützten die NS-Rassenpolitik uneingeschränkt. Der norwegische Eugeniker Jon Alfred Mjøen lobte die Machtübernahme der Nazis als «letzte gigantische Kraftanstrengung, um die abendländische Kultur vorm Untergang zu retten». Der englische Eugeniker George Pitt-Rivers trat vor lauter Begeisterung über das deutsche Vorbild unverzüglich der britischen Nazi-Partei National Front bei. Der Generalsekretär der American Eugenics Society, Leon Whitney, begrüßte Hitlers «grossen Mut und staatsmännische Fähigkeiten» bei der Verabschiedung des Sterilisationsgesetzes 1933, das die zwangsweise Unfrucht

barmachung Behinderter einführte. Der amerikanische Eugeniker Harry Laughlin sprach gar von dem «bedeutendsten gesetzgeberischen Akt dieser Art, den eine Nation jemals vollbracht habe».

Während der 1934 in Zürich aus gerichteten Konferenz der 1925 gegründeten wissenschaftlichen International Federation of Eugenic Organisations erklärte der Leiter der deutschen Delegation, Ernst Rüdin, die «Pflege des kostbaren Erbgutes» und die «Befreiung» von den «Erbuntüchtigen» müsse mit «zielbewusstem Handeln und eiserner Konsequenz» angegangen werden, «weise, philanthropische Reden» hülften da nicht weiter. Lediglich französische und holländische Wissenschaftler äusserten Kritik an dem Zwangs Charakter des deutschen Sterilisationsgesetzes. Gleichwohl empfahlen sämtliche Delegierten trotz «aller Verschiedenheit ihres politischen oder weltanschaulichen Standpunktes» einvernehmlich den «Regierungen der Welt», auch an der deutschen Praxis «die Probleme der Erbbiologie, Bevölkerungspolitik und Rassenhygiene zu studieren und deren Ergebnisse zum Wohle ihrer Völker anzuwenden».

Ein Jahr später veranstaltete die International Union for the Scientific Investigation of Population Problems ihren Weltbevölkerungskongress. 500 Wissenschaftler kamen in Berlin zusammen, davon 180 aus dem Ausland. Die deutschen Organisatoren begrüßten die Möglichkeit, die «von der Deutschen Reichsregierung in Kraft gesetzten bevölkerungspolitischen Gesetze und zum Teil auch schon Ergebnisse dieser wissenschaftlich fundierten Bevölkerungspolitik den Fachleuten aus allen Ländern» vorstellen zu können. Nur ein Teilnehmer, der französische Eugeniker Jean Dalsace, griff die Sterilisationspraxis in Deutschland als «Rückkehr zur Barbarei» an. Der Jenenser Professor Falk Rutke entgegnete erbittert, dass vergleichbare, eugenisch motivierte Sterilisationsgesetze mittlerweile in verschiedenen amerikanischen Bundesstaaten, in Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland und im Schweizer Kanton Waadt längst eingeführt worden seien, Deutschland also in seinem Kampf um die Aufnordung des durch die Wanderungsbewegungen der Jahrhunderte doch sehr in Mitleidenschaft gezogenen Erbgutes durchaus nicht allein stehe.

In seiner Schlussansprache konnte der Berliner Anthropologe Eugen Fischer feststellen, dass «im Denken der Menschen des vierten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts *ein* Begriff in den Brennpunkt grössten Interesses» geraten sei: «Die Tatsache, dass Rasse so ins Bewusstsein des heutigen Geisteslebens eingedrungen ist, ist zweifellos dem Nationalsozialismus des neuen Deutschland zu verdanken.» Und Otmar von Verschuers Oberarzt Heinrich Schade unterstrich in einem Kongressbericht für den *Erbarzt*, dass die «namhaftesten Forscher aller Länder den eingeschlagenen Weg der deutschen nationalsozialistischen Regierung als zweckmässig und aussichtsreich» begrüsst hätten.

Dieser Weg führte von der Unfruchtbarmachung Behinderter und sozial Unerwünschter, sogenannter «Gemeinschaftsfremder», hin zur als «Euthanasie» getarnten Ermordung von geistig oder psychisch Kranken und schliesslich zur «Endlösung der Judenfrage», dem Völkermord an Juden und Zigeunern.

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 markierte die Wandlung einer brutalen Rassen- und Bevölkerungspolitik, die Lebensrechte bedenkenlos missachtete und Todesfälle hinnahm, zu einem Ausbruch rassistischen Vernichtungswillens, dem an den Fronten, im Hinterland und in den Lagern Abermillionen Menschen zum Opfer fallen sollten.

Und einer war immer dabei, am Schreibtisch, im Labor, an der Front und im Lager: Josef Mengele. So makellos nach den Kriterien der NS-Medizin seine wissenschaftliche Laufbahn bis zu diesem Zeitpunkt verlaufen war, so tadelfrei blieb auch seine militärische Karriere.¹⁴

Nach seiner Promotion 1938 hatte er sich als inzwischen festgestellter Assistent des Frankfurter Universitätsinstitutes für Erbbiologie und Rassenhygiene im Oktober zur Ableistung des auf drei Monate verkürzten Grundwehrdienstes bei der 19. Kompanie des Gebirgsjägerregimentes 137 in Saalfelden/Tirol gemeldet. Als Angehöriger des Jahrganges 1911 wurde Josef Mengele nicht unmittelbar bei Kriegsausbruch eingezogen, sondern erst Mitte Juni 1940 zur Sanitätsersatzabteilung 9 in Kassel einberufen. Dort muss er nach den Schilderungen seines Freundes Kurt L. an einen Ausbilder

geraten sein, «der seine Untergebenen fertigmachen wollte. Zuerst stundenlang durch Gänge und Flure robben und dann sonntags verstopfte Latrinen reinigen. Das hat dem M. schliesslich gereicht, so dass er sich bei der SS beworben hat, um nur da herauszukommen.» Ob dies der einzige oder auch nur der wesentliche Grund für den Übertritt Mengeles zur Waffen-SS war, muss offenbleiben, da es dazu keine Aufzeichnungen von ihm gibt. Doch die Vermutung liegt tatsächlich nahe, dass dieser junge und von seinen Vorgesetzten anerkannte Wissenschaftler, dazu Partei- und SS-Mitglied seit einigen Jahren und von nicht geringer persönlicher Eitelkeit, den Kujonaden eines beschränkten Rekrutenausbilders entgehen wollte.

Also durchlief er mit der Beförderung zum Untersturmführer¹⁵ von Anfang August bis Anfang November 1940 die militärärztliche Ausbildung bei der Sanitätsinspektion der Waffen-SS, wurde vorübergehend an die «Umsiedlungsstelle» im polnischen Lodz und an die «Einwandererzentralstelle» in Posen zur rassischen Einstufung volksdeutscher Rückwanderer aus der damals mit dem Dritten Reich noch verbündeten Sowjetunion versetzt¹⁶ und kam dann am 4. November 1940 als Truppenarzt zur Waffen-SS-Division «Wiking».

Diese Einheit, in der flämische, holländische und skandinavische Freiwillige zusammengefasst waren, wurde damals unter dem Kommando des Brigadeführers und Generalmajors der Waffen-SS Felix Steiner in Bayern und auf dem schwäbischen Truppenübungsplatz Heuberg neu aufgestellt. Die Division «bewährte» sich im Sommer 1941 beim Überfall auf die Sowjetunion und wurde bis zum Kriegsende ausschliesslich an der Ostfront eingesetzt.

Bis Ende Januar 1942 nahm Josef Mengele am Vormarsch dieser Division von Galizien, durch die Ukraine, über den Dnjepr, bis nach Rostow an der Nordostspitze des Asowschen Meeres teil. Dabei muss er sich durch persönliche Tapferkeit unter anderem bei der Bergung von Verwundeten ausgezeichnet haben, denn es wurde ihm das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse verliehen und, wie allen unzureichend ausgerüsteten Soldaten der Winterkämpfe 1941/42, die Ostmedaille, der sogenannte Gefrierfleischorden. Mit dem Abschied von der Truppe nach einer leichten Verwundung, die ihm zusätzlich das Verwundetenabzeichen einbrachte, wurde Mengele am 30. Januar 1942 zum Obersturmführer¹⁷ befördert.

Der Studienfreund Kurt L., als Truppenarzt der ig8. Infanterie-Division zugeteilt, erinnerte sich an ein überraschendes Zusammentreffen mit Mengele im Sommer 1941: «Wir waren vor der von den Sowjets zerstörten Brücke von Dnjepropetrovsk in Wartestellung eingewiesen worden. Neben uns lag eine SS-Division mit dem Zeichen des Sonnenrades (Wiking). Ich wusste durch eine Nachricht seiner Angehörigen, dass J. M. bei einer solchen Division im Einsatz sein könne. Auf meine Nachfrage bei einem Wachtposten wurde ich tatsächlich etwa hundert Meter weiter zu ihm geführt. Ungefragt erzählte er mir, wie er in den letzten Gefechten am Maschinengewehr mitgekämpft habe. Auf meine naheliegende Frage nach der Genfer Konvention¹⁸ antwortete er nur: dazu habe er sich ja wohl freiwillig [...] an die Front gemeldet. Genfer Konvention? Der Sieg sei einziger Gesichtspunkt.»

Vom 23. Juli 1942 bis 13. Februar 1943 war Mengele der «Dienststelle Reichsarzt SS und Polizei» in Berlin zugeordnet und wurde von dort als Gutachter an das Rassenamt des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS abgestellt. Seine Aufgabe war die rassenbiologische Einordnung der Bevölkerung im besetzten Polen in eine von vier Kategorien: Menschen der Gruppe I galten als deutschblütig, der Gruppe II als eindeutschungsfähig, der Gruppe III als Arbeitssklaven, während die der Gruppe IV als Juden oder sonstige «Schädlinge» betrachtet wurden, die direkt oder durch Arbeit zu vernichten waren.

Obwohl sein akademischer Mentor Otmar von Verschuer dieser Selektion von Menschen einen hohen Wert zumass, jedenfalls dann, wenn sie die deutsche Bevölkerung erfasste (Verschuer im *Erbarzt* 1940: «Für die praktische Erb- und Rassenpflege ist am wichtigsten die Unterscheidung zwischen den Auszumerzenden und den Förderungswürdigen. Es wäre zu wünschen, dass solche Karteien im ganzen Reich zur Durchführung gelangen»), langweilte sich Josef Mengele in Polen zunehmend. Er wollte, wenn er schon nicht wirklich wissenschaftlich arbeiten konnte, dann wenigstens zurück an die Front.

Er meldete sich am 14. Februar 1943 in Berlin beim SS-Ersatzbataillon «Ost» zurück und wartete auf seinen Einsatzbefehl an die Ostfront. Tatsäch-

lich wurde er aber, nach seiner Beförderung zum Hauptsturmführer¹⁹ im April, vom Führungshauptamt der SS am 24. Mai 1943 «mit Wirkung vom 30.5.1943 zum W.u.V.-Hauptamt, Amtsgruppe D III versetzt.²⁰ Inmarschsetzung nach Übergabe der Dienstgeschäfte an SS-Sturmbannführer Sack.²¹ Inmarschsetzung zum K.L. Auschwitz b. Kattowitz, Meldung beim Lagerkommandanten.»

Hatte es sich Josef Mengele also noch anders überlegt und sich womöglich freiwillig nach Auschwitz gemeldet, um doch nicht an die Front zu müssen? Oder hatte sein früherer Institutsdirektor Verschuer die Hand im Spiel, der eine Vertrauensperson als Lieferant für «lebendfrisches Forschungsmaterial» aus dem Vernichtungslager dringend brauchte? Wohl nicht. Lagerarzt im neuengerichteten «Zigeunerlager» B II e in Auschwitz-Birkenau war zwischen März und dem 27. April 1943 der Hauptsturmführer Benno Adolph (1912-1967). Er erkrankte an Scharlach und wurde bis in den November 1943 dienstunfähig. Seine Stelle musste neu besetzt werden. Mengele stand als Arzt beim Ersatzbataillon gerade zur Verfügung. Vier Wochen nach der Krankmeldung Adolphs verfügte das Führungshauptamt Mengeles Versetzung nach Auschwitz. Der Versetzungsbefehl merkte ausdrücklich «ohne Bezug» und «keine Anlagen» an und unterstrich damit, dass ihm weder eine Freiwilligenmeldung Mengeles noch die Anforderung einer vorgesetzten Dienststelle vorausgegangen war.

Das Vernichtungslager

Oswiecim macht von sich selbst wenig her. Es ist eine reizlose Stadt, besitzt keine sehenswerten Baudenkmäler, liegt konturenlos ausgebreitet am Rand des oberschlesischen Industriereviere, knapp dreissig Kilometer südöstlich von Kattowitz. Das Flüsschen Sola mündet unweit von dort in die Weichsel, die Bahnlinien führen nach Berlin und Warschau, nach Krakau, Prag und Wien. In dieser polnischen Kleinstadt wohnten 1939 knapp 13'000 Menschen, darunter 4'000 Juden und 2'000 Einwohner, die sich von ihrer Herkunft her als Volksdeutsche bezeichneten.

Nach ihrem Überfall auf Polen gliederten die Deutschen Oswiecim unverzüglich in den Regierungsbezirk Oberschlesien ein und gaben der Kleinstadt den Namen Auschwitz wieder, den sie bereits unter österreichischer Herrschaft zwischen 1773 und 1918 getragen hatte. Interessant an Oswiecim / Auschwitz war 1940 einzig seine Lage als Verkehrsknotenpunkt im deutsch-polnisch-tschechischen Dreiländereck der Mährischen Pforte, die dünne Besiedelung des Umlandes, die reiche Wasserversorgung und die nun leerstehende Kaserne der polnischen Armee.

In Vorkriegspolen lebten bei einer Gesamtbevölkerung von rund 35 Millionen Menschen etwa zehn Prozent Juden – mehr als in jedem anderen europäischen Land.¹ Ihre Vorfahren hatten dort im Mittelalter nach der Vertreibung aus Zentraleuropa oder nach den nicht minder blutigen Judenpogromen im Zarenreich Zuflucht gefunden. Zwar waren die Juden auch im streng katholischen Polen bis in die jüngste Vergangenheit teils religiösen, häufiger jedoch wirtschaftlich begründeten Anfeindungen ausgesetzt gewesen. Aber insgesamt hatten sie sich im Laufe der Jahrhunderte doch so eingerichtet, dass sie bedeutende Beiträge zur Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft dieses Landes leisten konnten.

Trotz der Informationen über die Verfolgung der deutschen Juden entzogen sich nach dem Kriegsausbruch 1939 allenfalls 200'000 polnische Juden dem absehbar gleichen Schicksal durch die Flucht in das nach dem 17. September von den Sowjets besetzte Ostpolen.

Viele mag die Geschwindigkeit des deutschen Vormarsches überrascht haben. Andere, vor allem die verarmten Juden in den Städtchen und Dörfern Zentralpolens und Galiziens, haben von dem, was auf sie zukommen sollte, erst viel zu spät erfahren. Alle aber, die aus Angst vor den Sowjets oder weil sie die Schreckensmeldungen aus dem Reich nicht glauben wollten, in ihren Heimatorten blieben, hatten vom ersten Tag der deutschen Besatzung unter fürchterlichen Zwangsmassnahmen zu leiden.

Befehlshaber der Wehrmacht, also keine SS- oder Polizeioffiziere, ordneten schon in den ersten Tagen des deutschen Vormarsches eigenmächtig die Vertreibung der Juden aus vielen Städten und Gemeinden an: Ciechanow, Mlawa, Nowy Dwor, Ostrolenka, Pultusk und Wloclawek sind dafür nur einige Beispiele. Dass General Wilhelm List als Chef der 14. Armee seinen Soldaten am 18. September 1939 neben sonstigen Ausschreitungen gegenüber der Zivilbevölkerung die Erschiessung von Juden ausdrücklich verbieten musste, spricht nicht nur für die schlechte Disziplin der Truppe, sondern auch für die Häufigkeit solcher Exzesse. In einem Schnellbrief an die Einsatzgruppen der SS befahl Reinhard Heydrich als Chef der Sicherheitspolizei drei Tage später, die in das Deutsche Reich bereits «eingegliederten Gebiete» des westlichen und nördlichen Polens «von Juden frei» zu machen oder, wo dies nicht möglich sei, «nur wenige Konzentrierungsstädte zu bilden», die möglichst an Bahnlinien liegen sollten, damit «die späteren Massnahmen erleichtert werden». Spätere Massnahmen – damit waren damals noch nicht der Völkermord, sondern die Einrichtung von Zwangsarbeitslagern, Ghettos und Konzentrationslagern gemeint, deren erstes im besetzten Polen am 17. September 1939 für dreihundert Juden im Danziger Stadtteil Stutthof geschaffen worden war. Am Ende standen sechs Vernichtungslager auf polnischem Boden, in denen nach neueren Erkenntnissen drei Millionen Juden ermordet worden sind: mindestens 1'000'000 Menschen in Auschwitz-Birkenau, 600'000 in Belzec, 152'000 in Chelмно, 70'000 in Majdanek, 250'000 in Sobibor, 900'000 in Treblinka.

Im November 1945 bezifferte vor dem Nürnberger Tribunal der ehemalige Abteilungsleiter Südosteuropa im Auslandsnachrichtendienst des Reichssi-

cherheitshauptamtes, Wilhelm Hoettl, die Zahl der ermordeten Juden insgesamt mit mindestens sechs Millionen. Im August 1944, so gab er unter Eid ein Gespräch mit dem für die Judendeportationen verantwortlichen SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann wieder, habe er sich mit Eichmann in Budapest unterhalten. Dabei habe dieser ihn wissen lassen: «Er habe kurze Zeit vorher einen Bericht für Himmler gemacht, da dieser die genaue Zahl der getöteten Juden wissen wollte. Er sei auf Grund seiner Informationen dabei zu folgendem Ergebnis gekommen: In den verschiedenen Vernichtungslagern seien etwa vier Millionen Juden getötet worden, während weitere zwei Millionen auf andere Weise den Tod fanden, wobei der Grossteil davon durch die Einsatzkommandos der Sicherheitspolizei während des Feldzuges gegen Russland durch Erschiessen getötet wurde.»

Ungeachtet der Schwierigkeit, die genaue Zahl der Toten zu ermitteln, steht fest, dass Auschwitz das grösste Konzentrations- und Vernichtungslager der Nazis gewesen ist. Als Soldaten der Roten Armee am 27. Januar 1945 das von den Deutschen verlassene Lager erreichten, waren noch 7'600 Gefangene am Leben – die meisten todkrank und alle abgemagert zum Skelett. Zwei Jahre und zehn Monate lang hatten die Gaskammern und Krematorien «gearbeitet», bevor sie Ende November 1944 ein Befehl aus Berlin stilllegte.

Sie wurden abgebaut und gesprengt, aber ihre Trümmer blieben dauerhafter Beweis des Massenmords, so wie die Tonnen von Menschenhaar, die nach Tausenden zählenden Brillen, Bestecke und Prothesen, die 348820 Männeranzüge und 836525 Frauenkleider, die von den Mördern in der Eile des Aufbruchs nicht mehr beiseite geschafft werden konnten.

Seinen Anfang nahm dieses in der Menschheitsgeschichte beispiellose Verbrechen des technisierten, fabrikmässigen Völkermords, den selbst SS-Freiwillige nur noch als «Inferno dantesken Ausmasses» (Standortarzt Eduard Wirths) wahrnehmen konnten oder, so der Obersturmführer Heinz Thilo, als «anus mundi», als Arsch und Ende der Welt beschrieben, im April 1940 in Auschwitz.

Bereits Anfang 1940 hatten sich verschiedene SS-Kommissionen in der Umgebung von Auschwitz nach Objekten für die Einrichtung eines Konzen-

trationslagers umgesehen. Die deutsche Polizei und die SS forderten nach der raschen Niederwerfung Polens im Herbst 1939 Gefängnisse und Lager, in denen sie die nach Massenverhaftungen zusammengetriebenen Angehörigen des polnischen Widerstands einsperren konnten. Die ehemalige Artilleriekaserne in Auschwitz schien wegen der grenznahen Lage und der günstigen Verkehrs Verbindungen für diesen Zweck passend. Im Februar 1940 bescheinigte der Inspekteur der Konzentrationslager, Oberführer Richard Glücks, dem durch das Flüsschen Sola von der Stadt getrennten Gebäudekomplex, nach «Abstellung einiger sanitärer und baulicher Mängel als Quarantänelager» geeignet zu sein.

Am 27. April befahl Himmler die Einrichtung des Lagers und dessen Ausbau durch Gefangene. Der bisherige Schutzhaftlagerführer des bei Berlin gelegenen Konzentrationslagers Oranienburg-Sachsenhausen, der in den zwanziger Jahren wegen Totschlags an einem politischen Gegner zu zehn Jahren Haft verurteilte Hauptsturmführer Rudolf Höss, wurde wenig später zum ersten Kommandanten des KZ Auschwitz ernannt. Weitere leitende Funktionen wurden Untersturmführer Maximilian Grabner von der Geheimen Staatspolizei in Kattowitz als Chef der Politischen Abteilung, der Lager-Gestapo, übertragen und Hauptsturmführer Max Popiersch als Standortarzt, der 1942 nach Lublin versetzt wurde und dort starb.

Zu wochenlangen Aufräumungsarbeiten im Kasernengelände zwang Höss im Mai 1940 etwa 300 Mitglieder der jüdischen Gemeinde von Auschwitz. Danach wurden 30 kriminelle Insassen des Konzentrationslagers Sachsenhausen als Funktionshäftlinge in das neue Lager gebracht und übernahmen dort unter Aufsicht und Anleitung der SS als Lager- und Blockälteste ihr Schreckenregiment über zunächst 728 polnische politische Gefangene, die Mitte Juni 1940 aus dem Gefängnis von Tarnow als erste Häftlinge eingewiesen wurden.

Am 1. März 1941 kam Himmler zum ersten Mal nach Auschwitz. Er besichtigte das Stammlager und das mittlerweile auf vierzig Quadratkilometer ausgeweitete und von der polnischen Bevölkerung weitgehend geräumte «Interessengebiet» des KZ. Er befahl, das Lager so auszubauen, dass es 30'000 Gefangene aufnehmen könne; in dem zwei Kilometer entfernten

Dörfchen Brzezinka (Birkenau) solle ein weiteres Lager für 100'000 Gefangene eingerichtet werden; und dem IG-Farbenkonzern seien 100'000 Häftlinge für eine Fabrik im nahegelegenen Monowice (Monowitz) zu überlassen, wo der für die weitere Kriegsführung dringend benötigte synthetische Treibstoff und der Gummiersatz Buna hergestellt werden sollten. Insgesamt sah die Planung vor, in dem für feindliche Flugzeuge damals unerreichbaren Gebiet rund um das Lager unter der Regie der SS eine Vielzahl von Rüstungsbetrieben aufzubauen, die den Nachschub für das deutsche Militär sichern sollten.

Wenige Wochen später vereinbarten leitende Mitarbeiter des IG-Farbenkonzerns und die Kommandantur des Lagers, dass die Zahl der in die Rüstungsproduktion abgestellten Häftlinge in den folgenden Jahren bis auf 30'000 steigen könne. Die tägliche Arbeitszeit in den Wintermonaten werde neun Stunden, im Sommer zehn bis elf Stunden betragen. Für Facharbeiter zahlte das weltweit operierende Chemieunternehmen einen Tagessatz von vier Mark, bei einem Hilfsarbeiter nur drei Mark an die SS.

Am Tag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, dem 22. Juni 1941, hatte die Lagerverwaltung allerdings erst 12'269 Häftlinge registriert, wovon der kleinere Teil Juden waren. Doch der schnelle Vormarsch der eigenen Truppen, die absehbaren militärischen Erfolge und die Entschlossenheit, den Krieg im Osten als Vernichtungskrieg zu führen, liessen die Nazi-Führung ein sprunghaftes Anwachsen der Gefangenenzahlen erwarten. Hinzu kam die Entscheidung Hitlers, nun von der Entrechtung und Verfolgung der europäischen Juden zu deren planmässiger Vernichtung überzugehen.

KZ-Kommandant Höss erinnerte sich in seinen Aufzeichnungen nach dem Kriegsende, wie er von diesem Führerbefehl erfuhr: «Im Sommer 1941 [...] wurde ich plötzlich zum Reichsführer SS nach Berlin befohlen, und zwar direkt durch seine Adjutantur. Entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit eröffnete er mir, ohne Beisein eines Adjutanten, dem Sinne nach Folgendes: Der Führer hat die Endlösung der Judenfrage befohlen, wir – die SS – haben diesen Befehl durchzuführen.» Innerhalb von vier Wochen habe Höss Baupläne für entsprechende Tötungsanlagen vorzulegen. Alles Weitere könne er von Sturmbannführer Adolf Eichmann aus dem Reichssicherheitshauptamt erfahren, der demnächst Auschwitz besuchen werde.

Vollkommen unklar war aber noch, mit welchen Mitteln eine Massentötung der knapp zehn Millionen Juden ins Werk gesetzt werden konnte, die damals der Nazi-Herrschaft in Europa unterworfen waren. Denn es lag auf der Hand, dass ihre Ermordung etwa durch Exekutionskommandos weder von der Zahl der möglichen Opfer her noch von der Belastbarkeit der dazu befohlenen Täter vorstellbar war.

Todesurteile und Liquidierungen waren in Auschwitz in den zurückliegenden Monaten entweder an der Mauer im Hof von Block elf des Stammlagers oder in den zwei Kiesgruben unmittelbar ausserhalb der Lagerumzäunung von der SS durch Erschiessen mit Kleinkaliberwaffen vollstreckt worden. Nach dem Eintreffen der ersten russischen Kriegsgefangenen kam es – erstmals in den Tagen um den 18. Juli 1941 – auch vor, dass die zum Tode Bestimmten von den Kapos und anderen Funktionshäftlingen mit Schaufeln und Hacken erschlagen wurden, weil anders die von der Lagerleitung befohlene Mordquote nicht zu erfüllen war. Als die Zahl der Lagerhäftlinge in den Sommermonaten weiter anwuchs, reiste Ende Juli eine Ärztekommision unter Leitung des Mediziners Horst Schumann nach Auschwitz, der seit 1940 die Euthanasie-Anstalten Grafeneck und Sonnenstein geleitet hatte. Die Kommission bestimmte 573 Häftlinge, meist Kranke, Krüppel und Invalide, zum Transport nach Sonnenstein, wo sie in einem angeblichen Duschaum durch Kohlenmonoxyd vergiftet wurden. Gleichzeitig erprobten Sanitätsunteroffiziere der SS die serienweise Tötung von Häftlingen durch intravenöse Injektionen von Perhydrol, Benzin, Äther, Evipan und Phenol im Block 21 des Krankenbaues im Stammlager.

Keine dieser Massentötungen scheint den Vorstellungen der SS entsprechen zu haben: Sie nahmen zu viel Zeit in Anspruch, zu viele Zeugen waren daran beteiligt, und die Nervenbelastung für die Mörder stand offenbar in keinem günstigen Verhältnis zum quantitativen Erfolg der Mordaktionen. Doch dann schaffte Ende August 1941 der Schutzhaftlagerführer, Hauptsturmführer Karl Fritsch, den Durchbruch ganz im Sinne seiner Vorgesetzten. Er nutzte die Abwesenheit des Lagerkommandanten, um das zur Entlausung von Kleidungsstücken verwendete, blausäurehaltige Desinfektionsmit-

tel Zyclon B am Menschen zu erproben. Fritzsch befahl eine nicht mehr bekannte Zahl russischer Kriegsgefangener in die dafür eigens abgedichteten, aber trotzdem nicht luftdichten Kellerzellen von Block elf des Stammlagers. Mit Gasmasken geschützte SS-Männer warfen geöffnete Blechdosen mit Zyclon-B-Körnern in die Zellen, verschlossen die Türen und warteten den Tod der qualvoll Erstickenden ab.

Nach der Rückkehr von Höss wurde dieser Versuch Anfang September 1941 in grösserem Massstab wiederholt. Der Lagerarzt Siegfried Schwela wählte im Krankenbau 250 Häftlinge aus, die er von Pflegern in die gleichen Arrestzellen bringen liess. Zusätzlich wurden 600 russische Gefangene, Offiziere und Kommissare, in die Zellen gepfercht und in Anwesenheit von Höss nach dem Abendappell im Lager durch Zyclon B vergast.

Am nächsten Morgen stellte der Rapportführer Gerhard Palitzsch nach Öffnung der Zellentüren fest, dass einige der Gefangenen noch am Leben waren. Er liess weiteres Zyclon B in die Zellen werfen. Am Nachmittag wurden die Türen abermals geöffnet. Jetzt, nach bald 24 Stunden, waren alle Häftlinge in den Zellen tot. Auf Rollwagen wurden ihre Leichname während der Nacht durch das Lager zum Krematorium gefahren und dort in den nächsten Tagen verbrannt.

Damit war aus der euphemistisch als Quarantänelager bezeichneten Kaserne, die politische Häftlinge aus den Gefängnissen Oberschlesiens und Südpolens vorübergehend aufnehmen sollte, ein Arbeits- und Vernichtungslager für polnische und russische Gefangene in grosser Zahl geworden. Die ursprünglich vierzehn ebenerdigen Truppenunterkünfte des Stammlagers waren jeweils um ein Stockwerk erhöht und acht neue Häftlingsblöcke gebaut worden. Ab Oktober 1941 wurden etwa 10'000 russische Kriegsgefangene eingeliefert und die Aufbauarbeiten am Nebenlager Birkenau begonnen.

Am 15. Februar 1942 traf im Stammlager von Auschwitz der erste Bahntransport mit unmittelbar zur Vernichtung bestimmten Juden aus der ober-schlesischen Grossstadt Beuthen (Bytom) ein. Sie wurden vom Zug direkt in die Gaskammer geführt, die nach den Versuchen im Vorjahr in Nebenräumen des Lagerkrematoriums eingerichtet worden war. Rudolf Höss sagte nach dem Krieg dazu aus: «Es handelte sich um Juden aus Ostoberschlesien.

Diese Juden wurden durch die Stapoleitstelle Kattowitz verhaftet und in Transporten mit der Bahn auf einem [sic] Abstellgleis auf der Westseite der Bahnlinie Auschwitz-Dziedzice gebracht und dort ausgeladen. Soviel ich mich noch erinnere, waren diese Transporte nie stärker als tausend Menschen. An der Bahnrampe wurden die Juden von einer Bereitschaft des Lagers von der Stapo² übernommen und in zwei Abteilungen durch den Schutzhaftlagerführer nach dem Bunker, wie die Vernichtungsanlage bezeichnet wurde, gebracht. Das Gepäck blieb an der Rampe und wurde dann nach der Sortierstelle – ‚Kanada‘ genannt – zwischen DAW³ und dem Bauhof gebracht.»

Da die Mordkapazität der einen Gaskammer durch die in immer kürzeren Abständen eintreffenden Judentransporte vollständig in Anspruch genommen wurde, brachten die SS-Angehörigen Lagerinsassen, von denen sie sich keinen Nutzen mehr versprachen, in zunehmender Zahl eigenhändig um. So wurden etwa am 13. März 1942 rund 1'200 Kranke und Genesende aus dem Häftlingskrankenbau des Stammlagers nach Birkenau überführt und dort in die Krankenblöcke des Lagerabschnittes B I b eingewiesen. Auf dem Hof vor diesen Baracken erschlugen SS-Männer sämtliche Kranken mit Stockhieben – und dies nicht in einem Tötungsrausch, nicht im Affekt, sondern kalten Blutes, einen nach dem anderen, stundenlang, weil es eben so befohlen worden war.

In zwei Bauernhäusern in Birkenau, dem «roten» und dem «weissen Häuschen», wurden vom Frühjahr 1942 an zusätzliche Gaskammern in Betrieb genommen, weil der Höhere SS- und Polizeiführer Schlesiens, Erich von dem Bach-Zelewski, in monströsem Ehrgeiz sein Gebiet als erstes «judenfrei» melden wollte. Die aus Oberschlesien eintreffenden Juden wurden vom Güterbahnhof Auschwitz im Fussmarsch nach Birkenau geführt und in den im Nordwesten des späteren Lagerabschnittes B III gelegenen Häusern ausnahmslos ermordet.

Der Häftling Wieslaw Kielar beschrieb in seinen Erinnerungen die genaueren Umstände: «Im Frühling kamen – immer nachts – Judentransporte, die nicht ins Lager, sondern in ein Bauerngehöft geleitet wurden, das im Wäldchen Birkenau lag. Das Haus dort war so hergerichtet, dass jeweils eine grössere Anzahl von Menschen getötet werden konnten. Nachdem ein Trans-

port in der Gaskammer des scheinbar harmlosen Bauernhäuschens vergast war, musste eine kleine Gruppe junger, kräftiger Juden, vielleicht zwanzig Männer, die man am Leben gelassen hatte, die Leichen ihrer Leidensgenossen aus der Gaskammer holen und sie in Gruben auf einer Wiese in nächster Nähe des Häuschens verscharren. Waren so die Spuren des Verbrechens beseitigt, brachte man sie zu uns auf den Krankenbau und stellte sie in einer Schlange vor dem Ambulatorium auf. [...] Den Juden wurde gesagt, dass sie nach der erschöpfenden Arbeit Stärkungsspritzen erhalten sollten.» Tatsächlich ermordete der SS-Sanitäter Josef Klehr sämtliche Zeugen durch Injektionen mit der Karbolsäure Phenol.

Bedeutete der Marsch zu den früheren Bauernhäusern im Wäldchen von Birkenau den sicheren und schnellen Tod, gewährte auch die Einweisung ins Lager oft nur kurzes Überleben. Abgesehen von den Hungerrationen, der unmenschlichen Zwangsarbeit und den Gewaltorgien der Aufseher, forderten Krankheiten und Seuchen unter den geschwächten Häftlingen eine wachsende Zahl von Opfern.

Die Holzbaracken vom Wehrmachtstyp OKH 2609 waren eigentlich zur Unterbringung von 52 Pferden geplant worden. Die SS pferchte bis zu 800 Männer, Frauen und Kinder in sie hinein, sechs, acht und mehr auf einem dreistöckigen Lattenrost, ohne Wasseranschluss und zunächst auch ohne Heizung, ohne Toiletten. Die Wäsche der Gefangenen wurde alle paar Monate gewechselt. Duschen durften die Häftlinge höchstens einmal in der Woche sekundenlang, Sommer wie Winter mit kaltem Wasser. Die Menschen starben an Entkräftung innerhalb weniger Tage oder längstens Wochen, an Erkältungskrankheiten – und an dem durch Läuse und Flöhe übertragenen Flecktyphus, der seit März 1942 das Lager immer wieder heimsuchte.

Natürlich wurden die Häftlinge nicht medizinisch behandelt. Sie starben zu Hunderten oder wurden, von Anfang Mai 1942 an, zu Tausenden aus den Isolierbaracken in die Gaskammern getrieben und dort getötet. Zu den Seuchenopfern gehörten aber auch SS-Männer, die den Kranken trotz aller Vor-

sichtsmassnahmen zu nahe gekommen waren – unter ihnen der Standortarzt, Hauptsturmführer Siegfried Schwela. Seine Vertretung übernahm zunächst der bisherige Arzt im Frauenlager, Hauptsturmführer Franz Bodmann, dann, wiederum bis zu seiner Fleckfiebererkrankung, der Hauptsturmführer Kurt Uhlenbrock, bis am 6. September 1942 Obersturmführer Eduard Wirths als Standortarzt in Auschwitz eintraf, der dieses Amt bis zur Räumung des Lagers im Januar 1945 innehatte – und am 20. September 1945 in amerikanischer Haft starb.

Anfang Juli 1942 erprobte die Lagerleitung zum ersten Mal die später alltäglich gewordenen «Selektionen» eintreffender Judentransporte. Aus der Slowakei war vom Reichssicherheitshauptamt ein Zug mit einer nicht registrierten Zahl von Juden nach Auschwitz dirigiert worden. Einige SS-Männer umstellten die Waggons an der neben dem Stammlager verlaufenden Bahnrampe. Die aussteigenden Menschen wurden in zwei Gruppen eingeteilt: ältere, schwangere Frauen und Kinder auf die eine Seite; jüngere, kräftige Männer und Frauen auf die andere. Ein SS-Arzt entschied auf Grund des kurzen Augenscheins über Arbeitsfähigkeit oder Arbeitsunfähigkeit – und damit über Leben und Tod. Die vermeintlich Brauchbaren kamen ins Lager, in diesem Fall 264 Männer und 108 Frauen. Die übrigen wurden unregistriert ins Gas geschickt.

Im selben Monat begannen in Auschwitz die Vorbereitungen für bis zu diesem Zeitpunkt unvorstellbare medizinische und pseudomedizinische Experimente an Gefangenen. Zehntausende von Häftlingen wurden unsinnigen oder brutalen, ja verbrecherischen Versuchen ausgesetzt. Die meisten von ihnen fanden dabei den Tod, die wenigen Überlebenden litten lebenslang an den gesundheitlichen Folgen der planmässigen Verkrüppelungen und Vergiftungen.

Am 7. Juli 1942 genehmigte Himmler dem Chefarzt der Frauenklinik im Knappschafts Krankenhaus der oberschlesischen Stadt Königshütte (Chorzow), Professor Carl Clauberg, sich für seine Experimente zur Unfruchtbarmachung von Frauen unter den Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz nach Belieben zu bedienen. Zusätzlich zu Claubergs Versuchen, die Eileiter der Frauen mittels Einspritzungen irgendwelcher Substanzen zu verkleben, sollte der Röntgenspezialist Professor Hans Holfelder ausprobie-

ren, ob nicht vor allem Männer durch Röntgenstrahlen schneller und billiger zu sterilisieren seien.

Beide Versuchsreihen liefen im Herbst 1942 in der Baracke 30 des Birkenauer Lagerabschnittes B 1 a sowie im Block elf des Stammlagers an, wobei die Röntgenversuche von dem nach Auschwitz versetzten Luftwaffenarzt Horst Schumann geleitet wurden, der sich vorher seine Sporen als Massenmörder in den Euthanasie-Anstalten verdient hatte.

Nachdem Schumann 1944 an Himmler gemeldet hatte, dass eine Kastration von Männern mit Hilfe von Röntgenstrahlen «ziemlich ausgeschlossen ist oder einen Aufwand erfordert, der sich nicht lohnt», verliess er Auschwitz – und tauchte im Oktober 1945 im westfälischen Gladbeck wieder auf. Dort eröffnete er 1949 eine eigene Praxis. 1951 konnte er sich vor seiner Verhaftung absetzen und verbrachte die nächsten Jahre als Schiffsarzt, danach praktizierte er in Nigeria, Libyen und Ghana. Der afrikanische Staat lieferte ihn 1966 an die Bundesrepublik aus. 1970 wurde das Gerichtsverfahren gegen ihn eröffnet und nach einem Jahr wegen Verhandlungsunfähigkeit des Angeklagten unterbrochen. 1972 wurde Schumann, angeblich haftunfähig, freigelassen und starb elf Jahre später, im Mai 1983.

Glauberg, der Frauen mit dreissig Zentimeter langen, dicken Kanülen ohne jegliche Betäubung ätzende Flüssigkeiten in Gebärmutter und Eileiter gespritzt und ihnen so irrsinnige Schmerzen, aber auch Folgeschäden verursacht hatte, die nicht mehr behandelbar waren, floh 1945 vor den sowjetischen Truppen in das Konzentrationslager Ravensbrück. Dort geriet er in russische Kriegsgefangenschaft und wurde 1948 in der Sowjetunion als Kriegsverbrecher zu 25 Jahren Haft verurteilt. Mit den letzten deutschen Kriegsgefangenen kehrte er 1955 in die Bundesrepublik zurück und starb im August 1957, bevor ihm der Prozess gemacht werden konnte.

Gleichzeitig mit Glauberg und Schumann nahm Hauptsturmführer Helmut Vetter, ein Mitarbeiter der Bayer-Werke innerhalb des IG-Farbenkonzerns, seine pharmakologischen Versuche in Auschwitz auf. Bis 1944 erprobte er an Häftlingen neuentwickelte Sulfonamide, Nitrosäure- und Blausäure-Präparate. Ein amerikanisches Militärgericht stellte 1947 fest, dass

«bei einer seiner Versuchsreihen von 75 Personen, die probeweise mit einem von Bayer zur Verfügung gestellten, neuen Medikament behandelt wurden, 40 gestorben sind». Vetter wurde zum Tode verurteilt und im Februar 1949 hingerichtet.

Besondere Unterstützung bei den häufig tödlichen Arzneimittel-Erprobungen im Auftrag der Bayer-Werke erfuhr Vetter durch einen in Posen geborenen Mediziner, Hauptsturmführer Friedrich Entress, der im Dezember 1941 als Lagerarzt nach Auschwitz versetzt worden war. Er galt unter den Häftlingen, möglicherweise weil er Volksdeutscher war und sich die Anerkennung der Reichsdeutschen glaubte besonders verdienen zu müssen, als aussergewöhnlich brutal – und dies wollte in der Mordmaschine Auschwitz etwas heissen. Ein polnischer Häftlingsarzt sagte über Entress, dessen «Spezialität» die Tötung von Häftlingen durch Phenolinjektionen direkt in das Herz war, nach dem Krieg aus: «Im Lager stand er seinen früheren Freunden Auge in Auge gegenüber – Polen, die jetzt Häftlinge waren. Er half ihnen nicht, er sprach auch kein Polnisch mit ihnen, [...] er tat so, als könne er kein Polnisch. Er hielt sich sogar von früheren Studienkollegen fern. Er wollte seine Freunde so schnell wie möglich erledigt sehen.» Im August 1944 wurde Entress in das KZ Gross Rosen abkommandiert. 1946 verurteilte ihn ein amerikanisches Militärgericht in Dachau zum Tode. Im Mai 1947 wurde er im Kriegsverbrechergefängnis Landsberg am Lech hingerichtet.

Alle diese Mediziner nutzten die besonderen Bedingungen des Konzentrationslagers Auschwitz – die völlige Wehr- und Rechtlosigkeit der beliebig verfügbaren Gefangenen und die uneingeschränkte Handlungsfreiheit der deutschen Lagerärzte – zur Befriedigung ihres persönlichen Ehrgeizes. Unter dem Vorwand medizinischer Forschung führten sie Versuche durch, deren wissenschaftlicher Wert im besten Falle gering, meist aber auch nach den Massstäben des Forschungsstandes jener Zeit überhaupt nicht zu erkennen war.

Die Lagerärzte handelten nicht auf Befehl. Medizinische Experimente zählten nicht zu ihren dienstlichen Verpflichtungen. Wer da tätig wurde, tat dies aus eigenem Antrieb und trug für jede Grenzüberschreitung die volle Verantwortung. Kein Mediziner wurde gezwungenermassen zum Verbrecher, und es hat sich darauf in den Prozessen der Nachkriegszeit auch keiner berufen.

Am 17. und 18. Juli 1942 kam Himmler zu seinem zweiten Besuch nach Auschwitz. Er besichtigte das Lager, liess sich die Buna-Werke des IG-Farbenkonzerns zeigen, durcheilte die SS-eigenen Rüstungsbetriebe, beförderte den Lagerkommandanten Höss zum Obersturmbannführer und befahl ihm, in jeder Hinsicht zuzulegen: Birkenau schneller auszubauen, die Rüstungsproduktion nachhaltig zu erhöhen, arbeitsunfähige Häftlinge gnadenlos umzubringen. Ausserdem bestand er darauf, die Ermordung eines soeben eingetroffenen Judentransportes in einem der zur Gaskammer umgebauten Bauernhäuser zu beobachten. Bei der anschliessenden Räumung des Bunkers und dem Verscharren der Leichen in einer Grube, berichteten Augenzeugen, sei dem obersten SS-Führer schlecht geworden.

Elf Tage später besuchte der Breslauer Industrielle Eduard Schulte Zürich und informierte dort alliierte Diplomaten über den Auschwitz-Besuch Himmlers, und dass dieser an der Ermordung von 499 Juden durch Gas teilgenommen habe. Dieses war der erste konkrete Hinweis auf den Massenmord an den Juden, der die Alliierten aus deutscher Quelle erreichte.

Freilich blieb diese Nachricht ohne erkennbare Wirkung. Eine Bombardierung des Lagers, die seit 1943 von russischen und seit 1944 von italienischen Flugplätzen aus möglich gewesen wäre, wurde weder von den Briten noch von den Amerikanern ernsthaft erwogen. Luftaufnahmen des Lagerbereichs und einige Bomben auf die Industrieanlagen waren das Äusserste, wozu sich die Anti-Hitler-Allianz bereithalten wollte.

Anfang August 1942 forderte das Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt der SS die Kommandanten der Konzentrations- und Vernichtungslager auf, das bei der Einlieferung und Tötung der Häftlinge anfallende Menschenhaar zu verwerten. Dieser Rohstoff könne zu Industriefilzen verarbeitet oder zu Garn versponnen werden, woraus wärmende «Haargarnfüsslinge» für U-Boot-Fahrer oder «Haarfilzstrümpfe» für Reichsbahner herzustellen seien.

Mitte August genehmigte Sturmbannführer Karl Bischoff als Chef der zentralen Bauleitung der SS in Auschwitz einen Plan zur Erweiterung des Nebenlagers Birkenau auf nunmehr zweihunderttausend Gefangene. Die Lagerabschnitte B II bis B IV sollten jeweils sechzigtausend Häftlinge aufnehmen,

lediglich der bereits errichtete Abschnitt B I umfasste ein Frauen- und ein Männerlager für zusammen zwanzigtausend Menschen. Tatsächlich erbaut wurden auf einer Fläche von 720 mal 2'340 Metern die Abschnitte B I und B II, der «Mexiko» genannte Abschnitt B III nur teilweise und B IV gar nicht mehr. Ein zu Jahresanfang 1944 verlegtes Eisenbahngleis führte durch die Hauptwache zu einer Ausladerampe zwischen den Abschnitten B I und B II mit direkter Verbindung zu den Gaskammern und Krematorien zwei und drei. Nordöstlich davon schlossen sich die «Sauna» – eine wirkliche Entlausungs- und Badeanlage – an und das Effektenlager «Kanada» für die geraubte Häftlingshabe sowie, noch ein Stück weiter in Richtung Nordosten, die Gaskammern und Krematorien vier und fünf. Das gesamte Lager Birkenau mit etwa dreihundert ebenerdigen Unterkunfts-, Wirtschafts-, Latrinen- und Waschbaracken, durchquerten und umrundeten mehrere Kilometer Strassen und Wege, dreizehn Kilometer Entwässerungsgräben zur Trockenlegung des Moorbodens und 16 Kilometer Stacheldraht, um Fluchtversuche zu verhindern.

Bereits im September 1942 war die Zahl der im Lager gestorbenen oder in den Gaskammern ermordeten Häftlinge so gross geworden, dass die Leichen nicht mehr in Birkenau vergraben werden konnten. Das Krematorium des Stammlagers war ohnehin schon längst an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit gekommen. Also wurde in Birkenau begonnen, die Getöteten auf Holzbohlen zu schichten – bis zu zweitausend Körper übereinander als menschliche Scheiterhaufen – und dann zu verbrennen. Da die Temperatur eines Holzfeuers nicht ausreichte, die Leichname vollständig zu beseitigen, gossen die zu dieser grauenhaften Arbeit befohlenen Sonderkommandos Altöl oder Methanol über die Leichenberge. Die Kommandos arbeiteten Tag und Nacht. Meterhohe Flammen schlugen in den Himmel. Ein unerträglicher Gestank verbreitete sich über das Lager und zog mit dem Wind kilometerweit durch das Land.

Ende September 1942 besichtigte Professor Ernst Robert von Grawitz, Obergruppenführer, Reichsarzt SS und Polizei sowie Chef des Sanitätshauptamtes der SS, das Lager. Er erkannte die drangvolle Enge in den Häftlingsbaracken, die unzureichende medizinische Versorgung in den Krankenbau-

ten, die ungenügenden hygienischen Bedingungen. Der oberste SS-Arzt registrierte den schlechten Gesundheits- und Ernährungszustand der abgemagerten, ausgehungerten Gefangenen derart verwundert, als habe er von den tatsächlichen Verhältnissen in den Konzentrationslagern, die letztlich auf nichts anderes als den Tod der Häftlinge ausgerichtet waren, nie zuvor gehört. Grawitz, der zugleich Geschäftsführender Präsident des Deutschen Roten Kreuzes war und sich kurz vor Kriegsende in Berlin selbst tötete, beobachtete auch die Vergasung von 475 aus Frankreich deportierten Juden und die anschliessende Leichenverbrennung in den Gruben.

Da den Häftlingen in den Konzentrationslagern wegen des Kriegsverlaufs eine immer grössere Bedeutung als Arbeitskräfte für die Rüstungsindustrie zuwuchs, gab Glücks Ende Dezember 1942 einen Erlass Himmlers an die Lagerärzte weiter, die Sterblichkeit der als arbeitsfähig aus den einlaufenden Transporten Selektierten unbedingt zu senken: «In der Anlage wird eine Aufstellung über die laufenden Zu- und Abgänge in sämtlichen Konzentrationslagern zur Kenntnisnahme übersandt. Aus derselben geht hervor, dass von 136'000 Zugängen rund 70'000 durch Tod ausgefallen sind. Mit einer derartig hohen Todesziffer kann niemals die Zahl der Häftlinge auf die Höhe gebracht werden, wie es der Reichsführer-SS befohlen hat. Die Ersten Lagerärzte haben sich mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln dafür einzusetzen, dass die Sterblichkeitsziffer in den einzelnen Lagern wesentlich herabgeht. Nicht derjenige ist der beste Arzt in einem Konzentrationslager, der glaubt, dass er durch unangebrachte Härte auffallen muss, sondern derjenige, der die Arbeitsfähigkeit durch Überwachung und Austausch an den einzelnen Arbeitsstellen möglichst hoch hält.» Die Lagerärzte, forderte Glücks, hätten mehr als bisher die Ernährung der Häftlinge zu überwachen und den Lagerkommandanten entsprechende Verbesserungsvorschläge einzureichen. Diese dürften jedoch nicht nur auf dem Papier stehen, sondern müssten von den Lagerärzten regelmässig kontrolliert werden. Ferner hätten sich die Lagerärzte darum zu kümmern, dass die Arbeitsbedingungen an den verschiedenen Einsatzorten «nach Möglichkeit» verbessert werden. Zu diesem Zweck sei es erforderlich, dass die Lagerärzte sich auf den Arbeitsplätzen

«an Ort und Stelle» von den Arbeitsbedingungen persönlich überzeugen. Der Reichsführer-SS habe befohlen, dass «die Sterblichkeit unbedingt geringer» werden muss.

Damit keine Missverständnisse entstehen: Dieser Himmler-Erlass verfolgte keineswegs die Absicht, in den Konzentrationslagern menschenwürdige Haftbedingungen zu schaffen. Himmler hatte allein das Ziel, die Reservearmee der Gefangenen vor ihrem Tod so wirksam wie möglich für die Rüstungsanstrengungen einzusetzen. Nicht «Arbeit macht frei» wurde zum strategischen Auftrag der Lager, wie die zynisch-verlogene Losung über dem Eingangstor des Stammlagers Auschwitz versprach, sondern «Vernichtung durch Arbeit» hiess künftig die Devise.

Am 27. April 1943 informierte Glücks die KZ-Kommandanten über einen weiteren Himmler-Befehl. Ab sofort sollten «nur noch geisteskrankte Häftlinge» vergast werden dürfen. «Alle übrigen arbeitsunfähigen Häftlinge (Tuberkulosekranke, bettlägerige Krüppel usw.) sind grundsätzlich von dieser Aktion auszuschliessen. Bettlägerige Häftlinge sollen zu einer entsprechenden Arbeit, die sie auch im Bett verrichten können, herangezogen werden.»

Die polnische Historikerin Danuta Czech stellte 1975 in einer Untersuchung über die medizinische Versorgung der Gefangenen in Auschwitz fest, dass sich nach dieser Anordnung Himmlers die Behandlung der Kranken im Lager wirklich geändert habe. Die Tötung schwerkranker Häftlinge durch Phenolspritzen oder Gas sei eingestellt worden und die Zahl der täglich im Leichenbuch des Stammlagers verzeichneten Toten auf unter dreissig gesunken. Die Reviere des Häftlingskrankenbaues seien allmählich aus einem «Vorhof des Todes» zu medizinischen Einrichtungen geworden, deren Zweck tatsächlich die Rettung von Menschenleben war. Arbeitsunfähige jüdische Häftlinge allerdings seien bereits wieder von August 1943 an zur Tötung bestimmt gewesen.

Waren die ersten Häftlinge im Konzentrationslager Auschwitz polnische politische Gefangene, dann russische Kriegsgefangene und schliesslich Juden aus ganz Europa, wurde am 26. Februar 1943 auch der erste Transport mit Zigeunern aus dem Reichsgebiet in Auschwitz erwartet. In Birkenau war für

sie der Lager abschnitt B II e als eigenes «Zigeunerlager» mit sechsundzwanzig Wohnbaracken, sechs Krankenblöcken, sechs Latrinen- bzw. Waschgebäuden und zwei Küchen vorbereitet worden.

Dieser «Endlösung», die Zigeuner wie Juden traf, war die «Umsiedlung» der Zigeuner vorausgegangen. Als erste wurden die burgenländischen und ostpreussischen Zigeuner 1940 in sogenannte «Familienlager» zwangsverschickt, die 1940 im besetzten Polen eingerichtet worden waren. Im Jahr darauf bereinigten die Einsatzgruppen des Sicherheitsdienstes nach dem Überfall auf die Sowjetunion auch die «Zigeunerfrage» dort auf die der SS eigene Weise – durch Massenmord.

Im Dezember 1942 ordnete Himmler dann die Einweisung der polnischen Zigeuner in das Konzentrationslager Auschwitz an. Die deutschen Zigeuner und die aus den übrigen unterworfenen Ländern folgten ihren Leidensgefährten wenig später nach: Im Europa der Nazis sollte es keine Zigeuner mehr geben.

Nach den erhaltengebliebenen «Hauptbüchern» des Zigeunerlagers, in denen die eintreffenden Transporte erfasst wurden, kamen innerhalb von siebzehn Monaten 20943 Sinti und Roma nach Auschwitz. Ein weiterer Transport von 1'700 Roma aus Bialystok, die unmittelbar nach ihrer Ankunft am 23. März 1943 wegen Fleckfieberverdachts vergast und nicht registriert wurden, erhöht die Zahl der in das Zigeunerlager Zwangs verschickten auf knapp 23'000, von denen keine 2'000 den Krieg überlebt haben.

Die Gesamtzahl der von den Nazis im besetzten Europa ermordeten Zigeuner ist nirgends erfasst. Sie kann auf Grund der Überlieferung in den Zigeunersippen nur geschätzt werden und wird wohl bei annähernd einer halben Million Menschen liegen – etwa siebzig Prozent der in der Vorkriegszeit in Europa lebenden Zigeuner.

Zwischen dem 22. März und dem 4. April 1943 übergab die Bauleitung der Waffen-SS die in Birkenau neugebauten Krematorien und Gaskammern II bis V an die Lagerleitung. Die Anlagen II und III bzw. IV und V waren baugleich. Die Krematorien von IV und V verfügten über acht eigens entwickelte Brennkammern sowie über drei Gaskammern, in denen jeweils 1'500,

800 und 150 Menschen gleichzeitig umgebracht werden konnten. Die Einwurföffnungen für das Zyklon B befanden sich an den Aussenwänden und konnten mit Klappen verschlossen werden. Die näher an der Bahnrampe gelegenen Krematorien und Gaskammern II und III hatten jeweils fünfzehn Brennkammern und je einen als Gemeinschaftsdusche getarnten Raum, in den bei jeder Mordaktion bis zu 3'000 Menschen getrieben wurden. Die Blausäure wurde durch Öffnungen in der Decke in die Gaskammern geschüttet.

Mit der Fertigstellung dieser Gaskammern und Krematorien und mit dem Abschluss der Bauarbeiten an den Lagerabschnitten B I und B II in Birkenau waren im Frühjahr 1943 alle Voraussetzungen für den Völkermord an Juden und Zigeunern in Auschwitz geschaffen.

Am 30. Mai meldete sich der Anthropologe, Arzt und Hauptsturmführer Josef Mengele befehls-gemäss zum Dienstantritt bei Standortarzt Eduard Wirths und übernahm den Posten des Lagerarztes im Zigeuner-Familienlager B II e in Auschwitz-Birkenau.

Diese Funktion behielt Mengele nach den im Archiv des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau erhaltenen Einsatzplänen und Veränderungsmeldungen – abgesehen von einigen kurzen dienstlichen, privaten oder krankheitsbedingten Abwesenheiten im Sommer und Herbst 1943 sowie zu Jahresanfang und im Herbst 1944 – bis zur Auflösung des Zigeunerlagers Anfang August 1944. Anschliessend war Mengele bis Dezember 1944 «Erster Lagerarzt» im Abschnitt B II f (dem eigentlichen Häftlingskrankenbau des Lagers Birkenau) und gleichzeitig verantwortlich für die ambulante medizinische Versorgung der Abschnitte B I a und B I b (beides waren Frauenlager), B II a (Männer-Quarantänelager), B II b (Familienlager für Juden aus Theresienstadt), B II c (Lager ungarischer Juden) und B II d (Männerlager). Dies heisst, er war als direkter Untergebener des Standortarztes Eduard Wirths der leitende KZ-Arzt von Auschwitz-Birkenau. Von Dezember 1944 bis zu seiner Flucht aus dem Lager am 17. Januar 1945 versah Mengele zusätzliche Aufgaben als Truppenarzt im SS-Lazarett des Stammlagers Auschwitz.

Das «Zigeunerlager»

Ende Februar 1943 kam der erste «Zigeuner-Transport» nach Auschwitz. Es waren sieben Kinder und Jugendliche – Karl H. aus Magdeburg, so weist es das Hauptbuch des Lagers aus, mit siebzehn Jahren der Älteste, Johann H. aus dem mecklenburgischen Polnitz mit sieben der Jüngste. Vielleicht wurden sie von ihren Eltern begleitet oder von SS-Leuten aus einem der Sammellager des Generalgouvernements dorthin eskortiert. Das Hauptbuch des Zigeunerlagers vermerkt lediglich, dass ihnen die Nummern 35 bis 41 zugeteilt wurden, während die vorhergehenden Nummern 1 bis 34 aus unbekanntem Gründen an wenige Tage später eintreffende Zigeuner vergeben wurden. Ihre Persönlichkeit, ihre Namen, ihre Geschichte wurden ausgelöscht. Menschen wurden zu Nummern, reduziert auf ihre Herkunft und ihre Zahl. Sie und alle bis in den Sommer 1944 noch Nachkommenden erhielten als Kennzeichen und lebenslanges Brandmal ihre Nummer auf den linken Unterarm tätowiert.

Den ohne weitere Aufklärung nach Auschwitz transportierten Zigeunern versicherten die Funktionshäftlinge – unter denen übrigens keine Zigeuner waren – auf Anweisung der Kommandantur, dass sie sich im Lager lediglich zu einem dreimonatigen Aufenthalt zwecks Umschulung aufzuhalten hätten. Sie könnten also mit ihren Familien zusammenbleiben, brauchten keine Häftlingskleidung zu tragen und behielten auch ihr persönliches Eigentum.¹

Tatsächlich wurden die Zigeuner anders als die übrigen Häftlinge behandelt – jedenfalls solange, wie die Entscheidung zum Völkermord noch nicht gefallen war. Es wurden ihnen die Haare nicht abgeschnitten, die Familien wurden bei der Verteilung auf die einzelnen Baracken nicht getrennt, sie wurden besser gepflegt und auch die Repressalien, denen sie ausgesetzt waren, entsprachen noch nicht dem sonst üblichen Mass. Die Zigeuner wurden nicht zur Zwangsarbeit in die angeschlossenen Rüstungsbetriebe geschickt. Offenbar hielt die Lagerleitung Zigeuner selbst unter der ebenso engmaschigen wie brutalen Kontrolle von Aufsehern und Vorarbeitern nicht für fähig, mechanisierten Arbeiten in Fabriken nachzugehen. Damit wurde die SS zum Vorteil

der Gefangenen ein Opfer des selbstgeschaffenen Ethnomystizismus: Der Zigeuner, hochmusikalisch und handwerklich begabt, sei als Angehöriger eines seit Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden wild umherschweifenden Volkes ausserstande, sich geregelten Abläufen einzufügen. Er sei gemeinschaftsuntauglich, so lautete die zunächst ausgrenzende und schliesslich todbringende Stigmatisierung der Zigeuner durch die NS-Anthropologie. Statt in den Rüstungsbetrieben eingesetzt zu werden, hatten sie Aufräumungsarbeiten zu übernehmen und mussten im «Aussenbereich» Kräuter, Pilze und andere Speisezutaten sammeln, die den Nährwert der an die Häftlinge verteilten Wassersuppe verbessern sollten.

Unter den deportierten Zigeunern waren etwa einhundert deutsche Soldaten, die wegen ihrer Abstammung aus der Wehrmacht entlassen und nach Auschwitz geschickt worden waren. Etliche von ihnen trugen Orden – Josef W. etwa, in der Bekleidungskammer eingesetzt, besass alleine acht Auszeichnungen noch aus dem Ersten Weltkrieg. Weiterhin fanden sich im Lager nicht wenige Zigeunerinnen, die mit nicht-zigeunerischen Deutschen verheiratet waren. Sie und ihre Kinder genossen gleichfalls einen gewissen zusätzlichen Schutz, das heisst, sie galten als interniert und waren jedenfalls anfänglich nicht zur Vernichtung bestimmt.

Doch solche Privilegien erwiesen sich sehr schnell als bedeutungslos. Bereits Ende März 1943 waren an die 10'000 Zigeuner in die 26 Holzbaracken des Lagerabschnittes gepresst worden. Angesichts der kargen Ernährung und der schlechten hygienischen Bedingungen war es kaum verwunderlich, dass bereits nach wenigen Wochen ansteckende Erkrankungen um sich griffen.

In zwei zusätzliche Baracken wurden jeweils 200 Kranke, getrennt nach Geschlechtern, eingewiesen und von insgesamt fünf polnischen Häftlingsärzten und 33 Pflegekräften betreut. Die medizinische Verantwortung auf deutscher Seite trug dafür, bis zu seiner Scharlacherkrankung Ende April 1943, der SS-Arzt Benno Adolph. Ihm folgte bis zum Dienstantritt Mengeles vier Wochen später der SS-Arzt Orth nach, über dessen spätere Verwendungen nichts bekannt ist.

Nachdem diese Mediziner Mitte Mai 1943 in zwei Transporten aus dem polnischen Bialystok (971 Personen) und aus Österreich (76 Personen) mehr

als zehn Fälle von Flecktyphus festgestellt hatten, wurde das Krankenrevier schrittweise erweitert und zählte im Juli 1943 die fünf Baracken 24, 26, 28, 30 und 32, später kam noch die Baracke 22 hinzu. Die Baracken des Krankenreviers stiessen auf die Latrinen, die wiederum nur ein Stacheldrahtzaun von der Bahnrampe trennte, auf der seit dem Frühjahr 1944 die SS eintreffende Transporte mit Schlägen und Gebrüll empfang und für die 250 Meter entfernten Gaskammern selektierte. Nichts verstellte von der Rückseite der Baracken den Blick auf die Gaskammern und Krematorien II und III, aus deren Schornsteinen die Flammen in den Himmel schlugen.

Die Baracken des Krankbereichs entsprachen den übrigen Holzbaracken des Lagers. Sie waren vierzig Meter lang und neun Meter breit, hatten keinen Fussboden und keine Fenster, sondern am Dach ein schmales, durchgehendes Oberlicht. Zwei breite Türen öffneten sich an beiden Enden der Baracke. An die schmale Frontseite schlossen sich die abgeteilten Zimmer des Blockleiters, des Häftlingsarztes und die Schreibstube an. Nach hinten lagen eine Küche, ein Waschraum, eine Latrine und die Leichenkammer. Durch die Baracke lief in der Mitte längs auf dem Fussboden ein etwa ein Meter hoher und ein Meter breiter gemauerter Kamin. An den Seitenwänden war jeweils eine Reihe dreistöckiger Holzpritschen mit einer Breite von 2,80 Metern und einer Tiefe von 1,85 Metern aufgebaut. Jede Etage dieser Pritschen wurde, je nach Krankenstand, mit vier bis acht Patienten belegt.

Die Betten hatten natürlich keine Matratzen, sondern die Kranken lagen auf Strohsäcken, meist ohne Laken. Als Zudecke diente, was gerade greifbar war: Pferddecke und Steppbetten, die von den Gefangenen mitgebracht worden waren und nach ihrem Tod im Krankenbau blieben. So etwa stammten die vor allem in den Wintermonaten wegen ihrer Wärme sehr beliebten, wegen der Läuse aber nicht weniger gefürchteten «griechischen Decken» aus dicker roter Wolle ursprünglich von griechischen Juden, die sie gleich bei ihrer Ankunft im Lager hatten abliefern müssen.

Nach der Einweisung ins Revier wurde den Kranken jede persönliche Habe abgenommen. Sie erhielten durch häufigen Gebrauch verschlissene

Nachthemden und Holzsandalen, um den Weg zur Latrine nicht barfuss über den nackten Lehm Boden zurücklegen zu müssen. Urinflaschen, Schieber, Infusionsgestelle, Rollstühle, Verbandmaterial und Medikamente gab es entweder überhaupt nicht oder in völlig unzureichender Menge. Die sanitären Verhältnisse spotteten jeder Beschreibung. Abgezehrte, zusammengesunkene Schwerstkranke schleppten sich, schwankend und vom Fieber geschüttelt, kaum bekleidet zu den Latrinen. Wer den Weg nicht mehr schaffte, blieb auf seiner Pritsche liegen und liess die Notdurft unter sich. Eine Wasserleitung in die einzelnen Baracken des Krankenreviers verlegten die Häftlinge erst Ende 1943, nachdem Mitte Dezember die Bauarbeiten am Duschbad und an der Kleiderdesinfektion abgeschlossen worden waren.

Die Befehlsgewalt über das Krankenrevier hatte der Lagerarzt, der dem Standortarzt Auschwitz unterstellt war. Wechselnde SS-Leute, die allerdings nicht notwendig über eine Sanitätsausbildung verfügten, unterstützten als sogenannte Sanitätsdienstgrade den Lagerarzt. Von Ende Mai 1943 bis zur Auflösung des Zigeunerlagers Anfang August 1944 war das Josef Mengele. Während kürzerer, dienstbedingter Abwesenheiten, Krankheiten und Urlaube vertraten ihn die SS-Ärzte Fritz Klein, Franz Bernhard Lucas und Heinz Thilo.

Leiter des Krankenreviers waren als «Lagerälteste Krankenbau» zunächst die Funktionshäftlinge Jackowski und Kozdas, die beide keine Ärzte waren und im Spätherbst 1943 von dem polnischen Arzt und politischen Gefangenen Rudolf Diem abgelöst wurden. Ihm arbeiteten die «Blockältesten» zu, ausserdem unterstanden ihm die Schreiber und die Küche.

Daneben gab es den medizinischen Dienst, der in jeder Baracke von einem Häftlingsarzt geleitet wurde, der ein bestimmtes Fachgebiet vertrat. Dieser «Oberarzt» wies verschiedene Abschnittsärzte und Pfleger an, die alle ebenfalls Häftlinge waren. Weitere Ärzte und Zahnärzte in der Ambulanz leisteten die akute Versorgung der Gefangenen und entschieden auch über deren Aufnahme in das Krankenrevier.

Insgesamt arbeiteten im Zigeunerlager dreissig Häftlingsärzte, davon achtzehn nichtjüdische Polen und zwölf Juden unterschiedlicher Nationalität,

aber kein Zigeuner. Etwa sechzig Pfleger, darunter aber nur zwei ausgebildete Krankenschwestern, besorgten die eigentliche Krankenbetreuung. Bei einer Belegung des Lagers mit jeweils etwa 10'000 Menschen wäre die Zahl der Ärzte sicherlich ausreichend gewesen, wenn die Unterbringung und Versorgung der Gefangenen wie der Kranken medizinischen und hygienischen Mindeststandards entsprochen hätte. Dies war aber nicht der Fall, wenn auch darauf hinzuweisen ist, dass die medizinische Behandlung der Juden in Auschwitz-Birkenau noch wesentlich schlechter war als die der Zigeuner.

Doch ungeachtet des erheblichen Einsatzes der Häftlingsärzte waren die Heilungen aus sichten in allen Abteilungen des Krankenreviers gering. Es fehlte an allem – an der notwendigen technischen Ausstattung, an Hilfsmitteln jeder Art, an Arznei und an Verpflegung. Die polnischen Ärzte, die das Lager und den Krieg überlebten, wiesen in einem Aufsatz in der Krakauer *Ärztlichen Umschau* Mitte der sechziger Jahre daraufhin, dass ihnen Medikamente lediglich in geringer Menge zur Verfügung standen und nur bei günstigster Prognose verordnet werden durften. Kranke, deren Genesung unwahrscheinlich war, erhielten keine Heilmittel.

Noch schlimmer wäre die Lage der Kranken gewesen, wenn nicht Häftlinge, die in dem benachbarten Effektenlager «Kanada» beschäftigt waren, die Apotheke immer wieder mit Medikamenten beliefert hätten, die sie im Gepäck der pausenlos anrollenden Transporte aufspürten. Aber selbst diese unter Lebensgefahr herbeigeschafften Arzneimittel konnten wegen ihrer bei Weitem zu geringen Menge nicht viel helfen, zumal insbesondere während der Flecktyphusepidemie im Frühjahr 1943 nach Angaben der Häftlingsärzte erheblich über 2'000 Erkrankte gleichzeitig versorgt werden mussten. Angesichts des Medikamentenmangels blieb als letzte und einzige Möglichkeit, das Leid durch dosierte Gabe von abgekochtem Salzwasser wenigstens geringfügig zu lindern. Dadurch konnte der grosse Durst der Patienten, die unter erheblichem Flüssigkeitsverlust litten, gemindert und der Elektrolythaushalt bescheiden verbessert werden. Das führte freilich selten zur Heilung und verlängerte meist nur das Sterben. Die Entscheidung, die Behandlung gar nicht

erst aufzunehmen oder sie abzubrechen und die Kranken damit einem schnelleren Tod zu überlassen, stürzte die Häftlingsärzte täglich in schwerste Gewissensnöte.

Doch Therapie im eigentlichen Sinne war von der Lagerleitung auch gar nicht erwünscht. Das hätte Ressourcen in Anspruch genommen, die den Gefangenen nicht zugute kommen sollten. Wer in kurzer Zeit wiederhergestellt werden konnte, durfte Minimalpflege erfahren. Lumbalpunktionen des Rückenmarks etwa zur Messung und Senkung des Hirndrucks bei Meningitis wurden nach Auskunft der Häftlingsärzte ohne Punktionsnadel mit Hilfe von Metallspritzen vorgenommen, ohne Narkose, auf dem gemauerten Kamin in der Barackenmitte. Den anderen blieb der Tod – sei es als unmittelbare Folge ihrer Erkrankung oder nach einer tödlichen Injektion durch die Pfleger beziehungsweise in der Gaskammer, beides auf Anweisung des deutschen Lagerarztes.

Sofern Patienten dennoch dank der Widerstandskraft ihres eigenen Körpers den Flecktyphus überstanden hatten, wartete auf sie zumeist die nächste lebensbedrohliche Erkrankung: die Diarrhøe, ein nicht enden wollender, wässriger Durchfall, der dem Eiweissabbau im Körper während des Flecktyphus und der ungenügenden Ernährung in der Zeit der nur langsam fortschreitenden Rekonvaleszenz zuzuschreiben war.

Die Versorgung mit Nahrungsmitteln entsprach im Krankenrevier der des Gesamtlagers. Sie war also in der Menge und von ihrer Qualität her völlig unzureichend. Dünne Gemüsesuppen aus Kohl und frostgeschädigten Kartoffeln sowie Brot in einer Tagesration von allenfalls vierhundert Gramm konnten den Kräfteverfall der ohnehin ausgezehrten Patienten nicht lange aufhalten. Diarrhoeerkrankte erhielten zuweilen einen Wasserbrei aus Gries und Haferflocken, gelegentlich auch etwas Weissbrot.

Im Spätherbst und Winter 1943 erlosch die Flecktyphusepidemie im Zigeunerlager allmählich, weil die noch Lebenden infolge früher durchgestandener Infektionen Abwehrstoffe gegen den Krankheitserreger gebildet hatten. Gleichzeitig stieg die Zahl der Hungertoten an, da die Zigeuner nicht zu Lagerarbeiten eingesetzt wurden und daher keine Lebensmittelzulagen er-

hielten, die in gleichfalls viel zu geringer Menge den «Schwerarbeitern», den Sonderkommandos und den Funktionshäftlingen vorbehalten waren. Natürlich durften die Zigeuner auch keine Pakete mit Zusatzverpflegung empfangen.

Nach der Ermordung von typhusverdächtigen Zigeunern im Mai 1943 durch seine beiden Vorgänger wählte Mengele andere Verfahren der eliminierenden Krankheitsbekämpfung. Er ordnete mehrfach Entlausungsaktionen im Krankenrevier und in den Wohnbaracken an. Die Kranken hatten ohne Rücksicht auf ihren Zustand die Pritschen zu verlassen und mussten stundenlang nackt ausharren, bis ihre Kleidung, die Decken und die Strohsäcke desinfiziert waren. In der Zwischenzeit hatten sie die Holzbetten, die Barackenwände und den Boden mit Cuprexlösung abzuwaschen, um die Läuse als Überträger des Typhuserregers zu bekämpfen.

Schlimmer noch als für die Kranken waren während der Herbst- und Wintermonate die Entlausungsaktionen im Lager für die Gesunden. Die Häftlinge wurden, nach der Desinfektion von Kleidung und Bettwäsche, in der «Sauna» entlaust und mussten dann auf Befehl Mengeles bei Regen und Schnee nackt im Freien warten, bis auch ihre Baracken desinfiziert waren. Nicht wenige brachen bei dieser Tortur tot zusammen, andere starben später an den Folgen der Auskühlung.

Wie bereitwillig sich Mengele in das Vernichtungssystem Auschwitz einfügte, beschrieben die beiden polnischen Häftlingsärzte Snieszko und Szymanski am Beispiel seines Umganges mit den für das Zigeunerlager typischen Krankheiten Malaria, Tuberkulose, Krätze und Noma (Wangenkrebs).

Im Spätherbst 1943 erschien Mengele nach dem Abendappell im Krankenrevier und wählte sechzig Tuberkulosekranke aus, denen er befahl, nur in Decken gehüllt, wartende LKWs zu besteigen. Keiner hatte Zweifel, dass das Ziel dieses Transportes die Gaskammer war. Seit dieser Zeit, berichteten die Ärzte, «meldeten sich keine Zigeuner mit Brustschmerzen mehr». Stattdessen versuchten die Kranken, sich solange wie irgend möglich auf den Beinen zu halten und unter den – noch – Gesunden zu verbergen. Der eine steckte in der Folge den anderen an, medizinische Behandlung war nicht mehr möglich, die Zahl der Toten wuchs sprunghaft.

Ende November 1943 erteilte Mengele der Schreibstube im Krankenrevier den Befehl, Krankenberichte und Heilungsprognosen aller Malariakranken zusammenzustellen. Auf Grund der Erfahrungen bei der Selektion der Typhus- und Tuberkulosekranken einige Wochen zuvor fälschten die Häftlingsärzte und Schreiber die Krankenunterlagen innerhalb weniger Stunden. Die von Mengele möglicherweise geplante Aussonderung der Schwerkranken konnte jedenfalls im Zigeunerlager an diesem Tag nicht durchgeführt werden. Die Malariakranken des Frauen- und des Männerlagers in Birkenau dagegen wurden nach Angaben der polnischen Ärzte in das Konzentrationslager Majdanek überführt und dort höchstwahrscheinlich ermordet.

Krätze war wegen der schlechten hygienischen Bedingungen in Birkenau die Krankheit, an der die meisten Gefangenen litten. Obwohl die SS-Apothek in Auschwitz nach Kenntnis der Häftlingsärzte über grosse Mengen aller für eine sachgerechte Behandlung erforderlichen Salben und Tinkturen verfügte, kam nichts davon ins Lager. Mengele bevorzugte im Frühjahr 1944 eine sehr viel billigere, wenngleich lebensgefährliche Heilmethode. Er ordnete die Aufstellung zweier mit Natriumschwefelsäure und Salzsäure in gerade noch zuträglicher Verdünnung gefüllten Behälter an. Kranke, deren Kleidung zur Desinfektion gegeben wurde, mussten nacheinander in beiden Lösungen baden, um die Entzündungsherde zu desinfizieren und die Hautmilben abzutöten. Wer das Säurebad ohne weitere Schädigung überstanden hatte, kühlte im Freien während des vielstündigen Wartens auf die Kleidung völlig aus. So antiquiert und zweifelhaft in ihrer Wirkung diese Rosskur war, so eindeutig erhöhte sie die Sterblichkeit unter den Gefangenen: Vor allem Kinder und ältere Zigeuner starben in grosser Zahl an Lungen- und Rippenfellentzündungen, die sie sich auf diese Weise zugezogen hatten.

Eine den Häftlingsärzten bis dahin unbekannt Erkrankung zog das besondere Interesse Mengeles auf sich: Noma. Dies ist die schwerste Form einer bei erheblicher Abwehrschwäche nach bakterieller Infektion auftretenden, fortschreitenden Entzündung der Mundschleimhaut, die schliesslich als Mundfäule grosse Löcher in den Wangenmuskel und in die Gesichtshaut

frisst und durch eine allgemeine Sepsis zum Tode führt. Mengele wies den Prager Häftlingsarzt Professor Epstein an, sich eigens um die Nomakranken zu kümmern und die Wirkung unterschiedlicher Medikamente und Diäten durch Fotos und Verlaufsuntersuchungen zu dokumentieren.

An zwei Kranken führte Mengele selbst Versuche durch. Ein Erwachsener und ein Kind erhielten zunächst die übliche Lagerernährung, dann zusätzlich Medikamente und schliesslich eine besonders nahrhafte Aufbaukost. Nach Absetzen der Diät verschlechterte sich der Zustand der beiden Kranken, verbesserte sich aber wieder, als die Rationen erneut angehoben wurden. «Mengele machte nun einige Aufnahmen von den beiden Kranken und liess sie in sein Arbeitszimmer in der Sauna führen, wobei er ihre Krankenkarten mitnahm», schrieben die Ärzte in ihrem Aufsatz 1965. Die Kranken seien nicht mehr in das Zigeunerlager zurückgekehrt: «Was mit ihnen geschehen ist, ist nie genau bekannt geworden.»

Die Arbeitsweise Mengeles als verantwortlicher Lagerarzt des Zigeunerlagers sei «überhaupt sehr eigenartig» gewesen. «Während der Lagerinspektionen behandelte er die Zigeuner milde, ordnete niemals brutale Repressalien an, so dass selbst die weniger gewandten Zigeuner sich an ihn mit ihren Bitten und Klagen wandten und ihn mit Vater, Väterchen, Onkel und ähnlichem anredeten». Seine Beliebtheit unter den Zigeunern habe noch zugenommen, als er in den Baracken 29 und 31 einen Kindergarten einrichtete, in dem «einige hundert Kinder» von eigens ausgewählten Frauen bei deutlich besserer Verpflegung betreut wurden.

Die bis zu einem Jahr alten Kleinkinder hätten täglich einen halben Liter Milch und Griesbrei mit Zucker und Butter erhalten, hoben die Häftlingsärzte hervor. An die bis zu Dreijährigen sei sogar ein ganzer Liter Milch und ein halber Liter Suppe ausgeteilt worden. Die Drei- bis Sechsjährigen schliesslich hätten einen halben Liter Milch, fünfzig Gramm Butter und dazu noch Weissbrot bekommen, zusätzlich Fleischbrühe, Marmelade und sogar Schokolade – in Auschwitz eigentlich unerreichbare Leckerbissen.

Zwar seien manche dieser Wohltaten bei den Kindern nur gelegentlich angekommen, weil sich die SS-Leute selbst daran gütlich taten, aber diese «im

Kindergarten herrschenden Zustände könnten ein Beweis dafür sein, dass dies nicht ein Propagandatrück Mengeles war, sondern dass er tatsächlich die Lebensbedingungen der Kinder im Isolierungslager verbessern wollte». Freilich stellte sich nach Auffassung der beiden polnischen Augenzeugen sehr schnell heraus, dass die Kinder für Mengele lediglich Versuchsobjekte waren. Er pflegte und er mästete sie so lange, wie er sie für seine Untersuchungen und medizinischen Experimente benötigte. Dann verlor er das Interesse an ihnen und überliess sie ihrem Schicksal, das heisst in den meisten Fällen dem Tod.

Neben der Nomastudie hätten Mengele vor allem Untersuchungen an Zwillingen und an Kindern mit angeborenen Anomalien sowie Menschen mit unterschiedlicher Färbung der Iris (Heterochromie) interessiert. In ihrem Aufsatz beschrieben Snieszko und Szymanski die «guten» Anteile in der Persönlichkeit Mengeles, welche die «bösen» weder hemmten noch verdeckten, sondern sich neben- oder nacheinander auf eine Weise ausdrückten, dass es seinen Opfern schwerfiel, sie ein und derselben Person zuzuordnen: «Mengele tat sehr herzlich mit seinen Zwillingen, nahm sie auf die Arme, brachte ihnen Süßigkeiten, Spielzeug, das natürlich vorher Personen aus den zur Vergasung bestimmten Transporten abgenommen worden war.» Neben den Kindern habe Mengele auch stillenden Müttern gewisse Vergünstigungen gewährt. Sie erhielten Sonderzuteilungen an Milch, Butter, Käse und Weissbrot. Starben die Babies trotzdem, wurden den Müttern wieder die normalen Hungerrationen zugeteilt.

An den vielen Kranken des Zigeunerlagers, meinten die Häftlingsärzte, habe Mengele kein Interesse gezeigt. Sie hätten ihn wohl von seinen eigenen Arbeiten abgehalten und insofern gestört. Lediglich um «Zigeuner mit Vorzugsbehandlung», also um ehemalige Soldaten oder um Familien von Wehrmachtsangehörigen, habe er sich ein wenig gekümmert.

Ganz anders habe er indessen reagiert, wenn er auf Zwillinge oder Nomapatienten hingewiesen worden sei. Dann sei er aufgeblüht, habe wie elektrisiert gewirkt und liess es sich nicht nehmen, Zwillinge durchweg persönlich und mit grösster Aufmerksamkeit zu untersuchen – Nomakranke freilich «eher aus einiger Entfernung wegen des unangenehmen Eitergeruchs».

Den täglichen Revierdurchgang erledigte Mengele in Begleitung des Lagerältesten Krankenbau, der immer ein Deutscher war. Mengele ging durch die einzelnen Baracken, hörte sich den Bericht über den Zugang und die Entlassung von Kranken an und liess sich von den zum Rapport angetretenen Häftlingsärzten einzelne Krankenkarten zur Kontrolle zeigen. Grössten Wert legte Mengele dabei auf akkurat dargestellte, klinische Krankheitsverläufe. Jeden dritten Tag musste der Zustand jedes Kranken genau beschrieben, jedes Symptom in seiner Veränderung festgehalten werden. Dies hatte in deutscher Sprache zu erfolgen, was bei den geringen Deutschkenntnissen einiger Häftlingsärzte zu wiederholten Wutausbrüchen Mengeles über mangelhaft protokollierte Krankheitsverläufe geführt haben soll.

Die Ärzte und das Pflegepersonal im Krankenrevier behandelte Mengele nach Angaben der beiden Polen so, wie ein beliebiges Arbeitskommando in Konzentrationslagern eben behandelt wurde – überheblich, unnachtsichtig und zuweilen cholerisch. «Es kam aber nicht zu Handgreiflichkeiten», erinnerten sich die Häftlingsärzte. Lediglich Professor Berthold Epstein und sein Assistent Dr. Rudolf Weisskopf², schrieben sie, «wurden korrekt behandelt, denn sie waren die tatsächlichen Autoren der wissenschaftlichen Arbeiten, die Mengele auf dem Gebiet der Noma- und der Zwillingsforschung betrieb.»

Die anderen hatten sich zu bescheiden mit den Krümen, die vom Tisch des Herrn fielen. Sie alle wussten, dass ihnen Weiterleben allenfalls knappbesseren zugestanden war, solange sie klaglos und zur Zufriedenheit der Deutschen ihre Funktionen erfüllten. Täglich, ja in jedem Augenblick konnte dieses Mass an Zeit, das den Funktionshäftlingen für ihre bedingungslose Unterwerfung und uneingeschränkte Zusammenarbeit gewährt wurde, für beendet erklärt werden: vom Lagerarzt, vom Lagerführer, von der Gestapo, im Grunde von jedem SS-Mann.

Die Gefangenen wurden von der KZ-Mannschaft nicht mehr als Menschen wahrgenommen. Ihnen war jede Individualität geraubt worden. Sie galten den Deutschen in Auschwitz nicht als im Einzelnen identifizierbare Menschen, die aus Gründen der Kriegsführung oder der Prävention weggeschlos-

sen worden waren. Sie waren einfach Masse, Material, das ohne weitere Begründung angeliefert und verarbeitet wurde, vergast, verbrannt, verscharrt.

Aber auch wer als Häftling von den Deutschen zur Kollaboration veranlasst wurde und für diese Zusammenarbeit weiterleben durfte, konnte sich nur selten die Kraft für eigenes, menschliches Verhalten bewahren. Die meisten erloschen tatsächlich, ihnen entfloh das Leben schon vor dem Tod. Wenige kämpften – und davon verständlicherweise fast jeder für sich selbst, für das eigene Überleben oder das der engsten Gefährten. Dabei waren die meisten Mittel recht. So unterrichtete der rumänische Häftlingsarzt Iancu Vexier, der im Auftrag von Mengele regelmässig Tote aus dem Zigeunerlager zu sezieren hatte, seine polnischen Kollegen im Frühjahr 1944 über verschiedene Fälle von Kannibalismus. Einigen Leichen, die er über Nacht im Sektionsraum hatte liegen lassen, fehlten am folgenden Morgen die präparierte Leber und Teile der Gesässmuskeln. Zugang zum Sektionsraum hatten, neben dem deutschen KZ-Personal, nur die Häftlingsärzte.

Hunger und Seuchen rafften die Häftlinge dahin. Am 1. Juni 1944 waren noch 6'500 Zigeuner am Leben. Dann begann die Auflösung des Lagers. 2'300 deutschstämmige Zigeuner wurden in den ersten Junitagen in das Hauptlager Auschwitz verlegt und von dort in verschiedene Lager im Reich abtransportiert. Nach dem Abendappell am 1. August wurden die Häftlingsärzte und Pfleger aus dem Lagerabschnitt B II e-Birkenau in das Stammlager nach Auschwitz befohlen. Zwei Stunden später erschien Mengele in Begleitung weiterer SS-Männer und einiger Häftlinge des «Sonderkommandos», die den Deutschen bei der Beseitigung der Spuren des jetzt befohlenen Massenmords zur Hand gehen sollten.

Die Zigeuner mussten vor den Baracken antreten. Da sie ihr Schicksal ahnten, wehrten sich einige verzweifelt, andere versuchten vergeblich, sich zu verstecken. Der heftige Widerstand einer Frau ist Tadeusz Joachimowski, der seit Februar 1944 als Schreiber im Zigeunerlager Dienst tat, besonders im Gedächtnis geblieben: «Im Kindergarten war die gebürtige Deutsche Helene H. beschäftigt. Sie war dorthin auf eigene Bitte aus dem Frauenlager in Birkenau versetzt worden, weil sich im Zigeunerlager ihre fünf Kinder befanden,

die dort als Mischlinge festgehalten wurden. Ihr Ehemann war nämlich Zigeuner.» Weil er jedoch während der Festnahme der Zigeuner im Reichsgebiet als Feldwebel an der Ostfront kämpfte, konnte ihn die Gestapo nicht mehr zurückziehen und internieren. Helene H., die vermutete, welches Schicksal die im Lager verbliebenen Zigeuner erwartete, flehte Mengele an, sie mit den Kindern ins Frauenlager zu versetzen. «Als man begann, die Zigeuner aus den Baracken zu stossen, versteckte sie sich mit ihren Kindern in einem Raum des Kindergartens. Von dort wurde sie mit Gewalt herausgezogen und mit den Kindern zwischen die restlichen Zigeuner gepfercht.»

Gnade gab es nicht einmal für Mengeles Zigeuner-Zwillinge, die er nicht töten lassen wollte, weil mit deren Ermordung sein «Forschungsmaterial» vernichtet worden wäre. Nachdem er am Tag der Liquidierung des Zigeunerlagers noch versucht hatte, die Zwillinge im Stammlager Auschwitz unterzubringen, erschoss er die Kinder im Vorraum des Krematoriums in Birkenau, als ihm diese Schonfrist von der Lagerleitung verweigert worden war. Anschliessend befahl er die Sektion der Leichen für wissenschaftliche Zwecke.

Mindestens 3'300 Zigeuner wurden am 1. August 1944 in den Gaskammern ermordet. Danach gab es in Auschwitz-Birkenau kein Zigeunerlager mehr.

Gut zwei Wochen später empfahl der Standortarzt von Auschwitz, Eduard Wirths, seinen auf diese fürchterliche Weise um die Arbeit gebrachten Untergebenen Mengele in einer dienstlichen Beurteilung vom 19. August 1944 «für jede anderweitige und auch für die nächsthöhere Verwendung». Wirths bescheinigte Mengele einen offenen, ehrlichen, festen Charakter, dass er absolut zuverlässig, aufrecht und gerade sei. Er zeige in seinem Auftreten keine Charakterschwäche, «Neigungen oder Süchte», seine geistige und körperliche Verfassung seien hervorragend. Wirths pries Mengele in den höchsten Tönen: «Mit Umsicht, Ausdauer und Energie hat er alle ihm gestellten Aufgaben oft unter schwierigsten Voraussetzungen zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erfüllt und sich jeder Lage gewachsen gezeigt.» Darüber hinaus habe er als Anthropologe eifrigst die kurze dienstfreie Zeit dazu benutzt, sich weiterzubilden, und habe «in seiner Arbeit unter Auswertung des

ihm [...] zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Materials der anthropologischen Wissenschaft einen wertvollen Beitrag geliefert». Seinen Untergebenen gegenüber verstehe er es, «sich bei absoluter Gerechtigkeit und der erforderlichen Strenge durchzusetzen, ist dabei aber ausserordentlich geachtet und beliebt. Nach Art seines Auftretens, seinen dienstlichen Leistungen und seiner Einstellung zeigt Dr. M. weltanschaulich absolute Festigung und Reife.»

So überschwenglich das fachliche und persönliche Lob in dieser ausführlichen Beurteilung Mengeles ausfiel, so wortkarg blieb sie, was die tatsächliche Tätigkeit des Lagerarztes zwischen Frühjahr 1943 und Sommer 1944 anging. Und auch die beiden polnischen Häftlingsärzte wollten ihm nur zur Last legen, was sie selbst beobachtet hatten und daher zweifelsfrei bezeugen konnten.

Wofür die SS-Ärzte im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau zuständig waren, hielt der Lagerkommandant Rudolf Höss 1947 in einer schriftlichen Erklärung für den «Obersten Nationalen Gerichtshof» Polens fest, der ihn wegen seiner Verbrechen am 2. April 1947 zum Tode verurteilte und vierzehn Tage später in Auschwitz auf dem Lagergelände hinrichten liess.

Höss zählte dabei folgende Aufgaben der SS-Ärzte auf, die selbstverständlich auch Mengele übernehmen musste: Sie hatten bei den einlaufenden Transporten die arbeitsfähigen Juden von denen zu trennen, die sofort in den Tod geschickt wurden; sie mussten den Vernichtungsvorgang in den Gaskammern überwachen und sollten sich nach deren Öffnung vom Tod der Ermordeten überzeugen; sie hatten in Auschwitz und in Birkenau sowie in den Aussenlagern seuchenverdächtige und arbeitsunfähig gemeldete Juden, deren Genesungszeit voraussichtlich vier Wochen überschreiten würde, auszumustern und töten zu lassen; ihnen waren die «verschleierte Exekutionen» übertragen, das heisst, sie hatten Häftlinge, deren Beseitigung vom Reichssicherheitshauptamt oder dem Befehlshaber der Sicherheitspolizei des Generalgouvernements angeordnet worden war, durch eine Giftspritze unauffällig zu töten und als Todesursache eine im Lager übliche Erkrankung anzugeben; sie hatten grundsätzlich bei sämtlichen Exekutionen anwesend zu sein und mussten den Tod der Hingerichteten feststellen; vor körperlichen

Züchtigungen, die den Charakter einer regulären Strafe hatten, mussten sie die zu bestrafenden Häftlinge erst untersuchen und dann den Vollzug beobachten; bei Frauen hatten sie auch gegen deren Willen die Frucht bis zum fünften Schwangerschaftsmonat abzutreiben.

Mord und Totschlag waren also das ganz alltägliche Geschäft der SS-Ärzte in Auschwitz-Birkenau – und nichts anscheinend, was sie in besonderer Weise in Anspruch nahm oder belastete, sofern sie diesen Höllenort überhaupt ertrugen. Dass ihn auch nur einer nicht ertragen hätte und um seine Versetzung eingekommen wäre, ist nicht bekannt geworden.

Die «Selektionen»

Viele Tage und Nächte waren die Züge unterwegs, die Juden aus fast allen Teilen Europas nach Auschwitz karrten. Fünfzig, siebzig, manchmal auch über hundert Menschen wurden in jeden der ungenügend belüfteten, dunklen Güterwagen gezwungen und dann auf die lange Reise in den Tod geschickt – sommers wie winters, oft ohne Wasser und ohne Essen.

Viele starben bereits während des Transports. Die anderen taumelten in Auschwitz, vom Tageslicht oder von den Scheinwerfern geblendet, entkräftet aus den Waggons, nachdem die Züge entweder am Stammlager oder, häufiger, an der Rampe Birkenau zum Stehen gekommen waren. «Raus, raus», brüllten SS-Männer. Die Häftlinge eines Sonderkommandos rissen die Schiebetüren auf. Schäferhunde bellten, SS-Wachen hatten die Gleisanlage abgesperrt.

Mit Stacheldraht eingezäunt und von Wachtürmen überhöht, verschwammen in Birkenau die Gevierte hölzerner Baracken im Ungewissen des flachen Moorgeländes. Den Blick längs der Gleise zurück nach Osten verwehrte das Torhaus, durch das die Züge eingelaufen waren. Gegen Westen und Norden waren bei gutem Licht in einigen hundert Metern Entfernung flache Steingebäude und hohe Schornsteine zu erkennen.

Auf der Rampe stiessen Soldaten mit den Gewehrkolben rücksichtslos auf die Hilflosen ein. Funktionshäftlinge drängten die verwirrten Menschen zu einer Kolonne zusammen. Langsam schoben sich die Reihen auf einen SS-Offizier zu. Mindestens vierundsiebzigmal war dies zwischen dem Frühjahr 1943 und dem Herbst 1944 nach den Ermittlungen der Frankfurter Justiz der Lagerarzt Josef Mengele. Immer korrekt gekleidet und tadellos gepflegt. Zuweilen lächelnd. Manchmal piff er eine Opernarie vor sich hin. Besonders gerne bei diesem Anlass Themen aus dem *Rigoletto*¹.

Der ungarische Häftlingsarzt Dr. Miklos Nyiszli beschrieb, was dann auf der Eisenbahnrampe von Birkenau üblicherweise geschah: «Die Aussonderung teilte die angekommenen Transporte in eine linke und eine rechte Seite. Die rechte Seite bedeutete das Leben, die linke das Krematorium. In Prozen-

ten ausgedrückt kamen 75 bis 80 Prozent auf die linke Seite, darunter Kinder, Mütter mit Kindern, Alte, Schwangere, körperlich Behinderte und Kriegsbeschädigte. Nach einigen Augenblicken ging dann die linke Kolonne mit langsamen Schritten unter Mitnahme des Handgepäcks nach links.»²

Ihr Ziel waren zwei etwa 250 Meter entfernte, flache Steingebäude mit einem Schornstein. Nyiszli verwies auf die zur Beschwichtigung der Menschen angebrachten Hinweisschilder und auf die Täuschungsmanöver des Wachpersonals: «Im Krematorium angekommen, ging es dann zehn bis zwölf Betonstufen in einen 2'000 Personen Platz bietenden, unterirdischen Betonraum hinunter. Die erste Reihe schrak bei dem Abgang zurück, aber nachdem sie die in allen Weltsprachen geschriebenen Tafeln ‚Desinfektion und Bad‘ gelesen hatten, gingen sie beruhigt in diesen Raum. Dort erhielten sie sofort den Befehl, sich zu entkleiden. An den Mauern dieses Saales standen Bänke, über den Bänken waren Kleiderhaken und über den Kleiderhaken wiederum Zahlen. Die Irreführung der SS ging so weit, dass man die Menge darauf aufmerksam machte, jeder sollte sich seinen Kleiderhaken merken, damit er aus dem Bade zurückkehrend leicht seine Kleider finden könne.»

Die Menschen waren beruhigt. Selbst wenn sie ahnten, was sie erwartete, nahmen sie den Anschein nur allzu gerne für die Wirklichkeit. Allenfalls, so der ungarische Arzt, der auf Befehl Mengeles in einem Raum des Krematoriums Leichen seziierte und deshalb Augenzeuge dieser Abläufe war, «verursachte der Umstand einige Störung, dass Männer, Frauen und Kinder gezwungen wurden, sich voreinander auszuziehen». Das war den Menschen trotz äusserster Not und Todesnähe peinlich. Sie beschwerten sich darüber bei der Wache und versuchten ihre Blösse zu bedecken.

Danach wurden die Menschen, nun schon grober, in den nächsten Raum getrieben, in die durch Deckeninstallationen als Gemeinschaftsdusche getarnte Gaskammer. «Die schweren Eichentüren wurden hinter ihnen zugeschlagen, das Licht wurde ausgelöscht, und in den nächsten Minuten erschien ein [...] Rot-Kreuz-Wagen, aus dem ein Arzt im Range eines Hauptmanns und ein Sanitätsunteroffizier vier ungefähr ein Kilo schwere Blechbüchsen herausnahmen.

Die vier Betonplatten, die auf der Erdoberfläche die in den unterirdischen Bunker führenden Belüftungsschächte bedeckten, wurden weggeräumt. Sie zogen daraufhin Gasmasken auf, schlugen den Papierdeckel der Blechbüchsen ein und schütteten sodann bohngrosse, lilarote oder eher weinrote Chlorkörner durch die vier Schächte in die Gaskammer und schlossen sodann diese Schächte wieder mit den Betonplatten.» Die Körner rollten über eine gewendelte Führung in aus Lochblech geschweissten Stützen auf den Boden der Gaskammer. Durch die Verbindung mit der Raumluft entstand Blausäure, ein sonst für die Kleider- und Gebäudedesinfektion eingesetztes Chlorgas, das innerhalb weniger Minuten zu einem qualvollen Erstickungstod führte. «Nach einer halben Stunde begannen die Ventilatoren zu arbeiten. Die Männer des Sonderkommandos öffneten die Türen der Gaskammern, und dort lagen 2'000 Tote blutig (infolge Nasenblutens), mit ihrer Ausscheidung beschmutzt, nicht etwa in der ganzen Länge des Bunkers gleichmässig verteilt, sondern stockwerkartig aufeinandergetürmt. Die Erklärung dafür ist, dass das Chlorgas erst später in die höheren Schichten hinaufkam.» Wer bei Kräften war, hatte sich, völlig von Sinnen andere niedertretend, noch für eine kurze Weile zu retten versucht.

Dann begann des Infernos letzter Akt. Miklos Nyiszli, der überleben konnte, weil er sich auf eine Zusammenarbeit mit den Mördern einliess, beschrieb es kühl, scheinbar ohne innere Beteiligung. Anders hätte ihn das Grauen wohl übermannt: «Das Sonderkommando wusch die Leichen mit einem Wasserschlauch, und dann begann der Transport der Leichen im Lastenaufzug in den Kesselraum. Im Kesselraum standen 15 Kessel³, jeder mit einem elektrischen Ventilator ausgestattet. Das geübte Personal schleifte die Toten, indem es in ihre Münder den gekrümmten Griff von Spazierstöcken steckte. In einen Kessel wurden zur gleichen Zeit je drei Leichen gelegt, die dann innerhalb 20 Minuten zu Asche verbrannten.»

Vor der Verbrennung allerdings entfernte das «Zahnarztkommando» die Goldzähne der Toten. Das sogenannte «Aschenkommando» sorgte danach für den Abtransport der Asche und für das Zertrümmern der Knochen, die nicht verbrannt waren. Die Asche wurde wöchentlich zweimal mit Lastwagen zur Weichsel gebracht und dort in den Fluss gestreut.

Ludwig Wörl, der als Lagerältester des Krankenbaus Funktionshäftling im Stammlager Auschwitz war, bekundete, dass Mengele einer der eifrigsten SS-Ärzte bei den Selektionen war. Er «drängte sich förmlich danach, teilzunehmen», während andere SS-Ärzte, «beispielsweise Dr. Münch, es fertigbrachten, sich bis zuletzt von dieser Arbeit fernzuhalten».⁴

Der in einem Dorf bei Günzburg geborene Richard Boeck, der seit 1941 zur Fahrbereitschaft des Stammlagers Auschwitz gehörte und Mengele «möglicherweise in den Jahren der Kindheit einmal von weitem gesehen» hatte, sagte dagegen aus, dass Mengele lediglich befehlsgemäss, sozusagen dem Einsatzplan folgend, Rampendienst übernommen habe.⁵ Sonst sei ihm Mengele, etwa frühmorgens einmal, als alte und kranke Frauen in Birkenau auf einen LKW verladen wurden, dabei aufgefallen, wie «er in [...] höflicher und rücksichtsvoller Weise bei dem Verladen dieser Frauen selbst mithalf». Mengele «legte Wert auf grosse Behutsamkeit».

Glaubhafter als solche Weisswäsche ist Boecks Darstellung einer Rampenselektion durch Mengele 1943. Boeck war mit seinem LKW nach Birkenau befohlen worden, wo ein Transport ungarischer Juden erwartet wurde. Von der Küche des Stammlagers hatte er den Auftrag erhalten, «zwei Behälter mit belegten Broten nach Birkenau zu bringen». Damit die SS-Männer nicht zu hungern brauchten, wenn sie zwischen den Selektionen zweier eintreffender Züge nicht genügend Zeit und Musse fanden, zur Brotzeit in die Kantine zu gehen.

Mengele stand auf der Rampe. «Nachdem die Türen des Zuges geöffnet worden waren, rief [er] laut: ‚Apotheker und Ärzte nach vorn‘. [...] Es kam dann auch eine ganze Anzahl von Häftlingen, die äusserlich einen sehr gepflegten Eindruck machten und denen man ansah, dass es sich um Akademiker handelte. Danach kamen dann die Häftlinge nacheinander auf Mengele zu. Die erste war eine auffallend hübsche Frau mit blondem Haar, die Mengele fragte, wie alt sie sei. Sie sei 29 Jahre, antwortete sie. Seine Frage, ob sie schwanger sei, bejahte sie. Daraufhin fragte [Mengele], im wievielten Monat. Daraufhin antwortete sie, im neunten Monat. [Mengele] machte daraufhin mit dem Daumen eine Bewegung nach rechts, woraufhin die Frau über die Schienen auf die andere Seite zu gehen hatte.»

Mengele liess die Kolonne an sich vorüberziehen. Mal wies er mit dem Daumen nach links, mal nach rechts. «Als dann eine Reihe von Frauen mit Kinderwagen kamen, hob er entsetzt die Hände und wies diese Frauen mit ihren Kinderwagen in dieselbe Richtung, in die er die schwangere Frau gewiesen hatte. Ich erinnere mich noch genau an die Geste, die er mit beiden erhobenen Händen machte, um die Frauen in diese Richtung zu weisen, wobei er dann noch nach Erhebung der Arme die Handflächen nach vorne klappte.»

Diese Frauen und die alten Menschen, gab Boeck an, «standen damals auf einem Weg, in einer endlos langen Kolonne, die sich langsam, je mehr Häftlinge jeweils hinzukamen, in Richtung auf die Krematorien vorschob». Danach ist der SS-Mann Boeck «mit den belegten Broten, für die man dort keine Verwendung sah», wieder ins Stammlager zurückgefahren.

Einzelne Güterzüge transportierten so viele Juden heran, dass die Gaskammern die Zahl der Todgeweihten nicht fassen konnten. Dann marschierten diese Menschen, so schilderte die Überlebende Magdalena Gasiorowska mehrere solcher Selektionen, die Mengele geleitet hatte, «in Zweier- oder Dreierreihen unter Bewachung zu den Krematorien, wo sie manchesmal auf ihre Reihe ins Gas warten musste, weil man vorher ihre Vorgänger erledigte». ⁶ Sie standen Schlange für den eigenen Tod.

Vernichtung war das Programm. Eine Untersuchung der Ankommenen fand nicht statt. Und auch keine wirkliche Aufteilung in Arbeitsfähige und Arbeitsunfähige. Aus fünf Metern Entfernung nahm Mengele die Selektion vor, wie der Funktionshäftling Hermann Diamanski den Ablauf beschrieb. ⁷ Mit einer Handbewegung entschied der Arzt über Leben und Tod. Diese Entscheidung war endgültig. Gegen sie gab es keine Beschwerde, keine Möglichkeit, sie rückgängig zu machen. «Die Transporte, welche sofort ins Gas mussten, [waren] nicht namentlich erfasst [...]. Es handelt sich um die Personen, von denen man heute noch nicht weiss, was mit ihnen geschehen ist, und über deren Ende heute noch Unklarheit herrscht.»

In wenigen Fällen hat ein Angehöriger der auf der Rampe auseinandergerissenen Familien nicht nur die Selektion bei der Ankunft überlebt, sondern auch die Zeit bis zur Befreiung des Lagers. So berichtete Vera Baasch 1960

in einem Brief an die Staatsanwaltschaft in Freiburg von der Ermordung ihrer Mutter.⁸ Am 23. Oktober 1944 kamen sie um zehn Uhr abends mit einem Transport aus dem tschechischen Konzentrationslager Theresienstadt in Birkenau an. «Wir wurden aus dem Zuge herausgezogen und mussten gegen die Rampe gehen, wo Mengele mit anderen SS-Männern stand. Ich ging mit meiner Mutter eingehakt, und als wir zu Mengele kamen, hat er mit einer Handbewegung die eine von uns nach links und die andere nach rechts abkommandiert. Ich hielt meine Mutter fest und wollte sie auf jene Seite mitnehmen, wo ich hingewiesen war, aber Mengele hatte SS-Männern die Order gegeben, uns auseinanderzureissen, so dass ich in diesem Augenblick von meiner Mutter getrennt wurde.» Von den 1'800 Frauen dieses Transportes wurden 250 in das Lager aufgenommen. «In den Morgenstunden am folgenden Tage, nach allen Qualen, die wir durchgemacht hatten, nachdem auch das Haar bereits abrasiert war und wir etwa sechs Stunden nackt und nass im Freien gestanden hatten, hatte uns ein SS-Mann im Auftrage von Mengele mitgeteilt, dass unsere Angehörigen als Rauch durch den Schornstein gegangen sind. [...] Es war übrigens von jenem Platz, wo wir stehen mussten, zu sehen, wie der Rauch aus dem Schornstein stieg als Zeichen, dass die Kamine in Tätigkeit waren.»

Jacob Kirsch traf mit seiner Frau und seinem viereinhalbjährigen Sohn am 8. August 1944 mit einem Transport aus Radom in Birkenau ein. Männer und Frauen waren bei einem Aufenthalt in Tomaszow voneinander getrennt worden. Nach der Ankunft kam wie üblich der Befehl, die Waggons zu verlassen und sich in Reihen hintereinander aufzustellen. Lastwagen warteten neben der Rampe. Jacob Kirsch stand mit seinem Sohn an der Spitze der Kolonne. Mengele liess diesmal nicht die Kolonne an sich vorbeimarschieren, sondern ging selbst durch die Reihen und «machte mit der Hand eine eindeutige Bewegung, wobei ein Finger oder ein Daumen ausgestreckt wurde, und zwar in Richtung auf den Lastwagen».⁹ Die betreffende Person wurde von SS-Männern sofort zum Wagen geführt. Dann näherte sich Mengele Jacob Kirsch: «Ich werde niemals das Bild vergessen, wie ein mir aus Radom bekannter älterer Mann mit Namen Piotr Frenkel auf dem Lastwagen stand und ein klei-

nes Kind auf seinen Armen hielt, welches zuvor einem jüngeren Mann, offensichtlich dem Vater, weggenommen worden war.» Mengele zeigte auf Kirschs Sohn und fragte: «Wo ist die Mutter?» Kirsch antwortete, dass seine Frau zum Transport gehöre, der offenbar mit den Autos fortgebracht werden solle. Daraufhin ordnete Mengele an: «Er kommt zu der Mutti.» Begleitet von SS-Männern, brachte der Vater den weinenden Sohn zum Lastwagen. Jacob Kirsch: «Mit meinen eigenen Händen hob ich den Jungen dann auf den Lastwagen. Ich wurde am Genick von den SS-Leuten gepackt und zurückgerissen. Ich musste an meinen Platz zurückkehren. Nach einiger Zeit mussten wir Männer dann wieder in den Zug einsteigen. Noch am selben Tage fuhr unser Transport weiter und kam nach einigen Tagen Fahrt in Vaihingen bei Stuttgart an.» Jacob Kirsch überlebte den Krieg in einem Zwangsarbeiterlager der württembergischen Rüstungsindustrie.

Der ungarische Journalist Solti Dezso blieb als einziger aus einer 49-köpfigen Familie nach einer Selektion Josef Mengeles am Tag ihrer Ankunft in Birkenau im Juni 1944 am Leben. Alle Juden mussten an Mengele vorbeidelfilieren: «Er sah sehr gut aus. Er hatte ein sehr gepflegtes Aussehen – dies fiel mir in dieser traurigen Umgebung besonders auf. Seine Haare waren sehr dicht und dunkel. Ich erinnere mich an seine Augen, die auffallend glänzend waren. Er sah wahrhaftig nicht wie ein Mörder aus. Er schlug meinen Vater mit einem Stock auf den Nacken und schickte ihn in eine bestimmte Richtung. Ich musste in die entgegengesetzte Richtung gehen.»¹⁰

Solti Dezso wurde von seiner Familie getrennt: «Alle meine Familienmitglieder [mussten] in die gleiche Richtung gehen, in die mein Vater geschickt worden war. Während ich noch am Bahngleis stand, wusste ich nicht, was das Schicksal meiner Verwandten war.»

Diese Ungarn-Transporte zwischen dem Frühjahr und dem Herbst 1944 selektierte Mengele besonders häufig. Nachdem ein solcher Zug mit den meisten Gefangenen sofort in die Gaskammern geschickt worden war, erfuhr die slowakische Häftlingsärztin Ena Weiss auf schrecklichste Weise, dass ihre eigene Mutter zu den Ermordeten zählte. Sie bekam zu ihrem Geburtstag von Häftlingen des «Kanada»-Kommandos, das die Hinterlassenschaften der

Vergasten auszusortieren hatte, einen chinesischen Morgenrock geschenkt. Dieser Morgenrock hatte als unverwechselbares Kennzeichen ein Brandloch am Ärmel. Die Überlebende Anna Tytoniak, die diesen Vorfall beobachtet hatte, berichtete: «Ena Weiss erkannte diesen Morgenrock als Eigentum ihrer Mutter. Es war ein offensichtlicher Beweis dafür, dass die Mutter mit einem Transport angekommen war und vergast wurde, da sie sich nicht unter den Lebenden befand.»¹¹

Auch wer zu den wenigen zählte, die bei der Selektion auf der Rampe mit dem Leben davorkamen, konnte keineswegs sicher sein, nun das Schlimmste überstanden zu haben. Gerieten die Eisenbahntransporte, die eigentlich ohne jede Pause den Nachschub für die Mordbunker aus ganz Europa herbeischafften, doch einmal ins Stocken, befahl die Kommandantur Selektionen im Lager – schliesslich sollten die Gaskammern nicht leerstehen und die Verbrennungsöfen nicht ungenutzt erkalten.

«Die Anordnungen für diese Selektionen kamen von Berlin», sagte die Lagerälteste im Krankenbau, Aurelia Wald, «und wir Häftlinge [...] erfuhren in vielen Fällen schon im Voraus davon, wenn solche Aussonderungen für die Krematorien vorgenommen werden sollten».¹² Zu verdanken hatten das die Funktionshäftlinge ihren Mitgefängenen, die in der Poststelle der Kommandantur eingesetzt waren und entsprechende Informationen Weitergaben. «Die meisten SS-Ärzte», hielt ihnen Aurelia Wald zugute, «taten es meinem Empfinden nach nur ungern, die geforderte Anzahl der zur Tötung vorgesehenen Häftlinge auszusondern.» Nicht so Josef Mengele. «Dr. Mengele ist aber derjenige SS-Arzt gewesen, der bei angeordneten Selektionen immer weit über die vorgeschriebene Zahl hinausging. [...] Dr. Mengele hatte [...] in dieser Hinsicht keine Bedenken.»

Hermann Diamanski, Lagerältester im Birkenauer Quarantänelager für Juden, schilderte den Ablauf einer solchen Selektion: «Ich musste Dr. Mengele sofort beim Betreten des Lagers melden. Die Häftlinge mussten antreten und blockweise Aufstellung nehmen. Dr. Mengele ging von Block zu Block [...] und [...] deutete auf diejenigen, welche er für die Vergasung vorgesehen hatte. Ein ihm folgender SS-Mann schrieb die Häftlingsnummern auf. [...]

Die Häftlinge, welche notiert waren, bekam ich dann in einer Liste aufgeführt, und ich musste diese Leute dann in einen Block legen. Am gleichen Tag wurden sie mittels Lastkraftwagen dann zur Vergasung gefahren. Die Vergasung fand aber nur dann statt, wenn eine grössere Anzahl ausgewählt worden war. Hatte Dr. Mengele nur vierzig bis fünfzig Personen ausgesucht, so wurden diese durch Genickschuss ums Leben gebracht.»¹³

Ausserdem berichtete Diamanski von einem Verfahren, das sich Mengele zur Selektion von Kindern und Jugendlichen hatte einfallen lassen: «In einem Transport aus Litauen, der, weil er nicht sehr gross war, sofort ins Lager kam, waren circa achtzig bis neunzig Jugendliche und Kinder im Alter zwischen 6 und 16 Jahren. Dr. Mengele liess einen circa 1,20 bis 1,40 m hohen Rahmen aufstellen. Wer nun ohne anzustossen durch diesen Rahmen hindurchgehen konnte, war zur Vernichtung bestimmt. Die anderen Kinder [...] blieben zunächst verschont. Von diesem Transport hatte ich zwei Kinder im Lager versteckt. Mengele erhielt hiervon Kenntnis und machte Meldung. Ich bekam dafür als Strafe fünfzig Stockhiebe, und die Kinder wurden ebenfalls ums Leben gebracht.»

Ein weiteres Mal setzte Mengele am höchsten jüdischen Feiertag 1944, dem Versöhnungsfest, einige hundert junge polnische Juden diesem teuflischen Messverfahren aus. Dazu gibt es eine Aussage des tschechischen Häftlingsarztes Dr. Rudolf Weisskopf: «Es handelte sich um eine Anzahl von vierhundert bis sechshundert Leuten [...]. Dr. Mengele kam mit dem Einfall, welchen er auf die Weise zu realisieren befahl, dass in einer bestimmten Höhe von 145 oder 150 Zentimeter über der Erde an einem Fussballtor eine Torlatte angeschlagen wurde. Jeder Knabe musste unter dieser Latte durchgehen.»¹⁴ Dann wiederholte sich, was bereits Hermann Diamanski dargestellt hatte. Die Grösseren durften überleben, die Kleineren mussten sterben. «Ich erinnere mich, dass, bevor es zu ihrer Liquidation kam, die Knaben in eine gewisse religiöse Verzückung fielen, ihre Umgebung nicht wahrnahmen und ein orthodoxes Gebet, bestimmt für den Sterbetag, beteten.»

Besonders infam war, dass Mengele, wegen anderer Verpflichtungen zuweilen unabkömmlich, Selektionen im Lager an Häftlingsärzte übertrug und

sie so für die Ermordung der eigenen Leute in die unmittelbare und persönliche Verantwortung zwang. Einen solchen Vorgang beschrieb der Häftlingsschreiber Tadeusz Joachimowski.¹⁵ Mengele sollte im Mai 1944 eine neu eingetroffene Gruppe von dreissig Zigeunern ins Lager aufnehmen. Gleichzeitig hatte er offenbar den Befehl erhalten, eine Lagerselektion unter den Juden in Birkenau durchzuführen. Also wandte sich Mengele an den Funktionshäftling Horst Jonas, er solle den Lagerältesten des Krankenbaues, den polnischen Häftlingsarzt Rudolf Diem, holen. Als Diem kam, befahl ihm Mengele, eintausend Juden zur Vergasung auszusuchen. Diem lehnte ab. Daraufhin erging der gleiche Befehl an den jüdischen Häftlingsarzt Professor Berthold Epstein aus Prag. Joachimowski gegenüber dem Frankfurter Untersuchungsrichter: «Epstein willigte ein und suchte die eintausend Juden auf diese Weise aus, dass er in die Baracken ging, in denen sich die Juden befanden, und dort nach eigenem Ermessen selektierte. [...] Danach kam Epstein zu mir in die Lagerschreibstube und meldete mir, dass sich auf den Blocks 17 und 19 eintausend Juden befanden.» Epstein gehorchte aus Todesangst und verlor spätestens dabei seine Selbstachtung, wenn nicht seine Seele.

Mengele führte Selektionen in sämtlichen Frauenlagern Birkenaus durch. Im Lagerabschnitt B 1 a liess er die zur Arbeit ausrückenden Kolonnen längs der Lagerstrasse anhalten und befahl den zur Liquidierung vorgesehenen Frauen, sie sollten sich zwischen dem Stacheldrahtzaun und dem Wassergraben, der Drainagezwecken diene, versammeln. Dort, so die Aussage der Überlebenden Anna Tytoniak, mussten sie sich «nackt ausziehen, ihre Löffel und Schüssel abgeben und wurden dann nackt auf die Autos verladen», die den Weg zu den Krematorien einschlugen.¹⁶

Für das zweite Frauenlager B I b bezeugte die Überlebende Helen Twersky eine Selektion im Frühjahr 1944. Als die Frauen an Mengele vorbeimarschierten, fiel ihm ein etwa siebzehnjähriges Mädchen wegen dessen grosser Brust auf. Er befahl, einen Tisch zu besorgen, und nahm auf diesem eine grobe gynäkologische Untersuchung des Mädchens vor. «Mengele liess chirurgische Instrumente herbeibringen. Mit diesen Instrumenten machte er sich

selbst an den Genitalien dieses Mädchens zu schaffen. Das Mädchen schrie darauf unbeschreiblich, und es trat auch Blut bei ihr auf.»¹⁷ Mengele erklärte, dass er das Mädchen für schwanger halte, und wies sie zu den Frauen, die er zur Vergasung ausgewählt hatte.

Im Lagerabschnitt B II b nutzte Mengele im Frühjahr und Sommer 1943 die täglichen Zählappelle, um unter den angetretenen Frauen mit einer Reitpeitsche jene auszusondern, die zum Lagertor wegzutreten hatten, wo sie von SS-Männern in Empfang genommen und zu den Krematorien geführt wurden.¹⁸ Gleiches bestätigte die ungarische Schriftstellerin Olga Lengyel für das Lager B II c bis in den Dezember 1944 hinein.¹⁹ Im Abschnitt B II e scheint sich Mengele zwischen Juli und Oktober 1944 für seine Selektionen auf die jüdischen Festtage beschränkt zu haben.²⁰ Insgesamt, so die Schätzung des Häftlingsschreibers Joachimowski, hat Mengele durch seine Selektionen in den Lagerabschnitten B II b, B II c, B II e und in dem erst teilweise ausgebauten Lager B III rund 51'000 Frauen in den Tod geschickt.²¹

Viermal war es dem italienischen Chirurgen Leonardo de Benedetti in Auschwitz gelungen, Selektionen des Lagerarztes zu überstehen: «Jedesmal, wenn ich an Mengele vorbeimarschieren musste, sammelte ich meine Kraft und rief laut: ‚Ich bin ein Italiener Arzt‘; worauf mir mein Richter einige Fragen stellte, um sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu vergewissern, und dann teilte er mich der Gruppe der Geretteten zu.»²²

Mengele, so die Schlussfolgerung, hatte also bei Selektionen zumindest in Einzelfällen durchaus die Möglichkeit, nach eigenem Ermessen zu handeln. Unklar blieb Professor Benedetti allein, ob diese Begünstigung von Ärzten eine persönliche Initiative Mengeles war oder einer Weisung von oben entsprach. Benedetti hielt die zweite Erklärung für wahrscheinlicher. Er glaubte nicht, dass sich Mengele seiner SS-Mentalität entledigen konnte, indem er Berufskollegen verschonte: «Ärzte oder nicht, vor ihm standen Juden und sollten als solche beseitigt werden, wenn sie wegen ihres körperlichen Zustands als Arbeiter wertlos waren. Er als SS-Hauptsturmführer konnte auf eine banale Koinzidenz der beruflichen Kollegialität keine zarte Rücksicht nehmen, ohne die Grundlehren der nazistischen Theorie zu verraten, denen

er unvergängliche Treue geschworen hatte.» Deshalb war es plausibler, dass Mengele mit der Schonung von Ärzten einer Weisung folgte, die «im Hinblick auf die mögliche Nützlichkeit dieser Individuen unter den gegenwärtigen oder künftigen Umständen erteilt» worden war. Doch auch im anderen Fall hätte dies an den Verbrechen des SS-Arzt es nichts gemindert: «Mit seiner Geste hätte er nur das Leben einiger weniger gerettet, gegen jene Tausende und Abertausende von Unglücklichen, welche er mit einer kleinen Handbewegung und mit einem Lächeln in den Tod geschickt hat.»

«Vollkommen ruhig und distanziert» wirkte Mengele bei diesen Selektionen auf die Blockälteste im Frauenlager Margarete Larsson, «es kam nicht vor, dass er etwa dabei jemanden anschrie». ²³ Drei Selektionen Mengeles, die sie zeitlich nicht genauer einordnen konnte, als dass sie alle 1944 stattgefunden haben müssen, sind der Wiener Jüdin besonders im Gedächtnis geblieben. Die erste, weil eine Frau, die bereits von Mengele selektiert worden war, dem Lagerarzt sagte: «Nehmen Sie doch lieber meine Schwester.» Margarete Larsson: «Die Tatsache, dass jemand seine leibliche Schwester in den Tod schicken will, um selber sein Leben zu retten, erschütterte mich damals sehr.»

Bei der zweiten Selektion, die Margarete Larsson nicht vergessen konnte und der 150 Häftlinge zum Opfer fielen, wandte sich eine Frau, nachdem sie selektiert worden war, an Mengele mit der Frage, ob sie ihre Kartoffeln mitnehmen könne. Margarete Larsson: «Allen Beteiligten war damals vollständig klar, was diese Selektion bedeutete. Umso absurder erschien mir gerade dieses Anliegen dieser Häftlingsfrau.»

Die dritte Selektion Mengeles, von der Margarete Larsson berichtete, bezahlten nach ihrer «verlässlichen Erinnerung etwa 2'000 Frauen» mit dem Tod. Sie fand in der «Sauna» des Frauenlagers B I statt. Mengele war ohne Begleitung erschienen und hatte sein Koppel mit der Pistole abgelegt. «Ich sah das Futteral mit der Pistole von Mengele auf dem Tisch liegen und wandte mich an die neben mir stehende Orli [Aurelia Wald] mit dem Vorschlag, ob man nicht einfach die Pistole ergreifen sollte, um Mengele niederzuschossen. Orli fragte mich, ob ich denn etwa wahnsinnig geworden sei.»

Die Gelegenheit, den Tod vieler tausend Leidensgefährten an einem der Hauptverantwortlichen zu rächen, blieb ungenutzt. War es Angst um das eigene Leben oder letztlich Einsicht in die Nutzlosigkeit einer solchen Verzweiflungstat, weil die Schützin natürlich sofort von der SS gestellt und der getötete Mengele durch einen anderen, nicht minder gefährlichen und zu allem entschlossenen Lagerarzt ersetzt worden wäre? Margarete Larsson gab in ihrer Aussage darauf keine Antwort. Sie wurde, ausweislich des Protokolls der Zeugenvernehmung, danach auch nicht gefragt. Sie stellte lediglich im direkten Anschluss an diesen Hinweis auf die Pistole Mengeles fest, es sei «im Übrigen» auffallend gewesen, «wie gefasst die Frauen waren, die erkannt haben mussten, was ihnen nun bevorstand».

Womöglich ist diese Beobachtung und Aussage der ehemaligen Blockältesten die Erklärung für das Verhalten der meisten Häftlinge. Sie wussten, was ihnen bevorstand. Sie kannten den Weg in den Tod. Viele ihrer Angehörigen, ihrer Freunde waren ihn bereits gegangen. Das Weiterleben bedeutete Trauer, Hunger und Durst, Krankheit und Schmerzen – ganz einfach elendige Qual. Da war in vielen die Todes Sehnsucht stärker. Für andere Gefühle, für Empörung, Wut und Rache, fehlte die Kraft.

Mit dem Leben davonkommen konnte dann allenfalls, wer kühles Blut bewahrte, mit äusserster Entschlossenheit handelte und, dies vor allem, wer grosses Glück hatte. In der ersten Oktoberhälfte 1944 war die polnische Jüdin Dyna Mlynek bei einer Selektion im Strassenbaukommando von Mengele für den Tod bestimmt worden. Die Frauen wurden in Birkenau in einen Sammelblock eingewiesen: «Meine Gedanken begannen sich mit dem bevorstehenden Schicksal abzufinden. Ich weiss noch genau, dass ich damals daran dachte, dass meine Mutter und meine Geschwister wohl auf ähnliche Weise, wie ich es jetzt erleben würde, zu Tode gekommen seien.»²⁴ «Wir wurden [...] in einer grossen Kolonne aus dieser Baracke herausgeführt und mussten an einem mit Wasser gefüllten Graben vorbeimarschieren. Ich hatte damals keinen Zweifel, wohin dieser Marsch führen würde. Angesichts des mir bevorstehenden sicheren Todes war ich zu einer Verzweiflungstat entschlossen. Ungeachtet der am Anfang und am Schluss marschierenden Be-

wachungsmannschaft, wozu auch SS-Aufseherinnen gehörten, warf ich mich kurz entschlossen in den neben uns befindlichen Wassergraben, der [...] sehr tief war und nicht ohne Weiteres von der Strasse eingesehen werden konnte.»

Nichts geschah. Kein Anruf der Wache, keine Suchaktion, obwohl, wie sich später herausstellte, noch einige weitere Frauen in dem Graben Zuflucht gesucht hatten. Dyna Mlynek blieb für einige Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit im Wasser. Dann schlich sie sich in eine fremde Baracke, wo man erkannte, was mit ihr los war und sie zunächst verbarg. Nach einigen Tagen schloss sie sich einem Kommando an, das Lumpen sortierte. Dyna Mlynek überlebte, weil jetzt, im Winter 1944/45, die SS-Leute mit dem eigenen Überleben genug zu tun und den Massenmord in den Gaskammern endlich eingestellt hatten.

Zuvor allerdings, noch im Dezember 1944, führte Mengele die bis dahin grösste und zugleich letzte Selektion im Frauenlager von Auschwitz-Birkenau durch. Die polnische Jüdin Esther Peterseil hat den Tag nicht vergessen: «Wir mussten alle in die Sauna gehen und uns ausziehen. Mengele hat buchstäblich Tausende und Tausende von Mädchen selektiert und hat halb Auschwitz leer gemacht. Die Selektion hat einen ganzen Tag gedauert.»²⁵

Die Frauen wurden aus ihren Baracken in das Saunagebäude im Birkenauer Frauenlager B I geführt, wo Mengele auf sie wartete. In Fünferreihen mussten sie sich ihm nackt vorstellen und ihren linken Unterarm mit der eintätowierten Nummer gut sichtbar der Rapportführerin zeigen, so dass diese jene Häftlinge in eine Liste eintragen konnte, die ihr von Mengele genannt worden waren. Esther Peterseil und ihre Schwester wurden selektiert. Esther Peterseil wusste, was jetzt geschehen würde: «Um mein Leben zu retten, und da mir alles gleichgültig war und ich nichts zu verlieren hatte, rannte ich nackt in die Schreibstube, nachdem ich mich aus der Sauna herausgeschmuggelt hatte. In der Schreibstube wartete ich, bis es dunkel war, und habe so dann mit Hilfe der Rapportschreiberin im Frauenlager, Katka, die Nummer meiner Schwester mit einem Radiergummi von der Liste ausradiert. Meine Nummer war noch nicht einmal auf der Liste, weil die Rapportschreiberin

trotz der Tatsache, dass Mengele auf mich gedeutet hat, meine Nummer ausgelassen hatte. [...] Während dieser Selektion hat Mengele so viele Nummern diktiert, dass er selbst die Kontrolle verloren hat, [...] und es war daher möglich, unter grosser Gefahr, dass die jüdischen Rapportschreiberinnen hier und da Nummern übersprungen haben.»

Selektiert wurden die Juden bei der Ankunft in Auschwitz auf der Rampe, selektiert wurden die Häftlinge täglich irgendwo im Lager, und selektiert wurden am Ende auch die Kranken. Und Josef Mengele ging auch dabei noch einen Schritt weiter. Er entschied häufig nicht alleine über Leben und Tod der ihm als Lagerarzt eigentlich Anvertrauten, sondern er forderte, wie auch schon bei den Lagerselektionen, die tätige Mithilfe der Häftlingsärzte. Der Offenbacher Frauenarzt, Professor Herbert Lewin, beschrieb dies so: «Da wir wussten, dass es ihm darauf ankam, dass wir Häftlingsärzte bei den Selektionen die Arbeitsunfähigen auszuwählen hatten, damit sie vergast werden, beschloss ich, hierbei gegen ihn zu arbeiten, was mir auch möglich war.»²⁶

Statt die Namen und Nummern der Arbeitsunfähigen aufzuschreiben, notierte Lewin die der Arbeitsfähigen. Als Mengele dies bemerkte, «hat er in seiner Wut, der Arbeitsunfähigen nicht habhaft werden zu können, mich mit Füßen getreten und mich mit einem grossen Haufen armer, kranker Menschen zusammen ins Gas schicken wollen». Nur durch den Einwand eines SS-Rottenführers, dass Lewin als Häftlingsarzt gegenwärtig doch unverzichtbar sei, konnte er am Leben bleiben. «Von Mengele hing es ab, wie viele Menschen aus sogenannten medizinischen Gründen vergast wurden.»

Die Wiener Ärztin Ella Lingens bezeichnete Mengele als «reinen Cyniker», der «sozusagen achselzuckend und vor sich hin pfeifend» über Leben und Tod der Menschen entschied: «Er benützte gerne die indirekte Methode der Selektion im Krankenbau, indem er von uns Häftlingsärztinnen verlangte, wir sollten eine Liste aller unserer Patientinnen mit Diagnose und Prognose anfertigen und ihm vorlegen.»²⁷

Gaben die Ärztinnen einen langen Zeitraum an, der erforderlich sein werde, um die Kranken zu heilen, waren die Patienten von vornherein verloren. Notierten die Ärztinnen aber nur wenige Wochen, schrie Mengele

nach der Erinnerung von Ella Lingens: «Was, so ein Skelett wollen Sie in drei Wochen zur Arbeit schicken, was sind Sie für eine Ärztin?» Auch diese Kranke wäre für den Tod bestimmt gewesen. Und alle Frauen, die von den Ärztinnen alleine deshalb als arbeitsfähig bezeichnet wurden, um sie vor der Gaskammer zu retten, mussten «dann auch unerbittlich aus dem Revier entlassen» werden, selbst «wenn sie in völlig desolatem Zustand waren».²⁸

Die Gesamtzahl der Opfer Mengeles bei den Krankenselektionen gab Aurelia Wald – als politische Gefangene und Lagerälteste im Krankenbau des Frauenlagers in Birkenau hatte sie einen guten Überblick – mit «Zigtausende» Häftlinge an.²⁹ Den Verlauf einer solchen Selektion beschrieb sie so: «Die kranken Häftlinge mussten aus ihren Betten aufstehen und unbekleidet an einem Tisch vorbeigehen, an dem Dr. Mengele mit einer Schreiberin sass. Die von Dr. Mengele für das Krematorium ausgesuchten Häftlinge wurden beim Vorbeigehen an diesem Tisch von Dr. Mengele an den Arm gefasst, auf dem sich die bei Einweisung in das Lager eintätowierte Häftlingsnummer befand. Diese Häftlingsnummer wurde dann von der Schreiberin notiert. Bei jeder einzelnen Selektion sind auf diese Weise immer so zwischen 400 bis 800 Häftlinge ‚aussortiert‘ worden.»

Gelegentlich zog Mengele es aber vor, die Kranken, die er ins Gas schicken wollte, gar nicht in Augenschein zu nehmen. Er entschied dann nach Durchsicht der Krankenkarten. Kamen die Karteikästen in die Schreibstube zurück, konnten die Häftlinge anhand der fehlenden Karten erkennen, wer für die Gaskammer vorgesehen war. Bella Immerglück, Pflegerin im Krankenbau des Birkenauer Lagerabschnittes B II b: «Tatsächlich kamen dann auch Lastwagen der SS und holten die Kranken, deren Karten von Mengele herausgesucht worden waren, ab und fuhren sie zum Krematorium. Diese Selektionen fanden in unterschiedlichen Abständen statt. Sie wurden von Mengele jeweils immer dann durchgeführt, wenn der Krankenbau voll belegt war und Platz für neue Zugänge geschaffen werden musste. Diese Selektionen führten dazu, dass unsere Häftlingsärztin, eine Französin mit dem Vornamen Rose, sich dann weigerte, neue Kranke aufzunehmen, weil es uns sinnlos erschien,

die Menschen gesund zu pflegen, damit sie dann ins Gas kommen. Mengele ging dann dazu über, in dem Lager B II b beim Appell Selektionen zu machen.»³⁰

Die Selektionen Mengeles im Krankenrevier des Stammlagers Auschwitz hat der Häftlingsschreiber und spätere Arzt Tadeusz Paczula als Augenzeuge beschrieben.³¹ Mengele wurde sowohl im Ambulatorium wie im eigentlichen Krankenblock aktiv. Das Ambulatorium war im Block 28 des Stammlagers untergebracht. Kranke Häftlinge mussten sich im Saal sieben bei den Häftlings Sanitätern melden, sich ausziehen und eine Krankenkarte anlegen lassen. Dann warteten sie auf die Ankunft des Lagerarztes, der ausschliesslich auf Grund des Karteneintrages seinen Beschluss verkündete: entweder ambulante Behandlung durch einen Häftlingsarzt oder Aufnahme in den Krankenblock oder aber «SB» – Sonderbehandlung – in Block 20, wo die Patienten durch eine Phenolspritze getötet wurden. «Dass man mit Phenol tötete, weiss ich unter anderem daher, weil ich selbst die Bestellung für Phenol vorbereitete. Ich persönlich identifizierte die mit Phenol getöteten Personen mit denen, die ich kurz davor das Zimmer, in dem getötet wurde, betreten sah. Ich sah auch bei den Getöteten Spuren der Einstechung in der Herzgegend. Ich sah diese Leichen nämlich im Bad, wohin sie von den Leichenträgern gebracht wurden.»

Hatten die Kranken die Aufnahme in den Krankenblock erreicht, konnte es ihnen widerfahren, dass sie Mengele bereits nach kurzer Zeit erneut begegneten. Dann stellte sich der Lagerarzt an den Tisch des Krankensaales und sah die schon vorbereiteten Fieberkarten durch. Einzelne wählte er nach Gutdünken aus und übergab sie dem begleitenden SS-Sanitäter. Wenig später wurden die Kranken aufgerufen und in den Block 20 gebracht. Paczula: «Danach benachrichtigte man das Büro, in dem ich arbeitete, und ich stellte für diese Kranken ihre Todesurkunden, oftmals noch zur Lebenszeit der Opfer, aus. Die Todesursachen waren fiktiv, zum Beispiel Bauchtyphus, Lungenentzündung, Nierenentzündung usw.»

Die Patienten wurden im Auschwitzer Krankenrevier zu Tode gespritzt, wenn ihre Gesamtzahl während der Selektionen begrenzt blieb. Wählte der Lagerarzt aber, was nicht selten der Fall war, einige hundert Kranke aus,

dann musste der Krankenbauschreiber für die Fahrt in die Gaskammer nach Birkenau eine Transportliste anfertigen. Tadeusz Paczula über den Ordnungswahn und die Regelungswut seiner Peiniger: «Die Kranken wurden dann nackt mit Lastwagen nach den zusammengestellten Listen weggebracht, wobei diese Listen manchmal insofern aktualisiert wurden, dass die Personen, welche während der Zeit zwischen der Selektion und dem Abtransport gestorben waren, auf der Liste zur Vergasung gestrichen wurden und man für sie normale Todesurkunden ausstellte.»

Die Regel musste beachtet werden, die Zahlen hatten zu stimmen, Tod war nicht gleich Tod. Die Pflegerin Regina Krzyzanowska schilderte eine Selektion in Block elf des Stammlagers im Dezember 1943: «In der Tür des Blocks stand Mengele mit anderen SS-Männern, Polczynski stand dabei mit einer Peitsche auf dem Ofen in der Mitte des Blocks. Sämtliche Kranken wurden gezwungen, nackt durch die Baracke zu gehen, und man verlud sie dann auf Lastwagen. Jene Kranken [...], die sich nicht mehr bewegen konnten, wurden von den Angehörigen des Sonderkommandos an Händen und Füßen hineingeworfen. Die Schreie und das Chaos waren schrecklich.»³²

Die Pflegerinnen nutzten das Durcheinander beherzt, um einige der Kranken in Strohsäcken oder unter den Betten zu verstecken. Doch die SS verglich die Zahl der auf die Lastwagen geworfenen Häftlinge mit der Stärkemeldung des Blocks und stellte die Abweichung fest. Mengele befahl die genaueste Durchsichtung des Krankenbaues. Alle Versteckten wurden gefunden. Regina Krzyzanowska: «Nachdem eine Kranke unter dem Bett der Blockältesten gefunden wurde, schlug Mengele [sie] selbst ins Gesicht und sagte, dass sie genau wie der Rest des Pflegepersonals des Blocks wegen des Versteckens der kranken Häftlingsfrauen ins Gas geschickt wird. Wir wurden mit dem Gesicht zur Wand gestellt. Die Drohung, uns ins Gas abzutransportieren, wurde jedoch nicht erfüllt. Der Fall des Schlagens der Blockältesten durch Mengele war das einzige Mal, dass ich ihn eine Häftlingsfrau schlagen sah.» Eine Häftlingsfrau anzufassen, das wäre wohl selbst im Zorn unter seiner Würde gewesen.

Zwillinge und Zwerge

Die Selektion der Häftlinge, das heisst deren bewusste Aussonderung in grosser Zahl für den Tod in der Gaskammer oder durch eine Giftspritze und zumindest die Überwachung, wenn schon nicht die eigenhändige Ausführung dieser Morde waren in Auschwitz die tägliche und selbstverständliche Aufgabe jedes SS-Arztes, der sich manche freudig, wenige widerstrebend und die meisten ohne erkennbare Gefühlsbeteiligung, vielleicht wie einer lästigen Pflicht gehorchend, unterzogen.

Was Josef Mengele von diesen Medizinern unterschied, war sein darüber weit hinausgehendes, sehr persönliches und wissenschaftliches Interesse, das ihn mit diesem Lager und seinen Häftlingen verband. Hier fand er als Anthropologe und Eugeniker an Studienobjekten versammelt vor, was ihm in dieser Zahl und Vielfalt an keiner Hochschule in lebenslanger Forschung begegnet wäre. Kaum weniger wichtig für ihn war, dass ihm diese Menschen wehrlos ausgeliefert waren. Das heisst, er durfte, ohne Widerstand von ihnen oder von Seiten der Lagerkommandantur befürchten zu müssen, Erhebungen jeglicher Art anstellen und beliebige Versuche an ihnen durchführen, ja er konnte sie dabei töten oder töten lassen, er konnte sie lebend oder hingemetzelt in Stücke schneiden. Kurz, er konnte tun und lassen, was ihm in den Sinn kam. Und schliesslich konnte er nicht nur alle medizinischen Einrichtungen des Lagers nach Gutdünken nutzen, sondern auch unter den in Auschwitz zusammengetriebenen Häftlingsärztinnen und -ärzten Hilfskräfte und wissenschaftliche Mitarbeiter rekrutieren, die an Zahl, abgezwungenem Einsatzwillen und fachlicher Qualifikation erheblich über dem Niveau lagen, mit dem Mengele etwa als Habilitand in Friedenszeiten selbst an einem hochklassigen Forschungsinstitut hätte rechnen können.

So gesehen, war Auschwitz für Josef Mengele die Chance seines Lebens. Hier konnte er den Durchbruch schaffen, bedenkenfrei gefördert, aber umgekehrt auch ebenso ausgenutzt von seinem Mentor Otmar von Verschuer

und unterstützt von skrupellosen Vorgesetzten. Hier konnte er seiner Sammelwut freien Lauf lassen und in beispielloser Datenhuberei die Grundlagen einer glanzvollen akademischen Karriere legen.

Das Konzentrationslager bot die Voraussetzungen, die sein wenig gefestigtes Ego suchte. Dass es zur Vernichtung von Menschen eingerichtet und dass die Vernichtung von Menschen sein Auftrag war – das nahm er entweder nicht als solches wahr oder passte es in sein rassistisches und antisemitisches Rechtfertigungsgerüst ein. In Auschwitz galt er etwas, dort war er anerkannt wie nie zuvor in seinem Leben. Dort war er gefürchtet. Dass er andererseits isoliert war und zumindest beziehungsgestört, eingesponnen für sich alleine lebte, dass er Offenheit und Zuwendung gebraucht hätte, wo er Angst auslöste und Hass auf sich zog, hat sich ihm bis zu seinem Tod anscheinend nicht erschlossen.

Als völkerkundlich interessiertem Anthropologen mag ihm der Einsatz als Arzt im Birkenauer Zigeunerlager nahegegangen sein. Schliesslich war mit der allmählichen Liquidierung des Lagers die nach Zehntausenden zählende Ermordung von Menschen verbunden, die für ihn als Wissenschaftler früher nicht nur Forschungsgegenstand gewesen waren, sondern denen der Rang einer einzigartigen Völkerschaft zukam, die künftig in Europa kein Lebensrecht mehr haben sollte. Es gibt zu seiner Einstellung gegenüber den Zigeunern keine Aussage von ihm, ausser dem von einigen Überlebenden bezeugten, trügerischen Versprechen: «Euch geschieht nichts, ich bin doch der Vater der Zigeuner.»¹

Als Nachwuchswissenschaftler, der ungeduldig auf seine Profilierung drängte, weil ihm durch die Kriegs- und Militärzeit unersetzliche Jahre verlorenzugehen drohten, kam seine Stunde, als er im Frühjahr 1944 mit der Zwillingforschung in Auschwitz begann. Ob dieses Interesse eigenen Überlegungen Mengeles entsprang oder auf einen Hinweis seines Frankfurter Doktorvaters von Verschuer zurückging, des damals bekanntesten Zwillingforschers, der inzwischen das Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie und Eugenik leitete und Mengele wissenschaftlich weiter betreute, kann aus den Quellen nicht beantwortet werden. Aber diese Frage ist letztlich auch nicht von wesentlicher Bedeutung. Jedenfalls für die Opfer nicht und

für Mengele nur insofern, als er seinem Mentor nie mehr denn eine moralische Mitschuld an den eigenen Verstrickungen und Verbrechen hätte zuschieben können. Denn Herr seines Handelns war in Auschwitz immer Mengele ganz allein. Zwar unterstand er fachlich dem Standortarzt Eduard Wirths, doch hielt der sich zu Mengeles Genugtuung aus seinen anthropologischen und medizinischen Forschungsvorhaben vollkommen heraus.²

Wichtiger als solche Absicherung «nach oben» war für den noch jungen Forscher das Gegenteil: die Möglichkeit, ungegängelt in seinem Fach plötzlich ganz nach vorne durchstossen zu können. Bis zu 350 Zwillingspaare gleichzeitig, die befragt, vermessen und Versuchen ausgesetzt werden konnten – wann und wo würde sich eine solche Gelegenheit für ihn noch einmal finden?

In dem bis heute andauernden Streit zwischen Erbforschern und Soziologen, was an der Ausstattung des Menschen anlagebedingt, also vererbt, und was erworben sei, also der Umwelt und den Lebensbedingungen zuzuschreiben ist, kam der Zwillingforschung ein umso höherer Rang zu, je geringer die genetischen Kenntnisse waren. In endlosen Tabellen und Testreihen konnten Übereinstimmungen und Abweichungen in der körperlichen und geistigen Entwicklung von eineiigen Zwillingen erhoben werden, die gemeinsam oder getrennt lebten. Die dabei festgestellten Übereinstimmungen nahmen die nationalsozialistisch orientierten Eugeniker dann als Bestätigung des eigenen Ansatzes in Anspruch, der Mensch sei, was er sei, als Summe aus Vererbung und rassegerechter Aufzucht. Die so nicht deutbaren Abweichungen zu erklären, liessen sie offen.

Selbstverständlich stellten sich Zwillinge solchen zeitaufwendigen, sehr persönlichen und tief in die Intimsphäre eindringenden Befragungen und Untersuchungen nur ungern und selten freiwillig zur Verfügung. Daher war die Verlässlichkeit und Aussagekraft entsprechender Erhebungen in der Vorkriegszeit schon allein wegen ihrer statistischen Unzuverlässigkeit äusserst zweifelhaft gewesen. Welche Möglichkeit also für den Erbforscher Mengele, Hunderte von Zwillingspaaren in Auschwitz eindringlicher und breiter als jemals zuvor in der Geschichte seiner Fachdisziplin ausforschen und vermessen zu können. Das so gewonnene Datenmaterial hätte, ordentlich erhoben

und seriös aufbereitet, jahrzehntelange Auswertung getragen und sollte ihn in die erste Reihe der deutschen Vererbungswissenschaftler befördern.

Soweit reichten die Erwartungen und Hoffnungen des Josef Mengele. Was daraus unter den Bedingungen von Auschwitz wurde, entzog dem Vorhaben jedoch von Beginn an jeden wissenschaftlichen Wert. Es verkam, wie alles, was in diesem Lager mit den Gefangenen angestellt wurde, zu einem weiteren Leidensakt der Häftlinge in dieser Vorhölle des Todes.

Nachdem Mengele im März 1944 im Krankenrevier des Birkenauer Frauenlagers die typhuskranke Lemberger Anthropologin Fürstin Martina Puzyrna in die Hände gefallen war³ und er Anfang April auch noch die ungarische Anthropologin Erzsebet Fleischmann aus einem eintreffenden Transport herausgeholt hatte⁴, konnte er sein Programm anlaufen lassen. Über jeden Zwilling wurde eine 96 Punkte umfassende Personendatei angelegt, die eine denkbar genaue Beschreibung seines Äusseren, seiner Krankengeschichte und seines Entwicklungsganges festhalten sollte. Zusätzlich wurden die Zwillinge fotografiert und geröntgt und im Abstand von jeweils einer Woche neuerlich untersucht, um Befundveränderungen so aktuell wie möglich mit den entsprechenden Erhebungen beim Partnerzwilling vergleichen zu können. Zu den Routinemassnahmen gehörten auch Urinkontrollen und die wöchentliche Entnahme von drei Dezilitern Blut, das zu Laboruntersuchungen entweder der Hygienisch-bakteriologischen Untersuchungsstelle der Waffen-SS in Rajsko übergeben oder in Einzelfällen, wegen der Überprüfung spezifischer Eiweissreaktionen, an das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie und Eugenik in Berlin geschickt wurde.⁵

Daneben hatte sich Mengele bei den Zwillingen eine Reihe von Einzeluntersuchungen vorgenommen, die ihm Aufschluss über Detailfragen geben sollten. Das begann harmlos mit Intelligenztests, neurologischen und anderen fachärztlichen Erhebungen, die von entsprechend vorgebildeten Häftlingsärzten durchgeführt wurden. Es folgten Bluttransfusionen sowie Injektionen von Fremdstoffen oder Krankheitserregern, um die Reaktionen der Zwillinge miteinander vergleichen zu können. Es ging weiter zu chirurgi-

schen Eingriffen unterschiedlichen Umfangs, die ohne Narkose vorgenommen wurden, um die Schmerzreaktionen von Zwillingen zu beobachten. Und es endete mit der vergleichenden Obduktion beider Zwillinge nach dem natürlichen Tod eines Geschwisterkindes etwa in Folge einer Erkrankung – was die Ermordung des gesunden Zwillinges zur Voraussetzung hatte.

Mitunter wollte Mengele sich aber nicht so lange gedulden, bis ihm der Tod einen Leichnam auf den Seziertisch brachte. Dann ordnete er die sofortige Tötung von Zwillingen an oder brachte sie auch eigenhändig um, wenn ihm dies aus irgendwelchen Gründen vergleichender Untersuchung geboten erschien. Die Anthropologin Erzsebet Fleischmann trug den Ermittlern ein besonders erschreckendes Beispiel dieser Besessenheit Mengeles vor: «Ich war Augenzeuge eines Vorfalles, als einer der aus Munkacs stammenden Drillinge, ein etwa einjähriger Säugling, ich glaube in narkotisiertem Zustand, auf Anweisung von Mengele im Operationssaal vor den Augen der Mutter der Länge nach in zwei Teile geschnitten wurde. Danach legte er die Leiche des Säuglings in einen Koffer. Ich hörte, er habe den entzweigeschnittenen Leichnam des Säuglings nach Berlin zur Untersuchung mitgenommen.»⁶

Der Häftlingsarzt im Zigeunerlager Dr. Tadeusz Snieszko beschrieb das Misstrauen Mengeles bezüglich des handwerklichen Könnens und wohl auch der Kooperationsbereitschaft vieler Häftlingsärzte: «Ich konnte die anthropologischen Messungen an diesen Kindern lediglich in Gegenwart von Dr. Mengele vornehmen, und er verbot mir, dies selbst zu machen, und wenn er zeitweilig nicht im Zimmer war, befahl er mir immer, auf ihn zu warten.»⁷ Nach einiger Zeit, so Dr. Snieszko, bevorzugte Mengele allerdings bei seinen Untersuchungen die Zusammenarbeit mit jüdischen Ärzten.

Zu diesen jüdischen Ärzten, die Mengele künftig einsetzte, gehörte der Häftlingsarzt Rudolf Weisskopf, der zugestand, «an verschiedenen Arbeiten als Arzt persönlich teilgenommen» zu haben, allerdings ohne darüber informiert worden zu sein, «wozu die Forschungen dienen».⁸ Die Zwillinge «genossen bestimmte Vorzüge», hatten, sofern sie jung waren, ihre Mütter bei sich und bekamen vor allem eine bessere Verpflegung, denn die Messwerte

sollten ja nicht durch Hunger oder Krankheiten beeinflusst werden. Dass Zwillinge dieser Untersuchungen wegen oder aus anderen Gründen getötet wurden, erlebte der tschechische Mediziner nur in einem Fall: «Eines Tages brachte Dr. Mengele ein Pärchen Zwillinge im eigenen Auto zum Spazieren weg, und zwar die sechsjährigen Heinz und Dieter Schmidt. Sie kehrten nicht mehr zurück. Am anderen Tag liess Mengele das [...] Ärzteteam antreten, fragte, wer die Schmidts untersucht hat, und als sich Dr. Beno Heller meldete, stauchte er ihn zusammen, weil er in den Befund [geschrieben hatte], dass sie, was die Lungen anlangt, gesund sind. Er sagte zu dem erwähnten Arzt: ‚Sie sind ein schlechter Internist. Sie haben geschrieben, dass sie ohne Befund sind, und ich habe bei der Obduktion festgestellt, dass ...‘ Darauf hat Mengele innegehalten, weil er sichtlich mehr gesagt hat, als er wollte, und wir erfuhren so, dass diese Zwillinge getötet wurden.»

Der polnische Häftlingsarzt im Zigeunerlager, Rudolf Diem, hat möglicherweise den gleichen Vorfall beobachtet. Er sagte aus, allerdings ohne Namensnennung der Opfer: «Einmal ist ein Kind an Lungenentzündung gestorben, darauf wurde das zweite Kind getötet und sezirt, um festzustellen, ob bei diesem Kind dieselben Krankheitserscheinungen vorhanden sind.»⁹

Die Zeichnerin Maria Zombirt, die von Mengele ab der zweiten Jahreshälfte 1943 zur Erstellung von Tabellen und Diagrammen eingesetzt wurde, aber wegen ihres künstlerischen Talents auch besonders auffällige Augen- und Nasenpartien von untersuchten Häftlingen für ihn mit Wasserfarben festzuhalten hatte, bestätigte, dass «die Zwillinge sein A und O» waren.¹⁰ Die Polin musste ein Verzeichnis der Zwillinge führen und erinnerte sich daher, dass «die höchste Anzahl der Zwillingspaare circa 350 war, und im Januar 1945, als ich bereits in der Evakuierungskolonie stand, waren es 72 Paare».

Veränderte sich die Zahl der Zwillinge, wurde Maria Zombirt informiert und musste ihre Liste entsprechend korrigieren. Eine Häftlingspflegerin meldete ihr den natürlichen Tod jedes Zwillings. Die Blockälteste hatte Mengele darüber zu unterrichten, und «zwar sogar ausserhalb der normalen Arbeitsstunden». Maria Zombirt erinnerte sich: «Es fiel mir auf, dass im Falle eines

natürlichen Todes eines der Zwillinge eine Meldung über den Tod des zweiten Zwilling nach ein paar Stunden zu mir kam. Ich habe mich etwas näher für diese Begebenheit interessiert und erfuhr dann von der bereits erwähnten [...] Pflegerin, dass man auf Befehl von Mengele den zweiten Zwilling ins Krematorium, in den Tod holte. Mengele nahm jedesmal an der Sezierung der Zwillinge teil.»

Tadeusz Joachimowski sagte aus, dass er ebenfalls Meldungen aus der Schreibstube des Krankenbaues über den Tod der Zwillinge erhielt: «Charakteristisch dabei war, dass, sobald der Tod eines der Zwillinge gemeldet wurde, spätestens am nächsten Tag die Meldung vom Tode des zweiten Zwilling erfolgte. Die Ursache des Todes wurde nicht angegeben. Insgesamt gab es circa 200 Todesfälle von Zwillingen, die auf den Block, in dem Mengele arbeitete, verlegt wurden.»¹¹

Der SS-Kommandoführer Erich Mussfeldt, dem in Birkenau das aus Häftlingen gebildete Sonderkommando für die Bedienung der Gaskammern und Krematorien unterstand, belastete Mengele bereits 1947 mit der Aussage, acht Zigeunerkinde, alle Zwillinge, eigenhändig getötet zu haben: «Als ich zum Dienst erschien, traf ich drei Häftlingsärzte beim Sezieren der Leichen dieser Kinder an. Ich fragte, was das für Leichen seien. Die Ärzte antworteten darauf, dass die Kinder von Mengele mit einer Giftinjektion getötet worden seien, weil sie Merkmale hatten, die Mengele im Zusammenhang mit seinen Forschungen besonders interessierten. Es ging vor allem um die Augenfarbe. Er hatte nämlich festgestellt, dass von den Zwillingspaaren jeder Zwilling ein graues und ein blaues Auge hatte. Bei der Sektion wurden die Augäpfel entfernt und als Ausstellungsstücke nach Berlin geschickt.»¹²

Doch Mengele interessierten nicht nur diese recht selten auftretenden Fälle von Heterochromie. Als er bei einem Mann eine besonders verwachsene Wirbelsäule feststellte, nicht jedoch bei dessen Sohn, tötete er nach dem Zeugnis des SS-Mannes Mussfeldt beide, präparierte ihre Skelette und schickte sie nach Berlin: «Zwecks Durchführung von Untersuchungen, warum bei dem Sohn eines so verbildeten Vaters keine Abweichungen von der Norm festzustellen waren.»¹³ Durch einen Vergleich der Skelette freilich liess sich diese Frage nicht beantworten.

Die Überlebende Klara Kasztner berichtete, dass sich Mengele wegen der Vielzahl von Zwillingen, die er unter den Gefangenen in Auschwitz aussondern konnte, anscheinend in einen regelrechten Sammelrausch hineingesteigert hat, der Menschen nur noch unter dem alleinigen Gesichtspunkt ihrer Verwertbarkeit für sein weltweit einzigartiges Novitäten- und Kuriositätenkabinett wahrnahm: «Bei einer Gelegenheit beobachtete ich, dass Mengele sich sehr freute. In seinen beiden Händen hielt er je einen neugeborenen Säugling in die Höhe. Wie ich erfuhr, gebar eine Französin Zwillinge, und dieselben hielt er in der Hand. Die Kinder erhielten Säuglingsausstattung, die Mutter wurde reichlich mit Lebensmitteln versehen. Daher war ich befremdet, als mich am nächsten Tag eine ungarisch sprechende Frau aufforderte, in den Operationsaal zu blicken, dort befanden sich die Leichname der beiden am Vortag geborenen Säuglinge in seziertem Zustande. Die erwähnte Frau sagte, Mengele habe die Sektion eigenhändig an diesen durchgeführt.»¹⁴ Eine vergleichende Obduktion neugeborener Zwillinge hatte in seiner Datensammlung offenbar noch gefehlt.

War die Zahl der zu sezierenden Toten grösser, überschritt dies die Kapazität des Josef Mengele als Einzeltäter. In diesen Fällen besorgte er sich die Unterstützung der Häftlingspathologen um den ungarischen Arzt Miklos Nyiszli, der Ende Mai 1944 im Auftrage von Mengele eine Prosektur in den Räumen des Krematoriums I im Stammlager Auschwitz eingerichtet hatte. Nyiszli in einem Bericht aus dem Sommer 1945: «In dem Arbeitsraum neben dem Sektionssaal warteten 14 Zigeunerzwillinge unter Bewachung von SS, bitter weinend. Dr. Mengele sagte kein Wort zu uns, bereitete eine 10-ccm- und eine 5-ccm-Spritze vor. Aus einer Schachtel legte er Evipan, aus einer anderen Chloroform, das sich in 20-ccm-Gläschen befand, auf den Operationstisch. Danach führten sie den ersten Zwilling herein, es war ein 14 Jahre altes Mädchen. Dr. Mengele befahl mir, das Mädchen zu entkleiden und auf den Seziertisch zu legen. Danach spritzte er in dessen rechten Arm intravenös Evipan ein. Nachdem das Kind eingeschlafen war, tastete er die linke Herzkammer aus und injizierte 10 ccm Chloroform. Das Kind war nach einigen Zuckungen tot, worauf Dr. Mengele es in die Leichenkammer bringen liess.

In dieser Weise folgte in dieser Nacht die Tötung aller 14 Zwillinge. Dr. Mengele fragte uns, wieviel Leichen wir täglich sezieren könnten. Er dachte, wir könnten 7 bis 8 erledigen. Wir antworteten darauf, dass wir im Durchschnitt 4 Leichen sezieren könnten, wenn er präzise wissenschaftliche Arbeit von uns erwarte. Damit war er einverstanden.»¹⁵

Tötung durch eine Spritze, handwerklich sozusagen sauber verabreicht in einem Behandlungszimmer, dafür reichte die Zeit des Josef Mengele nicht immer aus. Als das Zigeunerlager B II e Anfang August 1944 liquidiert wurde, wollte Mengele seine 14 Zigeunerzwillinge zunächst noch am Leben erhalten. Er wollte sie im Block 10 des Stammlagers unterbringen, um weitere Untersuchungen an ihnen durchführen zu können. Als ihm deren Aufnahme dort abgelehnt wurde, kehrte er mit ihnen und dem SS-Rapportführer Hertel, so die Aussage des früheren Lagerschreibers Tadeusz Joachimowski, nach Birkenau zurück, «begab sich mit den Zwillingen ins Krematorium und erschoss sie dort eigenhändig».¹⁶ Joachimowski: «Wie mir Hertel weiter erzählte, begann Mengele sofort, diese Leichen – der von ihm erschossenen Zwillinge – zu obduzieren und ihre Zeugungsorgane zu beschauen. Er sah nach dieser Obduktion, so drückte sich Hertel aus, wie ein blutiger Metzger aus. Am nächsten Tag erzählte mir einer der jüdischen Lagerärzte, dass er gezwungen war, das Blut von Mengeles Stiefeln abzuwaschen.»

Nach jeder solchen Sektion wurde ein detailliertes Obduktionsprotokoll erstellt, das die Datensammlung des Zwillingenforschers Josef Mengele erweiterte. Die fotografische Dokumentation der – noch lebenden – Zwillinge besorgte der polnische politische Gefangene Wilhelm Brasse, der beim Erkennungsdienst der Politischen Abteilung der Kommandantur in Block 26 des Stammlagers eingesetzt war. Er bekam im Frühjahr 1944 vom Chef des Erkennungsdienstes, SS-Oberscharführer Bernhard Walter, den Auftrag, künftig auch für Mengele zu arbeiten.

Unter den Zwillingen, gab Brasse an, waren einzelne Erwachsene. Hauptsächlich aber handelte es sich um Kinder im Alter zwischen acht und zwölf Jahren. Drei- oder viermal seien Drillinge zu Fotoaufnahmen gebracht worden, die aus dem Lagerabschnitt B II b, dem tschechischen «Familienlager Theresienstadt», kamen.

Besonders erschütternd sind die Berichte der wenigen Kinder und Jugendlichen, die Mengeles Versuchsobjekte waren und Auschwitz trotzdem überlebt haben. Im Mai 1944 kam Jenta Jehudit Feig als Dreizehnjährige aus Ungarn nach Birkenau.¹⁷ Zu ihrer Familie gehörten die Eltern, der Zwillingenbruder, ein weiteres Zwillingenpärchen und noch zwei Brüder. Das jüngste der Kinder war drei Jahre alt. Sofort bei der Ankunft an einem Sabbat, wie ihr unvergesslich ist, mussten sich die Zwillinge mit der Mutter getrennt von den übrigen Angehörigen aufstellen. Nachdem sie zur «Sauna» geführt worden waren, erschien Mengele, und eine Häftlingsfrau, die dort zu tun hatte, kündigte den Kindern an, dies sei der SS-Arzt, von dem sie «noch viel hören würden».

Jenta Jehudit Feig begegnete ihm ohne Angst: «Es war ein schöner Mann, der auch freundlich mit uns sprach. Ihm fielen damals in der Sauna meine langen blonden Haare auf, und er meinte, dass seien doch deutsche Haare, und er veranlasste, dass ich einen Kamm bekam, um die Haare schön durchzukämmen. Er ordnete auch an, dass mir die Haare nicht abgeschnitten werden sollten.»

Im Krankenrevier des ungarischen Frauenlagers B II c, wohin dieser Transport eingewiesen worden war, wurde den Kindern «wiederholt Blut entnommen», meist durch eine Frau, zweimal von Mengele: «Einmal war es so, dass mit mir ein dreiundzwanzigjähriger junger Mann kam, dem das mir von Mengele entnommene Blut sofort übertragen wurde. Ich kann mich gut daran erinnern, dass ich bei dieser Blutübertragung ein Gefühl der Schwäche hatte und dass ich den Angeschuldigten deswegen ansprach mit den Worten: ‚Herr Dr. Mengele, was machen Sie mit meinem Blut?‘ Er beruhigte mich und meinte, dass das nichts mache.»

Nach dieser Blutübertragung konnte das Mädchen offenbar als Folge eines dabei entstandenen Blutergusses ihren Arm längere Zeit nicht mehr bewegen. Viel schlimmer aber war, was das Mädchen mit ansehen musste, als sie nach einiger Zeit erneut zu einer Untersuchung in das Krankenrevier gerufen wurde: «Ich musste damals etwas warten. Ich weiss nur, wie auf einmal die Türe aufging und Mengele heraustrat und mir sagte, ich müsse noch etwas warten, er wäre gleich soweit. Mengele hatte in der Hand ein zuckendes

menschliches Organ, von dem [ich] [...] annehmen musste, eben wegen dieser Zuckungen, dass das ein herauspräpariertes menschliches Herz war.»

Durch die geöffnete Türe konnte das Mädchen zwei Operationstische erkennen, auf denen jeweils eine jüngere Frau lag. Vor ihren Köpfen war ein Tuch aufgespannt, um ihnen den Blick auf Mengele oder auf das Operationsfeld zu verwehren. Mengele trug über seinem Arztkittel eine weisse Schürze. An den Händen hatte er Gummihandschuhe. Beides war voller Blut. Jenta-Jehudit Feig hatte keinen Zweifel: «Mengele [hatte] diesen beiden Häftlingsfrauen die Herzen entfernt.»

An einem anderen Tag, erinnerte sich die Zeugin, brachte im Krankenblock eine Häftlingsfrau ihr Baby zur Welt. Die Entbindung verlief normal, das Kind wurde so gut wie möglich versorgt. Man legte es auf die oberste Pritschenreihe, damit es bei einer unvorhergesehenen Kontrolle nicht auffiel. Es wurde auch gut ernährt, damit es nicht vor Hunger schrie und sich so verraten hätte. Einige Tage später kam Mengele in den Block. Trotz aller Vorsichtsmassnahmen schrie das Baby. Mengele fragte, was los sei. Das Kind musste von der Pritsche geholt und ihm gezeigt werden. Er erklärte nach Aussage der Überlebenden, dass im Lager kein Platz für neugeborene Kinder sei. Dann befahl er, ihm eine Spritze zu geben, und «brachte dem Neugeborenen eigenhändig eine Injektion bei». Das Kind wurde danach «sogleich weggebracht».

Die Dreizehnjährige war voller Angst. Jeden Augenblick konnte es sie selbst treffen. Dann wurde sie auch noch von ihren Zwillingsgeschwistern getrennt. Bei einer Selektion in der «Sauna» wurde sie zur Vernichtung ausgewählt: «Wir wurden mit einer Salbe eingerieben, von der ich den Eindruck hatte, dass sie dazu bestimmt gewesen sei, die Brennbarkeit unserer Körper nach der erfolgten Tötung zu steigern. Mengele kam hinzu, und ich wandte mich an ihn und wies ihn darauf hin, dass ich zu den beiden Zwillingspaaren aus derselben Familie gehöre. Mengele erkannte mich und ordnete sofort an, dass ich aus der Gruppe der Selektierten herauszutreten hätte und dass man die bereits angebrachte Salbe bei mir entferne.»

Mit viel Glück hat Jenta-Jehudit Feig die Befreiung des Lagers erlebt. Auch ihre Geschwister und ihre Mutter kamen durch, schliesslich war, wie

sie bei ihrer Aussage nicht zu erwähnen vergass, für Mengeles Versuchskaninchen «die Verpflegung ausreichend und in der Qualität gut». Darüber «konnte man nicht klagen». Der Vater wurde drei Tage vor der Befreiung von der SS erschossen.

Chawa Kraemer war 14 Jahre alt, als sie im Juni 1944 mit ihrer Zwillingsschwester und ihrer Mutter in das ungarische Frauenlager B II c eingewiesen wurde. Sie hat an Mengele keine unangenehmen, sondern eher befremdliche Erinnerungen. So müsse sie immer wieder daran denken, wie er während einer Selektion auf der Rampe von Birkenau stand, als sie mit einer Zwillingsschwester auf dem Rückweg von Röntgenaufnahmen im Krankenbungalow B II f in seiner Nähe vorbeigeführt wurden. Wie bei unrechtem Tun ertappt, habe er die SS-Männer beschimpft, dass sie ausgerechnet während der Ankunft eines Transportes diesen Weg gewählt hätten: «Ausgerechnet jetzt müsst Ihr hier vorbeikommen ...»¹⁸

Folgen irgendwelcher Art hatte diese offenkundig unerwünschte Begegnung nicht. Zu den Fotoaufnahmen mussten die Zwillinge aus ihrem Lagerabschnitt in das Stammlager marschieren. Sie erinnerten sich daran wie an einen Spaziergang. Doch ein reiner Genuss waren diese Fussmärsche dennoch nicht. «In jedem Falle war es immer so, dass ich schreckliche Angst hatte, denn das Krematorium war ja ganz in der Nähe. Man wusste genau, was dort geschah, und fürchtete, dass man nicht mehr zurückkäme.» Die regelmässigen Untersuchungen, «etwa jede Woche einmal», gehörten für die Zwillinge sehr schnell zum Alltag. Das Unangenehmste an den Messungen war, dass sich die Mädchen dafür vollständig entkleiden mussten. «Mit einem Rotstift wurden Zeichen auf unserem Körper angebracht und sodann die Abstände zwischen den Zeichen gemessen. Diese Markierungen wurden praktisch am ganzen Rumpf angebracht. Die eigentlichen Messungen wurden mit einer Art Lineal ausgeführt.» Bei den Messungen am Rumpf wurde ein Zirkel verwendet, gab Chawa Kraemer an. Und selbstverständlich seien auch Grösse und Gewicht festgehalten worden. Der Mann, der diese Messungen vornahm, war nicht Mengele, «sondern eine andere Person in einem weissen Kittel». Der befragte das Mädchen auch nach ihren Krankheiten. Es wurde ausserdem ein Abdruck von den Zähnen angefertigt, Fingerabdrücke

wurden genommen und selbst ein Abdruck der Fusssohlen gemacht. «Bei diesen Untersuchungen war uns verständlicherweise unklar, wozu das alles dienen sollte.» Allerdings habe man im Lager davon gesprochen, «dass dies alles gemacht würde, weil man beabsichtige, es dahin zu bringen, dass die deutschen Frauen möglichst viele Zwillinge gebären sollten».

Dies ist ein offenkundiger Irrtum der Häftlinge gewesen. Denn natürlich ergibt sich aus vergleichenden körperlichen Untersuchungen von Zwillingen keinerlei Aufschluss über die Art ihrer Entstehung. Dass Mengele allerdings kurz vor der Befreiung des Lagers in blanker Fehleinschätzung der noch zu erwartenden Kriegsdauer durchaus erproben wollte, ob aus der sexuellen Verbindung von Zwillingen nicht wiederum Zwillinge hervorgehen, darauf verwies die tschechische Häftlingsärztin Dr. Margita Schwalbova: «Zwei jüdische Mädchen – Zwillinge – wollte er mit zwei von ihnen ausgesuchten Männern – Zwillingen – paaren und teilte ihnen seine Absicht auch mit. Nur die Evakuierung des Lagers hinderte ihn daran.»¹⁹

Mengeles Obsession, zu sammeln und zu verkarten, was später einmal Grundlage wissenschaftlicher Arbeit werden könnte, machte auch vor einer Gruppe ungarischer Liliputaner nicht halt, die mit einem der Judentransporte nach Auschwitz gebracht worden waren. Die Blockälteste Magdalena Gasionowska traf sie im Birkenauer Frauenlager B 1 a: «Angeblich war das eine Zirkusgruppe. Diese Zwerge erzählten mir persönlich, dass sie unter dem Schutz von Mengele stehen. Sie sagten, er nahm ihnen Blut ab und machte Abmessungen. Sie wurden, soweit ich mich erinnere, Mitte 1944 gebracht und verschwanden nach einer verhältnismässig kurzen Zeit (circa zwei Monate). Im Zusammenhang mit ihrem Verschwinden, was aufgefallen war, verbreitete sich im Lager die Nachricht, dass sie vergast wurden.»²⁰

Es waren zweiundzwanzig Kleinwüchsige, zwölf Frauen und zehn Männer, die am 19. Mai 1944 aus dem ungarischen Munkacs in Auschwitz eingetroffen waren. Die meisten gehörten der Artistenfamilie Moskovits an. Bereits auf der Rampe, erzählte Ovicí Moskovits, zeigte ihr Bruder den SS-Männern Reklamefotos ihrer Truppe aus Friedenszeiten. Daraufhin habe die

Wache sie von der Selektion mit den Worten zurückgestellt: «Wartet, bis Dr. Mengele kommt.» Als der dann die Familie sah, habe er gesagt: «Diese Familie wird mir für zwanzig Jahre Arbeit geben.» Anschliessend seien sie in den Block 30 des Birkenauer Lagerabschnitts B II b eingewiesen und zwei Monate später in den Block 9 des Frauenlagers B 1 a verlegt worden.²¹

Da aus der Familie Moskovits sowohl Liliputaner wie Normalwüchsige hervorgegangen waren, forschte Mengele nach der Ursache des Wachstumsbruchs. Dazu wurden die Liliputaner von Häftlingsfachärzten aller Disziplinen eingehend untersucht: «Uns wurden zahlreiche Spritzen in nahezu alle Organe gegeben, Medikamente verabreicht, und wir wurden zahllosen Blutentnahmen unterzogen. Fast jeden Tag wurde an uns experimentiert. [...] Mengele hat die Experimente persönlich überwacht, und er war fast jeden Tag da und hat bezüglich uns Weisungen an die Häftlingsärzte erteilt.»

Körperliche Gewalt etwa durch die Funktionshäftlinge hatten die Liliputaner nicht auszuhalten, da der Blockälteste einer von ihnen war. Dennoch galt: «Auch wenn unsere Lebensbedingungen wesentlich besser waren» als die der übrigen Häftlinge, «erlebten wir grosse seelische Qualen, da wir davon wussten, dass wir früher oder später getötet werden und unsere Skelette in einem biologischen Museum aufgestellt werden».²² Diesen höchst beunruhigenden Hinweis hatten ihnen die sie untersuchenden Häftlingsärzte gegeben. Die russischen Soldaten kamen mit der Befreiung des Lagers diesen Absichten Mengeles zuvor.

Medizin-Verbrechen

Der Alltag in Auschwitz nährte die Allmachtsphantasien des Josef Mengele. Er war SS-Offizier im Range eines Hauptmanns und vor dem Krieg Assistenzarzt gewesen, keine ungewöhnlich steile Karriere also. Im Konzentrationslager jedoch wuchs er binnen Stunden zu Überlebensgrösse an, war als Lagerarzt unumschränkter Herrscher über das Leben und, vor allem, über den Tod Zehntausender.

Alle hatten Angst vor ihm. Keiner wagte zu widersprechen. Häftlinge, die in den Friedensjahren anerkannte Wissenschaftler, Hochschullehrer, Chefärzte gewesen waren, unterwarfen sich ihm bedingungslos. Keine Anforderung, der sie nicht eiligst zu genügen versuchten. Keine Laune, die sie nicht stumm ertragen hätten.

Josef Menges Vorstellung von den eigenen Kräften und Fähigkeiten wandelte sich ins Masslose. Es gab bald keine medizinische Herausforderung gleich welchen Fachgebiets, der er sich nicht gewachsen fühlte. Zwillingforschung, Untersuchung erbbedingter Entwicklungsanomalien, Versuche, Wangenkrebs (Noma) und Krätze zu heilen, Erprobung neuer Verfahren zur Sterilisierung von Mann und Frau, Darstellung von Geschlechtskrankheiten bei Kindern, Versuche zur Irisveränderung am Auge, Studien zur Transplantation von Knochenmark, Therapie von Fleckfieber und Malaria, Entwicklung von Rassetypologien: Es gab nichts, woran er sich nicht versuchte.

Dass er in diesen weit voneinander entfernten Bereichen der Medizin glaubte, wesentliche Forschungsbeiträge leisten zu können, beschrieb zunächst nur Mengeles Grössenphantasien. Dass er diesen Irrwitz aber in ungezählten Versuchen am Menschen mit tödlichem Ausgang für Hunderte, wenn nicht Tausende Zwangsbehandelter tatsächlich exekutierte, ist ein beispielloses, also in der Tat einzigartiges Verbrechen.

In ihrem Haftbefehl vom 19. Januar 1981 warf die 22. Strafkammer des Frankfurter Landgerichts Josef Mengele unter anderem vor, er habe durch Blutentnahmen an bis zu fünfzig weiblichen Häftlingen, durch experimentelle Blutübertragungen unter Zwillingen, aber auch zwischen Zwillingen

und anderen Häftlingen, durch Elektroschockversuche, durch den Vergleich von Heilungsverläufen bei künstlich provozierter Phlegmone unter homöopathischer bzw. Sulfonamid-Behandlung und durch andere, pseudowissenschaftliche Eingriffe den Tod vieler vorher gesunder Häftlinge zumindest billigend in Kauf genommen.¹

Doch Josef Mengele ging noch einen entscheidenden Schritt weiter: Er tötete bewusst, wenn dies seinen Plänen nützlich schien – oder sobald er seine menschlichen «Meerschweinchen», wie er sie nannte, nicht mehr brauchte.²

Nachdem Mengele mit Martina Puzyna und Erzsebet Fleischmann zwei zuverlässige anthropologische Mitarbeiterinnen gefunden hatte, ergänzte der ungarische Pathologe Dr. Miklos Nyiszli sein zwangsweise etabliertes Forschungsteam. Allerdings wäre die breite Abdeckung des medizinischen Spektrums nicht möglich gewesen, wenn Mengele nicht in Professor Berthold Epstein und dem tschechischen Arzt Rudolf Weisskopf zwei ausserordentlich befähigte Mediziner gefunden hätte, die wissenschaftliche Ausarbeitungen der einzelnen Projekte übernahmen.³ Der Preis des eigenen Überlebens für diese Ärzte war freilich ein nicht mehr umkehrbarer Pakt mit dem Bösen, der sie ihr Leben lang gefangenhielt.

Es gab nicht viele Mediziner, die dieser Versuchung, eigenes Leben gegen fremdes Leben einzutauschen, zu widerstehen vermochten. Von zweien bezeugte es Joseph Neumann, der Leiter des Häftlings-Leichenkommandos in Birkenau: «Dr. Mengele hat den Befehl gegeben, den Dr. Koblenz-Levi, der ein weltberühmter Meningitisforscher war, [...] in den Krankenbau zu schicken, um seine Forschungen fortzusetzen. Dr. Mengele hat mich zu ihm gerufen. [...] Er gab mir den Befehl, dass ich Dr. Koblenz-Levi assistieren soll und die Leichen sezieren.» Zusammen mit seinem Bruder, ebenfalls Arzt von Beruf, arbeitete Koblenz-Levi zwei oder drei Tage für Mengele. Dann ging dieses Mittun über ihre Kraft. Joseph Neumann erinnerte sich an ein Gespräch mit dem älteren der beiden Brüder: «Er sagte mir, dass er so eine barbarische Forschung nicht machen kann. [Ein] paar Tage später hat Dr. Koblenz-Levi Selbstmord begangen wie auch sein Bruder. [...] Ich erinnere mich, wie Dr. Koblenz-Levi bei der Arbeit die ganze Zeit geweint hat wie ein kleines Kind.»⁴

Die Arztschreiberin Danuta Szymanska sagte aus, dass sie ab November 1943 im Block 22 des Zigeunerlagers eingesetzt gewesen war: «Auf Befehl von Dr. Mengele wurde die Baracke Nr. 22 als eine Baracke für wissenschaftliche Experimente eingerichtet, in der derartige Experimente wie Zwillingforschung, Forschung der Entwicklungsanomalien und [...] Noma behandelt wurden. [...] Ausserdem waren dort Krätze Kranke, die sich wiederholt angesteckt haben und völlig erschöpft gewesen sind.» Mit der «wissenschaftlichen Bearbeitung des von Dr. Mengele zusammengestellten Materials befasste sich der Häftling Dr. Berthold Epstein, ein Professor an der Prager Universität, ein weltberühmter Kinderarzt, der diese Arbeit mit seinem Assistenten Dr. Rudolf Weisskopf, der ebenfalls Tscheche war, ausführte».⁵

Dr. Weisskopf beschrieb die Umstände seiner «Berufung» durch Mengele. Im Juni 1943 sei er aus dem Stammlager Auschwitz in das Zigeunerlager nach Birkenau verlegt worden. Dort sei er «als Arzt und zwar zur Heilung von Infektionskrankheiten und später mit Prof. Epstein aus Prag in der neu errichteten Abteilung für die Erforschung und Heilung der Noma» eingesetzt gewesen. Als diese Abteilung geschaffen wurde, so Weisskopf, «lud Mengele mich und Prof. Epstein ein und fragte uns, ob wir als Ärzte bei der wissenschaftlichen Forschung mitwirken wollen». Epstein, der nach Angabe von Weisskopf «sehr verwegen war», habe erklärt, «dass wir als Ärzte arbeiten wollen, auch wenn wir Häftlinge sind, allerdings unter einer Bedingung, dass wissenschaftliche Versuche nicht an Menschen durchgeführt werden mit Ausnahme therapeutischer Versuche». Mengele, so die Aussage von Dr. Weisskopf, «versprach damals, dass Versuche an Menschen nicht durchgeführt werden».⁶ Selbst wenn Mengele eine solche Versicherung tatsächlich abgegeben haben sollte, steht fest, dass er sich an derartige Zusagen nicht gehalten hat. Versuche am Menschen, und zwar ausdrücklich solche seiner Belastbarkeit bis hin zum Tod und keineswegs zu seiner Heilung, waren schliesslich der Kern des Programms, dessen Verwirklichung sich Mengele vorgenommen hatte.

Die Arztschreiberin Danuta Szymanska hat beschrieben, wie die «therapeutischen Versuche» des Josef Mengele bei den Noma-Kranken aussahen:

«Während des Krankheitsprozesses kommt es [...] bei den Kranken zum Schwund des Weichgewebes an der Wange, so dass die Zähne, Zahnfleisch und Kieferknochen zum Vorschein kommen. Obwohl der Anblick eines solchen Kranken ekeleregend und übelriechend ist, hat sich Dr. Mengele die kranken Zigeuner genau angesehen und fotografierte auch die kranken Teile an der Wange. Er befahl ebenfalls einem Kunstmaler, die Gesichter der Kranken zu zeichnen.»⁷

Nach der Dokumentation dieser Befundaufnahme bekamen die Häftlinge unterschiedliche Arzneimittel und eine Sonderkost als Aufbaunahrung zugeteilt. Danuta Szymanska: «Die Behandlung dieser Kranken änderte sich jedoch stets, und so wurden zum Beispiel bereits teilweise geheilte Kranke in ein anderes Bett verlegt, und auf Anordnung von Dr. Mengele wurde ihnen keine Sonderkost mehr gereicht. Danach kam es zum Krankheitsrückfall, die [...] Wange öffnete sich wieder.»⁸

Mengele fotografierte erneut und ordnete die Verlegung der Kranken in seinen Arbeitsraum in der Sauna des Zigeunerlagers an. Die Arztstreiberin: «Die dort abgestellten Patienten kehrten nie wieder [...] zurück; [...] Meiner Erinnerung nach handelte es sich dabei um zehn Patienten.»⁹

Einer sehr viel grösseren Zahl von Toten entsann sich der polnische Arzt Czeslaw Glowacki, der im Zigeunerlager als Leichenträger und Pfleger eingesetzt war. Zusätzlich machte er Mengele den Vorwurf, dass er nicht nur bereits Erkrankte behandelt habe, sondern auch Gesunde mit Noma-Erregern infizierte: «Die Versuche von Mengele [...] bestanden darin, dass er sich einzelne Kinder, die bereits von dieser Krankheit befallen waren, aussuchte, ihnen die Absonderung der Mundschleimhaut entnahm und diese Absonderung den gesunden Kindern einimpfte. Ich persönlich habe gesehen, dass Mengele diese Impfungen selbst durchführte. Massenweise tat es Prof. Eppstein [sic] aus Prag, der sein Experte war.»¹⁰

Neben dieser Kindergruppe, so die Angaben von Glowacki, gab es auch eine Versuchsgruppe Erwachsener, an denen Mengele gleichfalls Noma-Impfungen vornahm. «Ich beobachtete, dass nach diesen Impfungen der Zerfallsprozess sehr schnell erfolgte und nach einer kurzen Zeit zahlreiche Fälle

des Ablebens vorkamen. [...] Meiner Berechnung nach starben auf Grund dieser Noma-Impfungen circa 3'000 Personen, hauptsächlich Kinder.» Mengele habe diese mörderischen Versuche durchgeführt, weil «es im Osten bei der Wehrmacht solche Art der Erkrankung [Noma] gab und man nach Behandlungsmitteln suchte».¹¹

Besonders eindrucksvolle Leichen wurden beim Lagerfotografen Wilhelm Brasse abgeliefert: «Manchmal brachte man in die Fotowerkstatt die Leichen der an [Noma] gestorbenen Kinder. Laut Befehl von Mengele machten wir die Aufnahmen nicht mehr nackt, sondern nur den Oberteil des Körpers mit dem Kopf sowie die Gesichtsabschnitte mit den Symptomen.»¹²

Und da diese Fotos mit den von der Krankheit zerfressenen Gesichtern Mengele als wissenschaftliche Dokumentation seiner Forschungsarbeit noch nicht reichten, liess er die Schädel der ermordeten Kinder von den Rumpfen trennen und in Schaugläsern konservieren: «Behälter, in welchem die Köpfe von verstorbenen Kindern in Formalin aufbewahrt wurden, die an der Noma-Krankheit gelitten hatten», sah der während seiner KZ-Zeit mal als Pfleger, mal als Schreiber, mal als Leichenträger eingesetzte Kazimierz Czelyny in einem Holzschuppen in der Nähe von Block 32 des Zigeunerlagers. Mengele, so Czelyny, liess diese Präparate «später an ein Institut in Berlin schicken».¹³

Beinahe überflüssig zu erwähnen, dass Mengele als Therapie herausfand, was bereits lange vorher bekannt war und zu dessen Bestätigung es nicht diese vielen Versuche mit tödlichem Ausgang gebraucht hätte: Da es sich bei Noma um eine bakteriell verursachte Erkrankung bei Mangelzustand handelt, kann man die für sie mitursächliche Abwehrschwäche durch entsprechende Aufbaumahrung am besten bekämpfen. Unter gesund Ernährten tritt die Mundfäule nicht auf.

Angesichts des kümmerlichen Ertrages dieses Forschungsprojektes verwundert es nicht, dass auch die Versuche des SS-Arztes mit Krätzekranken keinerlei medizinischen Fortschritt, sondern allein den Tod der Patienten zur Folge hatten. Die Arztshreiberin Danuta Szymanska: «Während meines Aufenthaltes im Krankenbau des Zigeunerlagers stellte ich fest, dass die mei-

sten Zigeuner nicht an Mangel biologischer Widerstandskraft starben, sondern an den Behandlungsmethoden, die durch Dr. Mengele angeordnet wurden. Dr. Mengele hat zum Beispiel eine Bekämpfungsaktion der Krätze zwischen den Zigeunern angeordnet. Diese Behandlung der Krätze fand in Block 22 statt. Die Behandlung verlief folgendermassen: Die Kranken mussten sich zunächst im warmen Wasser baden, mussten anschliessend ein chemisch präpariertes kaltes Bad absolvieren, und anschliessend warteten sie, nur mit einer Decke bedeckt, stundenlang im Freien auf ihre Kleidung, die ebenfalls desinfiziert wurde.»¹⁴ Infolge dieser Behandlung, so das Resümee der Arztschreiberin über diesen offenkundig unsinnigen Therapieversuch des Josef Mengele, stieg die Sterblichkeit unter den krätzekranken Zigeunern enorm an.

Von elektrischen Stromstössen, denen Häftlinge durch Josef Mengele ausgesetzt wurden, berichtete Judith Guttman, die zunächst als Zwilling in die Hände des Lagerarztes geraten war und dann von ihm als Revierschreiberin eingesetzt wurde. Diese Versuche seien darauf angelegt gewesen herauszufinden, «wieviel Volt Spannung eine Person ertragen kann, bevor sie stirbt. [...] Ich erinnere mich [...], dass der Angeschuldigte im Zusammenhang mit diesen Versuchen von ‚Elektroschocks‘ sprach und sehr stolz darüber war und hierzu meinte, dass die Deutschen auf diesem Gebiet Pionierleistungen vollbringen würden.» Eine «erhebliche Anzahl Häftlinge» starben unmittelbar durch die Stromstösse. «Soweit die Häftlinge diese Versuche mit den hochgespannten Strömen lebend überstanden», wurden sie «ausnahmslos selektiert und kamen ins Gas».¹⁵

Wie diese Elektroschockversuche im Krankenbau des Nebenlagers Monowitz abliefen, beschrieb der damals dorthin kommandierte Häftlingspfleger Ernst Michel. Der Raum sei so gross gewesen, dass jeweils fünf Bahren in ihm aufgestellt werden konnten. Auf dem Fussboden hätten freiliegende Stromleitungen gelegen. In einer Ecke des Zimmers standen nach der Erinnerung des Pflegers regelmässig mehrere SS-Ärzte, unter ihnen Josef Mengele. Insgesamt seien etwa siebenzig bis achtzig Häftlinge zu diesen Experimenten nach Monowitz gebracht worden. Gestorben seien dabei «weniger als die Hälfte».

Ernst Michel beschrieb die Folter, der die Gefangenen ausgesetzt wurden: «Es waren jeweils mindestens fünf, höchstens fünfzehn Häftlingsfrauen, die

jeweils antransportiert wurden. Nachdem wir die Kranken auf ihren Bahren dort abgesetzt hatten, mussten wir helfen, an den kranken Häftlingen Vorrichtungen anzuschließen, die erkennbar mit elektrischem Strom in Verbindung gestanden haben. Diese Vorrichtungen wurden jeweils an beiden Armen und beiden Beinen sowie an den Schläfen angebracht. Wenn wir damit fertig waren, mussten wir Häftlinge den Raum verlassen. Nach etwa einer halben bis dreiviertel Stunde wurden wir wieder hereingerufen und mussten wiederum helfen, die eben beschriebenen Vorrichtungen wieder abzunehmen. Dann hatten wir die Häftlinge wieder herauszutragen in einen vor dem eben erwähnten Raum liegenden anderen Raum.»¹⁶ Die Häftlinge waren nicht mehr wiederzuerkennen. «Es war auffallend, dass die Häftlinge [...] aussahen, als wären sie in einem Krampf. Einige hatten Schaum auf den Lippen. Manche hatten auch ein Tuch im Mund, das wir in diesem Vorraum dann herausnehmen mussten. Ich habe beim Entfernen dieser eben erwähnten Vorrichtungen [der Zeuge meinte damit die elektrischen Kontaktschellen] keine Verbrennungen am Körper der betroffenen Häftlinge wahrnehmen können. Ich habe indes wahrgenommen, dass in mehreren Fällen die Häftlinge [...] tot waren, als diese herausgetragen werden sollten. Als Pfleger im Häftlingskrankenbau Monowitz hatte ich genug Gelegenheit zu erfahren, wie ein Mensch aussieht, wenn er tot ist. Es war ohne alle Frage ganz sicher, dass in diesen Fällen keine Ohnmacht vorlag, sondern dass der Tod eingetreten war.»¹⁷

Einen erheblichen Teil von Mengeles Kapazitäten beanspruchten seine Bemühungen, den Anschluss an die von Himmler nachdrücklich geförderten Sterilisierungsprogramme des Gynäkologen Carl Clauberg und des Luftwaffenarztes Horst Schumann im Stammlager Auschwitz nicht zu verlieren. Dabei liess der fachlich auf diesem Gebiet vollkommen unqualifizierte Mengele keine der denkbaren Möglichkeiten aus – sowohl zur Sterilisierung von Mann und Frau als auch zur Revision derartiger Eingriffe. Er eignete sich Operationstechniken zur Kastration von Frauen an und erprobte sie mit allen blutigen Folgen und lebenslangen Spätschäden für die wenigen Überlebenden. Er erprobte nichtoperative Verfahren der Unfruchtbarmachung an Frauen, belies es also in diesen Versuchen bei Säureinjektionen zur Verät-

zung der Eileiter oder bei Hormongaben, um die Menstruation zu unterdrücken. Röntgenbestrahlungen des Unterleibs in so hohen Dosen, dass es als Nebenfolge zu erheblichen Brand- und Verletzungen bis tief in das Gewebe hinein kam, setzte Mengele bei Frauen wie Männern ein.¹⁸ Die operative Entfernung von Hoden erschien ihm demgegenüber nach einzelnen Versuchen als zu zeitraubend und aufwendig. Experimente mit der «spanischen Fliege»¹⁹ und anderen Aphrodisiaka, um die Libido und die Zeugungskraft der vom Kriegsgeschehen ermatteten deutschen Soldaten während ihrer seltenen Heimaturlaube wiederherzustellen, rundeten seine Studien ab.

Einige Aussagen von Beobachtern und Beteiligten dieser unmenschlichen Experimente lassen die Qualen erahnen, die Mengele den ihm aus gelieferten Häftlingen zufügte. Der damalige Lagerälteste im Krankenbau des Stammlagers, Ludwig Wörl: «Dr. Mengele operierte in engster Zusammenarbeit [mit Clauberg und Schumann] zahlreiche junge, vor allem jüdische Männer, an den Hoden. Zuerst entfernte er diese einseitig, daraufhin auch die [sic] zweite Hode. Nach Abschluss seiner Versuche schickte er seine Versuchsobjekte in die Gaskammer.»²⁰ Die ungarische Schriftstellerin Olga Lengyel: «Nach ihrer Rückkehr in unser Lager erzählten sie mir [eine Gruppe polnischer Nonnen], dass Mengele sie extremen Röntgenbestrahlungen ausgesetzt habe, mit dem Ergebnis, dass sie Verbrennungen ausgesetzt gewesen wären. Die Röntgenstrahlen seien ihnen auf den Unterleib gebracht worden. Sie zeigten mir, dass ihr Bauch ganz aufgedunsen war aufgrund dieser Behandlung.»²¹ Der französische Arzt Milo Horeau: «Mengele verlangte von mir, eine Zigeunerin von ungefähr 25 Jahren in guter Gesundheit einzuschläfern, an der er sich im Kastrieren üben wollte. [...] In meiner Gegenwart hat Mengele die Eierstöcke dieser Frau entfernt. [...] Er hat auch einige Uteri [Gebärmuttern] entfernt.»²²

Der ehemalige Lagerschreiber Dr. Heinrich Dürmayer sagte aus, dass für die Experimente Mengeles und anderer SS-Ärzte «die generellen Anordnungen wie Forschungsgebiet, Zielsetzung etc.» aus Berlin kamen. In der Durchführung dieser Anweisungen sei den jeweils damit befassten SS-Angehöri-

gen aber völlig freie Hand gelassen worden. «Es war gerade ihre Aufgabe, die Methoden zu entwickeln, mit denen die Zielsetzung erreicht werden kann. Diese Forschungsaufträge umfassten die Sterilisation mit dem Ziel, ob eine Wiederfruchtbarmachung nach vorangegangener Sterilisation möglich ist. So erklärt sich, dass bei den Versuchen die verschiedensten Arten der Sterilisation angewendet wurden, wie Entfernung der Eierstöcke, Durchtrennung der Eileiter und Bestrahlung mit Röntgenstrahlen.»

Diese Versuche, vermutete der Lagerschreiber, hätten ihren Ursprung in den Befürchtungen der NS-Führung gehabt, «es könnte tatsächlich nach einer eventuellen Niederlage der Morgenthauplan durchgeführt werden, das heisst Sterilisation der deutschen Frauen. Ausserdem sollte dabei eine einfache Methode der Sterilisation gefunden werden, um ganze Völker durch Sterilisation zum Aussterben zu bringen.»²³

Dass sich SS-Ärzte im Jahr 1944 befehlsgemäss mit den medizinischen Folgen einer deutschen Niederlage auseinandergesetzt haben sollen, ist nicht ohne Weiteres nachvollziehbar. Wahrscheinlicher – und vielfältig belegt – ist dagegen, dass die NS-Machthaber tatsächlich auf der Suche nach einem schnellen, einfachen und billigen medizinischen Verfahren waren, Frauen angeblich minderwertiger Herkunft in den besetzten Ländern massenhaft unfruchtbar zu machen.

Eine so verächtliche Einstellung bestimmte auch das Verhältnis Mengeles zu schwangeren Häftlingsfrauen oder solchen, die gerade entbunden hatten, und zu ihren Babies. Die Häftlingsärztin Dr. Janina Kosciuskowa berichtete darüber: «Kurz nach meiner Ankunft in Birkenau (im Juli 1944) erzählte mir die als Hebamme beschäftigte Häftlingsfrau [...] Leszczynska [...], dass in Birkenau einige Zeit lang die Anordnung von Mengele galt, dass sämtliche schwangeren Frauen vergast werden mussten, was auch tatsächlich einige Zeit lang praktiziert wurde.»²⁴ Später wurde diese Verordnung insoweit geändert, als man den Frauen zu gebären erlaubte – die Kinder wurden anschliessend sofort ertränkt.²⁵ Zum dritten Mal wurde dieser Mordbefehl dahingehend umgewandelt, dass die Kinder nun zwar am Leben gelassen, aber so vernachlässigt wurden, dass die Sterblichkeit unter diesen Säuglingen sehr hoch war; die Säuglinge wurden, ohne jede medizinische Versorgung, mit

den Müttern auf den dreistöckigen Pritschen ohne Wäsche oder Nahrungszuteilung untergebracht.²⁶ Meist starben sie nach wenigen Tagen.

Der polnischen Ärztin ist das Beispiel einer Mutter und ihres Babies besonders im Gedächtnis geblieben: «In Auschwitz war im Stabsgebäude eine Slowakin namens Polak als Bürokräftin beschäftigt. Sie wurde schwanger verhaftet. Als sie erfuhr, dass das Kind nach der Geburt vernichtet wird [...], fand sie sich mit diesem Gedanken ab. Als sie das Kind gebar und es fünf Monate lang dank der Hilfe von anderen weiblichen Häftlingen grosszog, erfuhr Mengele vom Übertreten seiner Anordnung und befahl, das Kind zu vergasen. Die Mutter erklärte – als die SS-Frauen das Kind holen kamen –, dass sie das Kind nicht hergibt und dass man sie mit dem Kind zusammen töten sollte. Daraufhin nahm man die beiden in den Sanitätswagen, in dem auch [das] Gas gebracht wurde, und fuhr sie ins Krematorium, wo die Mutter mit dem Kind ermordet wurde.»²⁷

Befehle, die Mengele erteilte, und Regeln, die er vorgab, mussten unbedingt beachtet werden. Wer dagegen versties, hatte nicht nur mit unkontrollierten Wutausbrüchen des Lagerarztes zu rechnen, sondern mit Folgen, die bis zum Tod des Häftlings reichten – und das hiess im Einzelfall bis zur Tötung durch Mengele selbst. Die ehemalige Pflegerin im Zigeunerlager, Zofia Hauswirt, berichtete, dass im Oktober 1943 im dortigen Block 25 eine Frau ein Kind zur Welt gebracht habe. Beim folgenden Morgenappell habe die Blockälteste, eine slowakische Jüdin mit dem Vornamen Edyta, die Häftlingszahl der Baracke gemeldet und hinzugefügt, dass ein Säugling geboren worden sei, ein hübscher Junge.²⁸ «Mengele wurde wütend und befahl mir sofort, in die Baracke zu gehen und ihm dieses Kind zu holen. Ich brachte ihm das Kind und ging mit dem Kind in den Raum, in dem Mengele und die Blockälteste Edyta standen. Mengele hielt eine Spritze in der Hand [...]. Mit dem Kind im Arm näherte ich mich dem Mengele auf seinen Befehl hin, er hob das Jäckchen und das Hemdchen des Kindes und stach mit der Spritze ins Herz [...]. Das Kind starb in meinen Armen. Wie mir Edyta später sagte, war es eine Phenolspritze.»

Die Frauenärztin Dr. Gisella Perl gab zu Protokoll, dass ihr Mengele als Häftlingsärztin im Juni 1944 befohlen habe, ihm alle schwangeren Frauen

aus dem Lagerabschnitt B II c zu nennen. Sie würden auf einen anderen Block verlegt, kämen in eine saubere Umgebung und erhielten dort bessere Verpflegung. Die Ärztin nannte ihm zwei Frauen, die im neunten Monat schwanger waren. Sie wurden abgeholt, die Ärztin hat sie nie wieder gesehen. Auf ihre entsetzte Frage, was mit den schwangeren Frauen denn geschehe, antwortete ihr die Lagerälteste, dass sie «entweder auf den Forschungsblock, der von Mengele geleitet wurde, gehen würden oder auf Krematorium». ²⁹ Daraufhin erklärte die Häftlingsärztin Mengele gegenüber keine Frau ihres Abschnittes mehr als schwanger. «Ich habe mit meinen eigenen Händen tagsüber und nachts Kinder entbunden, ohne sie der SS zu melden, und ich war andauernd in Todesangst, dass Spitzel [...] meine Tätigkeit Mengele melden könnten. Ich wurde nie verraten. Einmal kam Mengele an mich heran und hat mir böseartig ins Gesicht geschlagen, weil er wissen wollte, wo die schwangeren Frauen waren, und ich sagte, dass ich von keiner wüsste.» ³⁰

Im Oktober 1944 wurde Dr. Gisella Perl in das Frauenlager B 1 a verlegt. Dort befahl ihr Mengele, ihm durch die künstliche Einleitung einer Geburt einen lebenden Embryo zu beschaffen, der «für Forschungszwecke [...] nach Berlin geschickt werden» müsse. Die Aussage der Ärztin: «Ich musste daher eine grosse Anzahl von Abtreibungen ausführen, um Embryos zu bekommen. Eines Nachts habe ich von einem Mädchen einen Embryo abgetrieben, der in sehr gutem Zustand war. Zu diesem Zeitpunkt kam Mengele ins Revier und entdeckte, dass wir in einem Ofen, der für Sterilisationszwecke gebraucht wurde, einige Kartoffeln gekocht haben. Er verfiel in einen Wutanfall, warf mich auf den Boden und hat mir in den Rücken getreten, so dass ich zwei oder drei Monate Blut in meinem Urin hatte. Es ist überraschend, dass ich das überlebt habe. Als ich zögernd und mit letzten Kräften sagte: ‚Herr Obersturmführer, ich habe etwas Wunderbares für Sie‘ und ihm in einem Glas den Embryo übergab, änderte sich der Mann vollständig. Er wurde glücklich und vollständig gefesselt und verliess das Revier ohne irgendwelche Selektionen.» ³¹

Nicht weniger abstossend als diese Aussagen über den unmenschlichen Umgang Mengeles mit schwangeren Häftlingsfrauen lesen sich die Berichte,

die seine Teilnahme an Experimenten schildern, die Augenfarbe von Menschen zu verändern oder sie wegen besonders auffälliger Irisfärbung zu töten, damit ihre Augen herauspräpariert und einschlägig interessierten Kollegen in der Heimat beziehungsweise wissenschaftlichen Sammlungen zugeschickt werden konnten.

Der polnische Häftlingsarzt im Zigeunerlager Birkenau, Rudolf Diem, gab an, dass Mengele sich für die verschiedenartige Irisfärbung bei ein und demselben Menschen interessierte. Er habe Diem den Befehl gegeben, solchen Häftlingen Adrenalin in die Augen zu tropfen. «Mengele rechnete damit, dass die Anwendung solcher Tropfen die Änderung der Irisfärbung bewirkt.» Es sei allerdings weder dieses noch ein anderes Ergebnis eingetreten.³²

Die politische Gefangene Irmgard Jantsch hatte im Mai 1944 im Frauenlager Birkenau B 1 a ein Kind geboren. Als Nichtjüdin durfte sie ihr Baby behalten. Im November wurde der Säugling krank und in den Krankenbau im früheren Zigeunerlager gebracht. Als gegen Jahresende ein Fliegerangriff auf Birkenau erfolgte, lief die Frau in den Krankenblock, um bei ihrem Kind zu sein. «Ich habe mein Kind dort entstellt wiedergefunden. Die Augen waren als solche nicht mehr zu erkennen und sahen wie ein roter Klumpen aus. Ich [...] hielt [Mengele] das Kind hin und sagte, was haben Sie mit meinem Kind gemacht. Mengele hat mich sehr höhnisch angesehen und sagte dem Sinne nach: ‚Was ist schon dabei, wenn man aus einem blauen ein schwarzes Auge macht/»³³ Das Kind starb wenige Tage nach der Befreiung des Lagers.

Alle diese pseudomedizinischen Versuche hatten kein anderes Ergebnis als unsägliche Qualen für die Kinder, wenn nicht deren Tod. Die Anthropologin Martina Puzyna sagte aus, Mengele habe ihr in der zweiten Jahreshälfte 1944 eine Holzkiste mit herauspräparierten Augen übergeben, die sie in seinem Auftrag am nächsten Tag zur Lagerpost bringen sollte.³⁴

Der Abteilungsleiter an Verschuers Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut, Professor Hans Nachtsheim, bestätigte 1961 den Empfang dieser Sendung damals: «Ich muss gestehen, dass es für mich der grösste Schock war, den ich in der ganzen Nazizeit erlebt habe, als Mengele eines Tages die Augen einer

im Konzentrationslager Auschwitz untergebrachten Zigeunerfamilie sandte. Die Familie hatte Heterochromie der Iris, und eine Mitarbeiterin des Instituts, die über Heterochromie arbeitete, hatte vorher Interesse an diesen Augen gezeigt.»³⁵

Aber Mengele schickte nicht nur Augen nach Berlin. Die Wunschliste von dort war weit umfangreicher. Dass Blutproben von Zwillingen für Otmar von Verschuer dazugehörten, haben wir bereits im vorhergehenden Kapitel erfahren. Mengeles Chefpräparator, der ungarische Pathologe Dr. Miklos Nyzsli, sagte aus, dass die Skelette missgestalteter Menschen dort ebenfalls willkommen waren: «Wir nahmen an ihnen Vermessungen vor, dann tötete sie Oberscharführer Muszfeld [richtig: Mussfeldt] mit dem Kleinkaliber [...] durch Genickschuss. Danach erhielten wir Befehl, die Leichen zu sezieren und ein sehr genaues Protokoll über die Sektion herzustellen. Sodann ätzten wir die Leichen der anormalen Personen mit Chlorkalk und stellten die sauberen Knochen in Pakete zusammen und schickten diese dem anthropologischen Institut in Berlin-Dahlem.»³⁶

Dort wartete die Erbbiologische Centralsammlung auf die ungewöhnlichsten Auschwitz-Exponate, auf «Früchte und Neugeborene» von eineiigen und zweieiigen Zwillingen, auf die inneren «Organe kindlicher und Erwachsener», auf «Doppelmissbildungen aller Art», auf «Früchte, Neugeborene und Organe aus Sippen mit bestimmten erbpathologischen Anlagen» sowie auf «Früchte, Neugeborene und Organe» aus «den Rassen des deutschen Volkes, aus anderen Völkern Europas [und von] Juden».

Was anderswo mühsam theoretisch entwickelt oder im nur schwer übertragbaren Tier-, beziehungsweise riskanten Selbstversuch hätte gewagt werden müssen, das konnte Mengele in Auschwitz dilettierend und unter unbegrenztem Verschleiss von Menschen in endloser Folge ausprobieren. Da er als Anthropologe und Erbforscher lediglich während seiner kurzen Zeit als Medizinalassistent 1936 an der Leipziger Universitätsklinik sehr begrenzte Erfahrungen in Fächern ausserhalb der theoretischen Medizin sammeln konnte, nutzte er jetzt dazu jede Gelegenheit. Ein französischer Häftling und Chirurg, Dr. Levy aus Strassburg, musste ihm als Anleiter und Assistent zur

Verfügung stehen. Hodenausschälungen, Eileiterdurchtrennungen und Eierstockresektionen waren seine ersten Schnittversuche. Dann wagte Mengele sich weiter vor, grosse Operationen kamen aufs Programm: Gebärmutterentnahme durch die Bauchdecke oder auch Magenöffnungen und Teilresektionen bei Geschwüren. Viele Patienten überstanden diese Eingriffe nicht, sie starben auf dem OP-Tisch. Aber auch die anderen waren nicht glücklicher dran. «Alle Kranken ohne Ausnahme haben ihr Leben in der Gaskammer beendet.»³⁷

Der polnische Überlebende Jakov Freimark beobachtete, wie Mengele im Sommer 1944 im Krankenbau des Birkenauer Frauenlagers B 1 a einem Häftling die Milz entfernte. Durch die Tür «konnte ich sehen, wie Mengele an einem Tisch, der mitten in der Leichenhalle stand, experimentierte. Auf dem Tisch lag ein Häftling – kräftig, Anfang der dreissiger Jahre. Dieser Häftling hatte einen Bluterguss in der linken Seite; der SDG [Sanitätsdienstgrad] Klehr gab diesem Häftling eine Spritze, worauf dieser sofort tot oder bewusstlos war, denn während der Häftling vor der Spritze röchelte und stöhnte, warf er bei Verabreichung der Spritze den Kopf zur Seite und war plötzlich ruhig. Mengele öffnete die Seite und operierte ein Organ heraus; ich hörte später von meinem Kameraden, dass er die Milz entfernt hätte. Nach diesem Eingriff musste mein Freund die Leiche zu den anderen Toten werfen.»³⁸

Der ungarische Jude Jenö Fried überlebte eine Knochenmarkstransplantation durch Mengele. Im Oktober 1944 war der Häftling in den Krankenbau gebracht worden. Bei einer flüchtigen Visite entschied Mengele, ihn für diese Operation auszuwählen. «Der Pfleger fesselte mich auf einen Tisch. Dann trat Mengele und der andere im weissen Mantel an mich heran, und sie schnitten an mehreren Stellen meinen völlig gesunden rechten Unterschenkel auf. Mit einem Meissel oder einem ähnlichen Gerät schlugen sie Teile aus meinem Unterschenkelknochen heraus und zogen durch meinen Unterschenkel ein Rohr. Dieser Eingriff erfolgte ohne Anästhesie. Ich litt unter unaussprechlichen Schmerzen und fiel mehrmals in Ohnmacht. Der Pfleger drückte eine Decke auf meinen Kopf, um meine Schreie zu ersticken. Nach der Operation verband Mengele und sein Genosse meine Wunde mit Verbandstoff, doch liessen sie das Rohr in meinem Bein.»³⁹

Anderthalb Monate lang wurde Fried alle drei bis vier Tage in den Operationsraum zurückgebracht: «Mengele und sein Genosse nahmen jedes Mal den Verband ab und nahmen äusserst schmerzhaft Eingriffe an meinem Unterschenkel vor. Ich – da ich an den Tisch gefesselt war und auch meistens mein Kopf mit einer Decke verdeckt war – konnte nur sehen, dass sie mit einer Arztspritze etwas aus meinem geöffneten Unterschenkel aufzogen. Der Pfleger sagte mir einmal, dass [...] aus meinem Unterschenkelknochen von Mengele und seinem Genossen Knochenmark entnommen werde.»

Besonders wichtig für die Wehrmacht war wegen der häufig auftretenden Fleckfiberepidemien in Russland und der Malariaerkrankungen auf dem Balkan die Entwicklung von wirksamen Impfstoffen gegen diese Krankheiten. Die grossen pharmazeutischen Unternehmen, vor allem die Behring-Werke, Hoechst und Bayer, schickten erhebliche Mengen ihrer jeweils neu entwickelten Präparate zur Erprobung in die Konzentrationslager. Mengele, der keine Beziehungen zu diesen Firmen hatte, war an solchen Versuchen offenbar nur am Rande beteiligt. Immerhin schilderte der polnische Arzt Stanislaw Czelny, der als Pfleger im Zigeunerlager eingesetzt war, wie er von Mengele als Versuchsobjekt missbraucht wurde und nur wegen seiner guten körperlichen Verfassung diese Testreihe überlebt hat. Zunächst verursachte Mengele eine künstliche Fleckfieberinfektion: «Eines Tages im Juni 1943 rief mich Dr. Mengele zu sich in sein Arbeitszimmer. [...] Mengele nahm mir damals Blut und Urin ab und verabreichte mir danach in die linke Gesässhälfte eine Spritze. In der Spritze sah ich damals eine Flüssigkeit roter Farbe, die an Blut erinnerte; danach schickte er mich auf den Block der Typhuskranken. Wie ich später erfuhr, erhielt ich damals von Dr. Mengele eine Spritze mit dem Blut eines Menschen, der von Fleckfieber befallen war.»⁴⁰ Der Häftling bekam hohes Fieber, Kopfschmerzen, baute körperlich stark ab und verlor häufiger das Bewusstsein. «Dr. Mengele kam häufig auf diesen Block, prüfte meine Fieberkurve, gab mir kleine weisse Pillen mit bitterem Geschmack und eine Flüssigkeit zu trinken. Ich weiss nicht, was das für Pillen und was für Flüssigkeit das waren. Nach der Einnahme dieser Pillen fühlte ich mich immer schlechter. Diese Pillen und die Flüssigkeit verabreichte mir Dr. Mengele persönlich. Ich war damals circa zwei Monate fleckfieberkrank.»

Das Fieber des Patienten stieg auf bis zu vierzig Grad. Mithäftlinge, die gleichfalls von Mengele infiziert worden waren, sprachen entweder auf die Medikamente an oder starben an dieser meist tödlich verlaufenden Krankheit – oder erlebten wie Dr. Stanislaw Czelný einen etwas mildereren Verlauf, weil sie infolge einer früheren Erkrankung bereits Abwehrstoffe gebildet hatten.

Ausdrücklich solche Häftlinge, die eine Malariaerkrankung bereits einmal überstanden hatten, suchte Mengele eines Tages im Krankenbau des Stammlagers. Er benötigte deren Blut zur Herstellung eines Impfstoffes. Das heimtückische Verfahren schilderte der frühere Leichenträger im Krankenbau, der Warschauer Jude Jakov Balabau: «Ich erinnere mich, dass Dr. Mengele einmal in den Block kam und angeordnet hat, dass sich alle melden und auf eine Liste aufgenommen werden, die mal die Krankheit Malaria gehabt haben. Es haben sich 48 solcher Leute gemeldet. Nach einigen Tagen ist ein Feldscher von der Gestapo gekommen. Die Leute, die einmal Malaria hatten, wurden vor der Tür in einer Reihe aufgestellt und gingen einzeln in das Zimmer herein. In dem Zimmer bekam jeder eine Spritze, und nach solcher Spritze ist jeder von diesen Leuten sofort gestorben.»

Den noch warmen Körpern wurde das Blut entnommen, regelrecht abgezapft. Anschliessend musste der Leichenträger die menschlichen Kadaver durch eine andere Tür aus dem Raum entfernen und zu einem Massengrab ausserhalb der inneren Lagerumzäunung tragen. Der Sanitätsdienstgrad, berichtete Balabau, habe ihm erzählt, er folge einem Befehl von Mengele. Alles sei so eingerichtet und getarnt gewesen, dass «der hineingehende Jude weder gesehen noch gewusst hat, dass ich Leichen heraustrage und dass er in den Tod geht.»⁴¹

Die Blut- und Urinuntersuchungen der Auschwitz-Häftlinge, die von Mengele für seine Versuche und Experimente ausgewählt worden waren, wurden meist im SS-Hygiene-Institut in Rajsko durchgeführt. Dort arbeitete Mengeles Kollege Hans Münch. Die Bakterienkulturen, die für eine Vielzahl von Analysen gebraucht wurden, wuchsen, wie man in Rajsko festgestellt hatte, am reinsten auf hauchdünnen Scheiben fettfreien Muskelfleisches. Auf welche Weise die Bakteriologen nach Absprache mit einem Lagerarzt an dieses

Muskelfleisch herankamen, beschrieb der SS-Kommandoführer Erich Mussfeldt: «Im Juli 1944 war ich Augenzeuge, als [der SS-Kommandoführer Otto] Moll im vierten Krematorium etwa zwanzig Juden erschoss. Sie liefen unbedeutend aus der Tür des Krematoriums. Moll stand draussen neben der Tür, schoss und tötete sie an Ort und Stelle. Mich erstaunte das, und ich fragte den Kapo, was los sei. Dieser Kapo und später auch ein SS-Aufseher erklärten mir, dass Körperteile der erschossenen Opfer für Bakterien im Hygienischen Institut in Rajsko entnommen würden. In dem Gelände, in dem das Massaker stattfand, befand sich mit einem Kraftfahrzeug der SDG [Sanitätsdienstgrad] Zabel mit einem Häftlingsarzt. Dieser Häftlingsarzt schnitt aus den Oberschenkeln der Leichen, nachdem er zuvor die Stellen, die er entnehmen wollte, enthäutet hatte, Muskelteile heraus. Das Menschenfleisch wurde in Eimer gepackt, und dann fuhr Zabel mit dem Häftlingsarzt nach Rajsko zurück. Der SS-Mann und der Kapo erklärten mir auf Befragen, dass sich solche Szenen öfter abspielten, dass das entnommene Menschenfleisch für die Ernährung von Bakterien im Hygienischen Institut in Rajsko verwendet würde.»⁴²

Es gab ganz offenkundig keine Grenze, die Moral oder Berufsethik den Auschwitz-Ärzten gezogen hätte. Sie agierten in einem für sie wie für alle Teilnehmer des deutschen Vernichtungskrieges im Osten eigens geschaffenen rechtsfreien Raum.⁴³ Natürlich verstießen sie gegen Gesetze. Mord oder die billigende Inkaufnahme des Todes eines Menschen im Rahmen medizinischer Versuche waren auch damals strafbar. Doch Sanktionen hatten die SS-Ärzte nicht zu befürchten.

Hans Münch berichtete von Gesprächen, die er mit Mengele über dessen Menschenversuche in Auschwitz geführt haben will. Einmal habe ihm Mengele mitgeteilt, dass die jüdische Rasse zur Vernichtung bestimmt sei, sofern die arische überleben wolle. Dieser Endkampf sei jetzt angebrochen. Da also auf die Juden in Auschwitz ohnehin der Tod warte, könne er sie vorher auch für seine Versuche einsetzen, ohne sich besondere Vorwürfe deswegen machen zu müssen. Im Gegenteil, so erfüllten sie der Menschheit noch einen letzten Dienst.⁴⁴

Der Abgrund

Das «System Auschwitz» – dies war entmenslichte Vernichtung entmenschlichter Opfer. Es war nicht nur der Mord in grosser Zahl als vervielfachte Einzeltat. Die Tötung sollte fabrikmässig und auch in ihrem Ablauf technisch erfolgen, standardisiert und möglichst ohne Gefühlsbeteiligung bei den dafür Verantwortlichen und den daran Mitwirkenden, also nicht von SS-Leuten durch eigene Hand erledigt werden. Und auch nicht aus eigenem Entschluss. Jeder in ein Konzentrationslager abkommandierte SS-Mann hatte diese Erklärung zu unterschreiben: «Über Leben und Tod eines Staatsfeindes entscheidet der Führer. Kein Nationalsozialist ist daher berechtigt, Hand an einen Staatsfeind zu legen. Bestraft wird jeder Häftling nur durch den Kommandanten.»

Doch dieses Gewaltmonopol, das Hitler und – von ihm abgeleitet – die KZ-Kommandanten in Anspruch nahmen, bestand nur der Form halber. Tatsächlich wurde in den Lagern tagtäglich geschlagen, gefoltert und gemordet, nicht nur industriell und in grossem Massstab in den Genickschussanlagen und Gaskammern, sondern überall, auf den Lagerstrassen, in den Häftlingsbaracken, in den Werkstätten, in den Krankenbauten.

Es gab die von allen bekannten Unternehmen der deutschen Wirtschaft eingerichteten KZ-Betriebe der Rüstungsindustrie, in denen sich Gefangene als Sklaven zu Tode arbeiteten. Das hiess «Vernichtung durch Arbeit». Es gab die von der SS-Führung in Berlin genehmigten pseudomedizinischen Versuche der SS-Ärzte an Menschen. Das hiess «verbrauchende Forschung». Und es gab auch den Mord als einzelne Tat, den aus der Tiefe aufsteigenden, ungezügelt, nicht mehr steuerbaren Ausbruch von Gewalt, der von der Rechtsprechung in den Gerichtsverfahren der Nachkriegsjahrzehnte immer wieder als «Exzesstat» abgehandelt wurde und damit unterschieden sein sollte von der gewollten, geplanten und kalten Blutes vollzogenen «Sonderbehandlung» einiger Millionen Menschen durch die Einsatzkommandos im Osten und in den Vernichtungslagern.

Dennoch tragen diese Exzesstaten zum Verständnis der Akteure innerhalb dieses Systems Auschwitz häufig mehr bei als der gewöhnliche Massenmord in den Gaskammern oder durch die Erschiessungskommandos. Sie sind Ausdruck und explosive Entladung der allmählich zunehmenden und letztlich unbeherrschbaren Spannung, unter der auch die Täter standen. Sie zeigen, dass es nicht Maschinen waren, die mordeten, sondern Menschen, die durch ein Zusammenwirken der Umstände, in denen sie damals lebten, mit einer Persönlichkeits- und Charakterstruktur, die dafür empfänglich war, ausser sich gerieten.

Diese in ihrer Masslosigkeit, in ihrer Ziellosigkeit, in ihrer Grausamkeit häufig unbegreiflichen Taten lassen die Täter des Systems Auschwitz wieder als Menschen erkennbar werden – so paradox dies zunächst scheinen mag. Denn es waren ja keine Monster und Geisteskranken, die in den Vernichtungslagern – nur während der Dienststunden – das Böse in sich freisetzten, sondern es waren vielleicht autoritär fixierte, aber doch sonst durch und durch angepasste, meist unauffällige Menschen, die nach täglichem Dienstschluss und vor allem nach dem Krieg in die gleiche Unauffälligkeit zurückglitten, aus der sie vorher aufgestiegen waren.

Das gilt weithin auch für Josef Mengele, den Häftlinge als eher zurückhaltenden Menschen beschrieben haben, der Wert auf Distanz legte, keine Nähe suchte, weder zu ihnen – natürlich nicht – noch zu den anderen SS-Ärzten. Gefühle zu zeigen war ihm allem Anschein nach fremd. Nur dann, wenn Anweisungen verletzt wurden, die er gegeben hatte, muss er jede Selbstkontrolle verloren haben und völlig unberechenbar geworden sein. Die Jüdin Leja Spiro meldete bereits im März 1947 der Rechtsabteilung beim Jüdischen Komitee in Heidenheim/Brenz: «Ich war als Jüdin im Konzentrationslager Auschwitz, vom Jahre 1943 (August) bis Jaenner 1945. Dr. Mengele hat viele Transporte von Juden direkt in die Gaskammern geleitet, und ausserdem führte er fast jede Woche unter den Häftlingen Selektionen durch, während welcher er über Tod und Leben der Häftlinge entschloss [sic] und einen grossen Teil von ihnen mit der Bewegung eines Fingers zum Tode in den Gaskammern verurteilte. Ich selbst habe gesehen, wie im Jahre 1943 Dr. Mengele eigenhändig ein sechzehnjähriges Mädchen erschossen hat, das

sich vor dem Tode in der Gaskammer retten wollte und auf ein Hausdach flüchtete.»¹

Der Lagerarzt, so beschrieb ihn der Überlebende Jakov Balabau, machte eigentlich «den Eindruck eines ruhigen wohlgeordneten Menschen». Aber menschliches Mitgefühl, ja schon die Bereitschaft, sein Gegenüber als Menschen wahrzunehmen, wenn es sich bei ihm um einen Lagerhäftling gehandelt hat, scheinen Mengele je später umso mehr abhanden gekommen zu sein. «Im Revier war ein jüdischer Junge, der eine eitrige Entzündung am Bein hatte. Dr. Mengele kam aufs Revier und hat ihm dieses Bein amputiert. Nachdem das Bein amputiert worden [war] und die Wunde verbunden [...], hat Dr. Mengele diesem Juden dessen Bein ausgehändigt und ihm gesagt, er gehe in ein besseres Krankenhaus. Dabei ordnete er an, diesen aufs Auto zu laden, und schickte ihn ins Krematorium.»²

Im Winter, erinnerte sich Balabau, wobei er das Jahr nicht angab, habe Mengele häufiger befohlen, dass sich die Juden vor dem Weg ins Krematorium ausziehen sollten. Dann wurden sie auf offenen Lastwagen zur Gaskammer gebracht. Eines Tages hätten Männer vor Kälte laut aufgeschrien, und einer habe gebrüllt, auch die Deutschen würden einmal auf diese Weise abtransportiert werden. Daraufhin sei Mengele erregt auf die Ladefläche des Lastwagens gestiegen und habe mit seiner Pistole zwei Juden voller Wut niedergeschossen.³ Der Warschauer Jude Balabau war auch als Leichenträger eingeteilt worden. Als er gelegentlich Leichen im Lager zusammentrug, die mit einem Lastwagen zum Krematorium gefahren werden sollten, sei Mengele auf ihn zugekommen und habe angeordnet, einen noch lebenden Juden an die Leichen zu binden und zur Verbrennung mitzunehmen. Balabau gehorchte diesem Befehl widerspruchslos. Was wäre ihm auch anderes übriggeblieben?⁴

Gegen den Jahreswechsel 1944/45, erinnerte sich die Überlebende Dlyna Mlynek, habe Mengele eines Nachts bei tiefem Frost ihre Baracke zur Entlausung räumen lassen: «Wir hatten uns dann auf der Lagerstrasse aufzustellen, und ich weiss noch ganz genau, wie Mengele damals sagte: Jetzt wollen wir mal sehen, ob die Läuse stärker sind als die Juden.’ Hierbei spielte er

offensichtlich auf die Widerstandskraft gegen die damals herrschende Kälte an. Wir mussten [...] stundenlang auf der Strasse stehenbleiben bis zum Morgengrauen. Als es hell wurde, lag eine ganze Reihe von Häftlingsfrauen tot auf der Strasse. Mengele kümmerte sich nicht darum. [...] Ich kann heute nicht mehr angeben, wieviel tote Frauen es waren, die man am Morgen sehen konnte. Jedenfalls waren es bestimmt über zehn.»⁵

Auch an den höchsten jüdischen Feiertagen verzichtete Mengele nicht auf Selektionen im Lager. Möglicherweise hat es ihn besonders gereizt, diese religiösen Erinnerungstage der jüdischen Geschichte zu Todesfesten werden zu lassen. Am 18. September 1944, dem «Rosch Haschana»-Tag, schickte er, so die Aussage des ungarischen Juden Imre Hercz, 400 alte, junge oder schwache Häftlinge durch eine Bewegung seiner beiden Daumen nach rechts und links ins Gas. Am ‚Jom Kippur«-Fest, dem 26. September, habe Mengele ebenfalls einige hundert Opfer ausgesucht, die in zwei Baracken eingesperrt drei Tage lang nichts zu essen bekamen, bis sie endlich umgebracht wurden.⁶

Am selben Tag erschien Mengele in einer Baracke des mittlerweile aufgelösten Zigeunerlagers B II e. Der damals 13 Jahre alte Zwi Klein sagte über das aus, was dann geschah: «Es wurde ein Brett aufgestellt, und jeder, der dieses Brett erreichen konnte, durfte im Block bleiben, während wir anderen, die wir das Brett nicht erreichen konnten, in einen gesonderten Block verbracht wurden, in dem bereits Muselmänner gesammelt waren. Dort verblieben wir ein bis zwei Tage. Dann wurden die Muselmänner auf Kipplastautos verladen, und wir – ausgesonderte Zwillingskinder – mussten singend vor den Kipplastautos mit den Muselmännern zum Krematorium ausziehen. Am Ausgang des B-Lagers verhandelte unser Blockältester mit der SS-Bewachung. Ob der Blockälteste zu unseren Gunsten etwas durchgesetzt hatte, weiss ich nicht, jedenfalls kam nach einiger Zeit ein SS-Melder auf [einem] Rad, und wir Zwillingskinder brauchten nicht zum Krematorium weiterzugehen. Die LKW mit den Muselmännern fuhr[en] weiter nach dem Krematorium.»⁷

Gleichfalls im Sommer 1944 forderte Mengele das Häftlingsorchester zu einem Konzert vor dem Krankenbau des Frauenlagers B I a an. «Viele Häft-

linge», sagte die Überlebende Zofia Palinska aus, «sind heraus gegangen, um die Musik zu hören.»⁸ Plötzlich wurden die Menschen von SS-Leuten umzingelt und in die Gaskammern gebracht. «Bei dieser Gelegenheit habe ich gehört, wie Dr. Mengele sagte, dass Personen, die zum Konzert herausgingen, keine Kranken, sondern Faulenzer seien, die sich im Krankenbau nur verbergen wollen.»

Der Pfleger Erwin Chroszcz kam Anfang Juni 1943 mit Mengele ins Zigeunerlager B II e. Er kannte ihn gut, denn er begegnete dem Lagerarzt täglich bei dessen Rundgängen. Dass er ihn bei zwei Vorfällen, die dem Häftling unauslöschlich in Erinnerung geblieben sind, mit einem anderen SS-Arzt verwechselt haben könnte, ist daher auszuschliessen. «An einem Sonntag führte Dr. Mengele in sein Arbeitszimmer auf dem Block 28 einen kleinen, ungefähr drei bis vier Jahre alten Jungen. Durch Löcher in dem angestrichenen Fenster sah ich zusammen mit zwei anderen Häftlingen [...], wie Dr. Mengele dem Jungen Blut aus der Nase und aus dem Ohr entnahm. Danach führte er verschiedene Handlungen durch, schliesslich schnitt er den Jungen mit einem Messer in Stücke, und diese Stücke seines Körpers verpackte er in Papier und befahl, den zerschnittenen Körper des Jungen an der Stelle wegzuworfen, an der [sic] die Leichen gelegt wurden. Der Junge schrie sehr während des Eingriffs, wurde aber nach einer kurzen Zeit plötzlich still.»⁹ Mengele hatte offenbar den arbeitsfreien Sonntag genutzt, um sich an der Vivisektion eines Kleinkindes zu versuchen, also bei einer Obduktion – wie es in der Fachsprache der Medizin heisst – «lebendfrisches Material» sicherzustellen.

Die zweite Beobachtung von Erwin Chroszcz: «Am Tage der Liquidierung des Zigeunerlagers kam ein kleines, circa vierjähriges Mädchen zu Dr. Mengele angelaufen und nannte ihn ‚Onkel Doktor‘. Da das Kind von Dr. Mengele nicht fortgehen wollte, befahl Mengele mit einem Kopfnicken dem deutschen Kapo aus dem Krematorium, das Kind fortzunehmen. Dieser Kapo nahm das Kind am Bein und schlug mit dem Kopf des Kindes gegen die Räder des Lastwagens. Infolge dieses Schlags wurde der Kopf dieses kleinen Mädchens vollkommen zerschlagen. Dr. Mengele schaute dem zu und stand die ganze Zeit neben dem Wagen.»¹⁰

Nach der Invasion der Amerikaner und Briten in Nordfrankreich im Juni 1944 und nach den Durchbruchsiegen der Sowjets muss Mengele klar geworden sein, dass der Krieg für die Deutschen verloren war und seine Zeit in Auschwitz zu Ende ging. Sein Verhalten gegenüber den Häftlingen wurde seit diesem Zeitpunkt noch unbeherrschter und gewalttätiger als zuvor. Jetzt mordete er auch von eigener Hand – und dies, wie die Fülle der Zeugenaussagen belegt, geschäftsmässig beinahe, routiniert, ohne irgendein Aufheben davon zu machen. Die Überlebende Alina Szeminska sagte aus: «Im Juli 1944 [...] trat Dr. Mengele aus dem Raum des sogenannten Laboratoriums heraus und führte zwei schöne Jungen, ungarische Zwillinge, an der Hand. Er ging mit den Kindern und unterhielt sich lustig mit ihnen, was man genau von seinem Gesicht und von den Gesichtern der Kinder ablesen konnte. Die Kinder waren etwa sechs bis sieben Jahre alt. Plötzlich liess Mengele die Hände der Kinder frei und deutete ihnen mit einer Geste [an], dass sie vor ihm zu gehen haben. Als die Kinder sich vor ihm nach vorne schoben, zog er seine Pistole und schoss den beiden in die Hinterköpfe.»¹¹ Nach einer Weile habe ein SS-Mann die zwei Leichname abgeholt. Die Anthropologin Puzyna erzählte der Zeugin später, dass Mengele die Sektion der beiden getöteten Zwillingenjungen selbst durchgeführt habe. Russische Frauen aus dem Krankenrevier des Birkenauer Lagerabschnitts B 1 a hätten ihr ausserdem berichtet, so die ehemalige Dolmetscherin, dass Mengele einer Russin unmittelbar nach der Geburt ihres Kindes den Säugling abgenommen habe, «indem er es am Kopf hielt» und «auf einen Stoss von Leichen [warf], die vor der Baracke gelegen sind».¹²

Lilli Majerczyk, die während ihrer Häftlingszeit in Auschwitz zu Schreibarbeiten in der Politischen Abteilung der Kommandantur herangezogen wurde und daher ausserordentlich gut über die internen Abläufe im Lager informiert war, beschrieb Mengele als «eine stattliche Erscheinung». Er habe «einen ausgesprochen kultivierten Eindruck» gemacht. Gleichwohl gab es neben diesem Lagerarzt Dr. Jekyll-Mengele den von Furien gehezten Josef Hyde. «Über die Behandlung schwangerer Häftlingsfrauen im Konzentrationslager lag ein Befehl vor, wonach diese Frauen zur Vernichtung gebracht werden mussten. Dieser Befehl war als Geheimbefehl vom Reichssicher-

heitshauptamt gekommen. Diese Befehle waren mir zugänglich und bekannt. Ich kann mit Sicherheit sagen, dass mir kein Befehl des Reichssicherheitshauptamtes bekannt geworden ist, wonach neugeborene Kinder im Konzentrationslager sofort getötet werden sollten. Wenn dies geschehen ist, dann lediglich auf die Verantwortung des betreffenden SS-Angehörigen, der diese Tötung angeordnet oder durchgeführt hat. In diesem Zusammenhang ist mir der Fall der Frau Sussmann aus Wien damals im Lager bekannt geworden. Dort hatte Frau Sussmann entbunden, und wie mir damals bekannt wurde, war es Mengele, der das neugeborene Kind, es war ein Junge, eigenhändig in das Feuer geworfen hat.»¹³

Der Überlebende Jakov Freimark gab an, er habe im Mai 1944 mit einem Häftlingskommando das Gepäck und die Toten aus einem Gefangenentransport herauszuholen gehabt, der aus Ruthenien kommend in Auschwitz eintraf: «Wir öffneten – unter Aufsicht der SS-Angehörigen – den Waggon, an dem ‚Proviand‘ angeschrieben gewesen war. Es war bei Nacht. Wir hörten [...] Röcheln. Wir bemerkten dann eine Frau – am Boden des Waggons liegend –, zwischen ihren Füßen lag ein soeben geborenes Kind. [...] Mengele beleuchtete die Frau mit seiner Taschenlampe, wechselte einige Worte mit den Offizieren, dann riss er energisch den Säugling vom Schoß der Mutter, die Frau schrie auf, ein starker Blutstrom quoll aus ihrem Leibe. Wir mussten die Frau zu den heraus geholten Leichen neben dem Geleise legen und den Waggon vom Blute reinwaschen.»¹⁴

In den Wochen der Besetzung Ungarns durch die Wehrmacht, was die Vernichtung der ungarischen Juden als letzter Volksgruppe der europäischen Judentheit während des Zweiten Weltkrieges bedeutete, trafen Eisenbahnzüge in endloser Folge bei Tag und Nacht in Auschwitz ein. Aus einem Waggon stieg eines Tages, so der Bericht von Jakov Freimark, eine junge Frau mit ihrem anscheinend sehr geschwächten Säugling.¹⁵ Ein Häftling des Sonderkommandos nahm der Frau das Baby ab und legte es zu den Nichtgehfähigen, während die Frau in die Reihe jener kam, die Mengele für das Lager ausgesondert hatte. Plötzlich schrie die Frau: «Wo ist mein Kind?» Mengele nahm die Frau zur Seite, fand durch Nachfragen den Säugling, der inzwi-

schen kein Lebenszeichen mehr zeigte, setzte die Mutter neben das Kind und sagte höflich: «Ja, die Mutti muss [bei] dem Kinde bleiben.» Sie wurde mit den Kranken zur Gaskammer gefahren.

Im Juli oder August 1944, genauer konnte sich der Überlebende Efraim Stiebelmann nicht mehr entsinnen, traf in Birkenau ein Transport aus Lodz ein. Mengele wies bei der Selektion auf der Rampe, zum ungezählten Mal, die Menschen mit seinem lässigen Handzeichen in den Tod: «Plötzlich versuchte Mengele eine Mutter von ihrem etwa 13 Jahre alten Kind, einem Mädchen, zu trennen, indem er der Mutter befahl, nach links sich zu begeben, während das Kind sich nach rechts begeben sollte. Die Mutter weigerte sich, sich von ihrer Tochter zu trennen[;] daraufhin befahl Mengele einem Posten, die beiden gewaltsam zu trennen. Die Mutter griff zu unserem Entsetzen den Posten an und zerkratzte ihm das Gesicht. Nunmehr zog Mengele seine Pistole und erschoss auf der Stelle Mutter und Tochter. Mengele war so wütend, dass er auch die bereits für das Leben abgesonderten Häftlinge wieder zu den anderen zurücktreten liess, und der ganze Transport von mehreren hundert Menschen wurde in das Krematorium II zur Vernichtung weggeführt.»¹⁶

Es gab für Mengele offenbar kein Halten mehr. Adolf Lindenbaum berichtete, dass er Mengele und den SS-Mann Kaduk eines Tages im Block elf des Stammlagers neben zwei tot auf dem Boden liegenden Männern antraf: «Sie waren nackt, und für mich bestand nicht der geringste Zweifel, dass Mengele diese beiden durch Spritzen getötet hatte. Dazu kam, dass Mengele, der sich mit Kaduk unterhielt, nicht den geringsten Hehl aus seiner Tat machte[;] lachend sagte er, den einen getöteten Häftling brauche er zum Entgräten und der andere gäbe ein Geschenk. Wir erhielten den Befehl, die beiden getöteten Häftlinge in einem Sanka-Wagen zu verladen[;] bei dieser Gelegenheit sah ich, dass [es] sich bei dem einen Getöteten um einen verwachsenen Menschen handelte, während der andere mir durch eine Tätowierung auf der Brust auffiel.»¹⁷ Der verwachsene Mann sollte nach der Erinnerung des ehemaligen Leichenträgers «entgrätet», also skelettiert werden, womöglich für irgendeine anatomische Sammlung, während die Haut des anderen mit der Tätowierung, präpariert und vorsichtig gegerbt, als schauerliches Präsent gedacht war.

Mengele führte sich im Lager auf, als habe er den Verstand verloren. Oder als wüsste er, sich für sein Verhalten niemals verantworten zu müssen – oder als wäre ihm dies alles völlig gleichgültig. Lindenbaum beschrieb eine weitere Mordtat Mengeles aus dem Frühsommer 1944, die den Schluss zulässt, dass der Lagerarzt zumindest zeitweise jede Selbstkontrolle eingebüsst hatte.¹⁸ Der Häftling sollte für das Lager Monowitz III aus der Gärtnerei in Rajsko Pflanzen holen. Dort hörte er, wie der nur wenige Meter von ihm entfernte Mengele einen anderen Häftling, der ihm in den Weg gelaufen war, anschrie: «Du verdammter Jude, kannst du nicht sehen!» Dann habe Mengele seine Pistole gezogen und den Häftling niedergeschossen. Mit seiner Fusspitze habe er den Kopf des zusammengebrochenen Mannes zur Seite gestossen und «gab ihm noch einen Gnadenschuss».

Mengele verfiel einem Rausch ungezügelter Brutalität. Die Aussage der polnischen Jüdin Feiga Horowitz mag unglaublich, selbst für Auschwitz unvorstellbar klingen, wird aber durch weitere Zeugen bestätigt: «Am Morgen betrat [...] Mengele die Baracke und schrie: Jetzt mache ich euch fertig/ Immer drei Frauen mussten zu ihm kommen. Nach dem Aussehen der einzelnen Frauen traf er seine Entscheidungen, wer für die Gaskammer bzw. zu Experimenten bestimmt war. Bei der Untersuchung musste sich jede der Frauen bücken, und der Beschuldigte führte den Frauen ein Instrumentenrohr in das [sic] After ein. Die Einführung erfolgte derart brutal, dass alle Frauen bluteten. Mengele lachte dabei und machte sich hierüber lustig. Schwangere Frauen mussten sich auf den Rücken legen, und der Beschuldigte trat mit den Stiefeln so lange auf den Bauch, bis der Abgang eintrat. Viele der schwangeren Frauen wurden in die Gaskammer abgeführt. Mir [sic] und meiner [sic] Schwester sowie auch anderen [sic] Frauen, die beleibt waren, knetete er brutal und riss hierbei Fleischstücke heraus. Mein Leib zeigt heute noch diese Narben.»¹⁹

Die Übereinstimmung der Aussagen weiterer Zeuginnen mit den Angaben von Feiga Horowitz ist nicht lückenlos. So erklärten einige der Frauen, Mengele habe das Endoskop nicht in den After, sondern in die Scheide eingeführt, um eine ebenso grobe wie leichtfertige Schwangerschaftskontrolle vorzu-

nehmen. Dass Mengele bei dieser Tortur «Fleischstücke» aus dem Leib einer Gefangenen «herausgerissen» habe, wurde von niemandem sonst berichtet. Es liesse sich aus der dargestellten Untersuchung auch nicht erklären. Wahrscheinlich wollte die der deutschen Sprache nur beschränkt mächtige Zeugin darauf aufmerksam machen, dass sie und weitere Frauen durch diesen brutalen Eingriff erheblich verletzt worden sind.

So zwingend es in einem Gerichtsverfahren gewesen wäre, diese Tatvorwürfe gegen Mengele genau und im Einzelnen zu überprüfen, so übereinstimmend sind sie doch in ihrem erschreckenden Kern und damit hinreichend für die historische Gewichtung. Mengele war ein Täter, dem jedes in Auschwitz begangene Verbrechen vielmals zuzuordnen ist: der brutale Mord, die sadistische Quälerei, die alltägliche Selektion auf der Rampe und in den Krankenbauten, die pseudomedizinischen Experimente, die scheinwissenschaftliche Untersuchung.

Mengele war sicherlich kein Mörder, der aus schierer Mordlust tötete. Für ihn gilt auch nicht, was für eine andere Kategorie von NS-Gewaltverbrechern festgestellt worden ist – dass sie ihre Gewaltphantasien und pathologischen Energien staatlich lizenziert in Konzentrationslagern ausleben konnten und deshalb gesellschaftlich unauffällig blieben. Mengele war kein Krimineller und kein Geisteskranker, sondern ein Arzt und Wissenschaftler, der die besonderen Bedingungen der Zeit und der Umstände in Auschwitz entschlossen nutzte, die eigene Karriere voranzutreiben. Dieser von ihm gebildeten und mitgestalteten Wirklichkeit des Vernichtungslagers passte er sein Werte Verständnis an und zehrte so seine im konservativ-bürgerlichen Milieu von Elternhaus und Schule vermittelten moralischen Orientierungen restlos auf. Am Ende war er, der KZ-Arzt, der auf sein Erscheinungsbild und auf seine Eigenständigkeit immer so besonderen Wert gelegt hatte, für viele seiner Opfer von den anderen Mittätern nicht mehr zu unterscheiden.

War Mengele, der sich im Inferno von Auschwitz einrichten konnte, im medizinischen Sinne noch normal – oder nicht doch zumindest partiell geistesgestört? Sicher war er im Konzentrationslager ein Mediziner jenseits von Menschlichkeit. Aber viele seiner Auffälligkeiten, seiner Wesenszüge, seiner Ängste und Obsessionen teilte er – in gewiss unterschiedlichem Aus-

mass – mit vielen seiner Zeitgenossen. Was ihn zu so fürchterlicher Qualität wachsen liess, war, dass er, als so beschaffener Mensch, in eine Situation gestellt wurde, in der er gerade wegen seiner Persönlichkeitsstruktur die unheilvollste Wirkung entfalten konnte.

Ohne Nationalsozialismus, ohne Krieg und ohne Auschwitz wäre Mengele höchstwahrscheinlich ein emsiger und pedantischer, in seinem Fach der Zwillingsforschung vielleicht sogar ein anerkannter Datensammler geworden. Im Nationalsozialismus, im Krieg und in Auschwitz erfuhr dieser schwer defizitäre Mensch seine Transformation. Seine charakterlichen Schwächen und Defekte waren plötzlich gefragt, ja sie wurden zur Voraussetzung seines Funktionierens. Nur Menschen wie Mengele konnten zum Dr. Auschwitz werden. Auch in dieser Funktion war er mit sich identisch. Nur in ihr waren Mengele als Mensch und Monster auf schreckliche Weise eins.²⁰

Keine Abspaltung des privaten, humanen, ärztlichen Mengele-Selbst vom gewissenlosen, gefühlsrohen und menschenfeindlichen Auschwitz-Selbst war die notwendige Voraussetzung, die beiden Seiten des SS-Arztes – der gute «Vater der Zwillinge und Zigeuner» und der böse «Teufel von Birkenau» – in einer Person zu vereinen, die sich dann in den zwanzig Monaten im Konzentrationslager in einen Blutrausch von Allmacht und Vernichtung steigerte. Gewiss, da waren Auswüchse wahnhafter Omnipotenz in Auschwitz und Strudel der Gewalt unmittelbar neben und nach Szenen persönlicher Rückzüge und familiärer oder kollegialer Vertrautheit. Aber der Erste Lagerarzt, der SS-Hauptsturmführer, der Ehemann Josef Mengele war doch in jeder Phase immer der ganz gewöhnliche Josef Mengele. Ob er auf der Eisenbahnrampe und in den Krankenbaracken mit möglichster Distanz zu den Opfern in den Tod selektierte, ob er – wie besessen von Auftrag und schrankenlosen Möglichkeiten dieses Menschenlaboratoriums Auschwitz – seine pseudowissenschaftlichen Forschungen betrieb und dabei Menschen ohne Zahl verkrüppelte und ermordete, ob er seiner kranken Frau während eines Besuches im Lager zur Entspannung Balzacs *Diamant* vorlas oder vor Ärztekollegen dort im Vollgefühl seiner imaginierten Bedeutung einen Vortrag über «Anthropologisch erbbiologische Arbeiten im Konzentrationslager

Auschwitz» hielt – Josef Mengele war nicht gespalten.

Er brauchte die Spaltung nicht, um in dieser Wirklichkeit bestehen und überleben zu können. Er war immer ganz er selbst: vor Auschwitz, in Auschwitz und nach Auschwitz. Es hatte jeder Teil seines Lebens und seiner Verbrechen seinen Platz in diesem Menschen.

Die Flucht aus Auschwitz

Nachdem im Frühjahr 1985 unter der Beobachtung Dutzender Fernsehteams und Hunderter Journalisten aus aller Welt das Skelett Josef Mengeles in der Stadt Embu, unweit von Sao Paulo, von der brasilianischen Polizei exhumiert worden war, nahm dessen einziger leiblicher Nachkomme, der Freiburger Rechtsanwalt Rolf Mengele¹, Verbindung zur Zeitschrift *Bunte* auf. In einer Exklusivstory (Titel: *So entkam mein Vater*), die als fünfteilige Serie im Sommer jenes Jahres veröffentlicht wurde, gab Rolf Mengele an Informationen über das Abtauchen des Vaters preis, was die Familie und ihre Helfer nicht allzusehr belastete, gleichzeitig aber die Neugierde der Medien befriedigen sollte. Das Kalkül des Sohnes ging auf: Die näheren Umstände des übereilten Verschwindens des Lagerarztes aus Auschwitz Mitte Januar 1945 bis hin zu seinem Untertauchen auf einem Bauernhof in Oberbayern ein dreiviertel Jahr später blieben ungeklärt.

Was erzählte der 1944 in Freiburg geborene Sohn den Journalisten? Der Vater habe im Januar 1945 Auschwitz hinter sich gelassen. Er sei in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten, aber schon kurz nach Kriegsende unter dem Namen «Fritz Hollmann» entlassen worden und habe sich mit Hilfe von Kameraden bis in den Chiemgau durchgeschlagen. Dort sei er bei einem Landwirt untergekommen.

Ein im Grunde unnötiges Tarnmanöver, meinte die *Bunte*, denn selbst wenn er damals seinen wirklichen Namen angegeben hätte, wäre dies für ihn kein Problem geworden, da Josef Mengele zu jener Zeit noch nicht auf der amerikanischen Fahndungsliste gestanden habe.

Diese Annahme war falsch. Josef Mengele wurde auf Grund eines polnischen Antrags bereits im Mai 1945 von der War Crimes Commission der Vereinten Nationen als Kriegsverbrecher gesucht. Und zwar wurde er in der achten Fahndungsliste, die – wie alle später zusammengestellten 72 weiteren auch – an sämtliche alliierten Internierungs- und Kriegsgefangenenlager zur

Überprüfung der Gefangenen verteilt worden war, unter der Position 240 zur Festnahme ausgeschrieben: «Mengele, Joseph, Dr., SS. Hauptsturmführer and Lagerarzt, Oswiecim Kl. [Auschwitz Konzentrationslager], June 1940 to January 1945, Mass murder and other crimes.»²

Zweifellos zutreffend war aber die Feststellung der *Bunte*-Autorin Inge Byhan, dass es sich für Mengele als Glücksfall erwies, nicht wie alle übrigen SS-Männer die Blutgruppe auf der Innenseite des Oberarms tätowiert getragen zu haben. Daran nämlich erkannten die alliierten Soldaten sehr schnell die SS-Zugehörigkeit deutscher Soldaten, die in ihre Hände fielen, und nahmen dann eine genauere Kontrolle der Kriegsgefangenen im Einzelnen vor.

Als Mengele Anfang August 1940 in die Sanitätsinspektion der Waffen-SS versetzt worden war, hatte er sich, so der Sohn, aus seinem «ästhetischen Empfinden» heraus gegen diese Tätowierung erfolgreich gewehrt. Der Vater habe überhaupt, dies wisse er von seiner Mutter, viel Wert auf sein Äusseres gelegt. Er habe immer nur Massanzüge getragen, sei stundenlang vor dem Spiegel gestanden und habe sich dabei wohlgefällig in Augenschein genommen.

Irgendwann im Sommer 1945, erzählte Rolf Mengele der *Bunte*-Journalistin, sei der Vater bei seiner Frau in Günzburg wieder aufgetaucht. Wochenlang habe er sich in den Wäldern rund um seine Heimatstadt versteckt gehalten, von der Familie mit Lebensmitteln und dem Nötigsten versorgt. Wie der Vater den Weg aus dem umkämpften Oberschlesien in das über eintausend Kilometer entfernte Schwaben unbeschadet überstanden hat, liess der Sohn im Dunkeln.

Im September 1945, gab Rolf Mengele an, sei ein Jeep der amerikanischen Militärpolizei vor dem Haus des Bauern Schimpfte im nahegelegenen Autenried vorgefahren, wo Mutter und Sohn inzwischen untergekommen waren. Die Amerikaner hätten nach Josef Mengele gefragt. Die Mutter antwortete angeblich, dass sie nicht wisse, wo er sei – wahrscheinlich sei er tot, im Osten gefallen während der Rückzugskämpfe kurz vor dem Kriegsende. Zu diesem Zeitpunkt, so Rolf Mengele, war der Vater bereits in Oberbayern untergetaucht, und zwar bei einem Apotheker, einem Volksdeutschen, der auch bei der Waffen-SS gedient hatte. Wie der Vater von dort auf den Bauernhof in

der Nähe von Rosenheim gekommen sei, auf dem er sich in den folgenden drei Jahren verbarg, sei ihm nie erzählt worden.

Diese Darstellung der Abreise Josef Mengeles aus Auschwitz und seiner Flucht nach Süddeutschland ist ausserordentlich lückenhaft, um jene Helfer zu schützen, die den KZ-Arzt bei seinem Absetzmanöver in die Illegalität unterstützt hatten. Tatsächlich verlief diese Operation «Heimkehr» anders als vom Sohn geschildert und mit einigen für das weitere Überleben und sichere Durchkommen überaus wichtigen Zwischenstationen.

Ende November 1944 befahl Heinrich Himmler, die Gaskammern und Krematorien in Auschwitz-Birkenau abzubauen und möglichst spurlos zu beseitigen. Nichts sollte nach zwei Jahren und zehn Monaten, in denen über eine Million Gefangene dort ermordet worden waren, an das Vernichtungswerk erinnern. Arbeitskommandos wurden unter den Häftlingen zusammengestellt, die das weitläufige Gelände säubern und die Verbrennungsgruben zuschütten mussten, in denen, zur Entlastung der Krematorien, Zehntausende nach der Vergasung unter freiem Himmel eingeäschert worden waren. Doch Josef Mengele setzte seine pseudomedizinischen Versuche verbissen fort. Jeden Tag, der ihm noch blieb, wollte er nutzen. Bis zum 8. Dezember 1944 sind seine Experimente belegt.³

Am 17. Januar näherten sich sowjetische Truppen dem fünfzig Kilometer östlich gelegenen Krakau, fünf Jahre lang deutscher Verwaltungssitz des sogenannten Generalgouvernements im besetzten Polen. Bei einer letzten Sitzung seiner Regierung zur Mittagsstunde auf der Wawel-Burg versicherte der Generalgouverneur Hans Frank, dass seine prächtige und vom Krieg bisher kaum zerstörte Residenzstadt vom Deutschen Reich selbstverständlich niemals aufgegeben werde. Zwei Stunden später verliess er die Stadt fluchtartig mit seinem Raubgepäck in Richtung Schlesien.

In Auschwitz traten die Häftlinge an diesem Tag zu ihrem letzten Abendappell an. Im Stammlager Auschwitz waren dies nach dem Ergebnis der Zählung durch die SS noch 10'030 Männer und 6'196 Frauen, in Birkenau 473 Männer und 10'381 Frauen. Der Lagerkommandant, Sturmbannführer Richard Baer⁴, bestimmte die Kommandeure der einzelnen Evakuierungsko-

lonnen und gab den Befehl aus, alle Häftlinge zu erschiessen, die während der Märsche in die Auffanglager im Süden, Westen und Nordwesten Zurückbleiben würden oder einen Fluchtversuch wagen sollten.

Die beiden Häftlinge Jozef Cyrankiewicz⁵ und Stanislaw Klodzinski schrieben einen letzten Brief an die Kontaktstelle ihrer Widerstandsgruppe in Krakau: «Ihr Lieben! Nun erleben wir also die Evakuierung. Chaos. Panik bei der SS – Betrunkene. [...] Der Marsch geht zunächst in Richtung Bielsko. Später geht ein Teil nach den Sudeten (Leitmeritz), ein Teil nach Gross Rosen. Der einzige Zug fährt mit den leichter Erkrankten nach Hannover. Die Absichten ändern sich von Stunde zu Stunde, da sie selbst nicht wissen, welche Befehle sie erhalten werden. [...] Eine derartige Evakuierung bedeutet die Vernichtung von mindestens der Hälfte der Häftlinge. Kontrolle durch das Rote Kreuz ist nötig und in der Zeit des ‚Interregnums‘ im Lager Auschwitz unerlässlich, damit nicht irgendeine Sondereinheit der SS die Kranken niedermetzelt [...]»

Josef Mengele packte nach der Aussage der Anthropologin Martina Puzyna am selben Tag in seinen Arbeitsräumen im Krankenbau des früheren Birkenauer Zigeunerlagers in aller Hast sein Datenmaterial und seine Unterlagen über die pseudomedizinischen Versuche an Zwillingen und anderen Häftlingen zusammen und verliess das Lager mit einem Personenwagen in Richtung des etwa dreihundert Kilometer entfernten Ausweichlagers Gross Rosen in Niederschlesien.⁶

SS-Unterroffiziere hatten zuvor den Befehl erhalten, sämtliche Lagerakten und Krankenunterlagen im Stammlager und in den Aussenlagern zu verbrennen. Diese Aktion zur Beseitigung des Belastungsmaterials gelang allerdings nur teilweise, da der Geschützdonner der sich nähernden sowjetischen Einheiten die SS-Männer ermunterte, lieber ihr Heil in der Flucht zu suchen, als hinter Aktenbergen den Heldentod herauszufordern.

Am 19. Januar 1945 wurde um ein Uhr früh die letzte Marschkolonne mit 2'500 Häftlingen von SS-Wachen aus dem Stammlager Auschwitz nach Südwesten in Richtung Brzeszcze hinaus getrieben. In Rajsko schloss sich ein Elendszug von 1'000 Gefangenen aus Birkenau an. In beiden Lagern

blieben nur noch Schwerkranke, Marschunfähige sowie einige Häftlingsärzte und Pfleger zur Betreuung zurück.

Bis zum 26. Januar tauchten immer wieder vereinzelt SS-Kommandos in Auschwitz und in den Aussenlagern auf, die dort die in Agonie darniederliegenden Häftlinge wahllos zusammenschossen, sich aus dem in den Sammelstellen gelagerten Häftlingseigentum bedienten und die bereits abgebrochenen Birkenauer Krematorien II, III und V in die Luft sprengten. Danach flohen sie über die letzte noch freie Strasse in Richtung Westen.

Am Samstag, dem 27. Januar 1945, gegen neun Uhr früh, trat ein russischer Soldat der 100. Infanteriedivision durch die Türe des Krankenbaues im IG-Farben-Aussenlager Monowitz – er war der erste der so lange herbeigesehnten Befreier. Um fünfzehn Uhr trafen Aufklärungseinheiten der sowjetischen Armee kampfflos im Stammlager Auschwitz und in Birkenau ein. 7'600 todkranke und völlig ausgezehrt Häftlinge wurden in den drei Teillagern von Auschwitz als Überlebende des Massenmords gezählt.

Obgleich dem Tode näher als dem Leben, berichteten sie russischen Offizieren und Ärzten sofort von ihrer jahrelangen Folter, klärten ihre Retter auf über den Betrieb und die Örtlichkeiten dieses grössten Konzentrations- und Vernichtungslagers der Nazis und nannten die Namen ihrer deutschen Peiniger.

Josef Mengele war inzwischen mit seinen sichergestellten Unterlagen im KZ Gross Rosen eingetroffen, das auf halbem Wege zwischen den niederschlesischen Städtchen Jauer und Striegau lag. Seit dem 18. Januar 1945 wurde er dort als Lagerarzt geführt.⁷ Von Gross Rosen aus fuhr Josef Mengele mindestens einmal in das Nebenlager Oberhohenelbe (Vrachlabi), am böhmischen Südhang der Schneekoppe. Chawa Kraemer, eine von Mengeles Auschwitz-Zwillingen, berichtete, dass sie im November 1944 mit ihrer Schwester von Birkenau zum Arbeitseinsatz nach Oberhohenelbe verlegt worden war. Dies war ein kleineres Zwangsarbeitslager mit etwa 400 Häftlingen, die in einer Fabrik untergebracht waren und dort auch arbeiten mussten. Chawa Kraemer erkrankte an Typhus. Mengele selektierte die Kranken bei seinem Besuch: Wer nicht mehr imstande war, den Deutschen nützlich zu sein, wurde umgebracht.

Chawa Kraemer konnte sich vor Schwäche kaum auf den Beinen halten. Doch die Lagerälteste sorgte dafür, dass sich die Kranke, unbemerkt von dem SS-Arzt, an einer Wand anlehnen konnte: «Mengele erkannte mich zwar nicht wieder, er wählte mich aber auch nicht aus bei der Selektion. Soweit ich beobachten konnte, mögen es etwa zehn oder fünfzehn Häftlinge gewesen sein, die Mengele damals selektierte. Die selektierten Häftlinge sollen in ein benachbartes Lager gebracht worden sein, dessen Name mir allerdings entfallen ist. Jedenfalls soll aber dort ein Krematorium gewesen sein.»⁸

Wahrscheinlich traf Josef Mengele bereits um den Monatswechsel Januar/Februar 1945 in Nordböhmen auf das Kriegslazarett 2/591, dem sich der SS-Arzt Wochen später unter falschem Namen und in Wehrmachtsuniform anschloss. Dieses Lazarett gehörte zur 17. Armee, die Oberschlesien im Januar gegen die 1. Ukrainische Front verteidigt hatte und auf ihrem Rückzug durch Niederschlesien und das Riesengebirge nach Nordböhmen mehrfach Mengeles Wege gekreuzt hatte. Es spricht viel dafür, dass er schon zu diesem Zeitpunkt die Verbindung zu seinem früheren Frankfurter Institutskollegen Dr. Otto Hans Kahler wieder aufgenommen hat, der als Militärarzt in diesem Wehrmachtslazarett eingesetzt war. Denn das in naher Zukunft anstehende Abtauchmanöver in die Illegalität war ohne eingeweihte Helfer nur schwer umzusetzen.

Fest steht andererseits, dass sich Mengele zunächst mit den letzten Häftlingstransporten aus Niederschlesien in das Konzentrationslager Ravensbrück nördlich von Berlin absetzte, als sich die sowjetischen Truppen Mitte Februar dem KZ Gross Rosen näherten. In Ravensbrück erkannte ihn die in Birkenau als Revierschreiberin eingesetzte Judith Guttman wieder: «Der Angeschuldigte verteilte die dort befindlichen Häftlinge zu einem Teil auf andere Lager. Das Lager Ravensbrück hatte damals noch ein Krematorium. Der Angeschuldigte nahm in Ravensbrück, wie ich selbst gesehen habe, Selektionen bei den Häftlingen vor. Aus diesem Grunde wandte ich mich an ihn mit der Frage, ob er sich erinnern könne, meine Schwester und ich seien doch Zwillinge. Dies interessierte den Angeschuldigten indes jetzt nicht mehr. Ich

bin nicht sicher, aber ich glaube mich erinnern zu können, dass der Ange-schuldigte mich bei dieser Gelegenheit mit der Peitsche misshandelte.»⁹ Täglich, sagte Judith Guttman, habe Mengele selektiert und jeweils noch Hunderte von Häftlingen seien dabei seinem lässigen Wink in den Tod zum Opfer gefallen.

Magdalena Gasiorowska, eine Polin, die im Infektionsblock 24 des Birkenauer Frauenlagers B 1 a Blockälteste gewesen war, stiess nach der Räumung von Auschwitz im mecklenburgischen Aussenlager Neustadt-Glewe (Nebenlager des KZ Ravensbrück) erneut auf Josef Mengele. In ihrer Aussage gab sie als Datum dieser Begegnung den 2. Mai 1945 an.¹⁰

Zu diesem Zeitpunkt war Mengele jedoch nachweislich bereits bei dem Wehrmachtslazarett 2/591 in der Tschechoslowakei untergekröchen. Da eine Verwechslung Mengeles mit einem anderen SS-Offizier auf Grund der leidvollen Bekanntschaft dieser Frau mit dem Lagerarzt seit dem Juli 1943 auszuschliessen ist, muss es sich bei der Datumsangabe um einen Irrtum handeln. Das Treffen wird wenige Tage vorher stattgefunden haben. Die Zeugin erkannte neben Mengele auch den SS-Obersturmführer Hans Schwarzhuber wieder, der in Birkenau Schutzhaftlagerführer gewesen war, von den Briten nach Kriegsende verhaftet wurde und 1947 in England zum Tode verurteilt und hingerichtet worden ist: «Ich sah die beiden [...] anlässlich der Erschiessung von zwei Ukrainerinnen durch einen SS-Mann, als diese Ukrainerinnen sich mit dem Messer auf ein [sic] Pferdekadaver warfen und dabei erschossen wurden. Als die Schüsse ertönten, liefen einige SS-Männer und SS-Frauen heraus und unter ihnen der genannte Mengele.»

Martina Puzyna, die mit Mengele bis kurz vor seiner Abreise aus Auschwitz täglich zusammengearbeitet hatte, war im Zuge der Evakuierung des Lagers ebenfalls nach Neustadt-Glewe gekommen und blieb dort bis zur Befreiung durch die Briten am 2. Mai 1945. Sie sagte aus, Mengele zum letzten mal in Birkenau begegnet zu sein: «Ich habe ihn nie wiedergesehen.»¹¹

Es spricht einiges dafür, das Eintreffen Mengeles in Neustadt-Glewe auf die Monatsmitte April 1945 zu datieren. Das Konzentrationslager Gross Rosen in Niederschlesien wurde am 25. Februar 1945 von den Russen befreit.

Das bedeutet, dass Mengele vor dem Monatsende Februar wohl nicht in dem etwa 400 Kilometer entfernten Ravensbrück eingetroffen sein kann. Da das KZ Ravensbrück wiederum ab Monatsbeginn April 1945 vor den näherkommenden Russen geräumt wurde und einzelne dieser Kolonnen völlig entkräfteter Häftlinge zu Fuss und unter Tieffliegerbeschuss über den Müritzsee, Plau und Parchim in Richtung des 120 Kilometer entfernten Aussenlagers Neustadt-Glewe in Marsch gesetzt wurden, konnte Mengele dort vor Mitte April kaum auf sie stossen. Sehr viel später kann es aber auch nicht gewesen sein, da Mengele das Kriegsende in der Tschechoslowakei erlebte und nach dem 25. April, als sich amerikanische und sowjetische Truppen bei Torgau an der Elbe vereinigt hatten, der Weg von Mecklenburg nach Süden versperrt war.

Vermutlich gehörte also Magdalene Gasiorowska zu den ersten Ravensbrück-Kolonnen und Fürstin Puzyna zu den letzten, während Mengele irgendwann dazwischen in Neustadt-Glewe eintraf und sich von dort sehr bald in Richtung Tschechoslowakei absetzte.

Am 30. April 1945 sei Mengele in der Uniform eines Wehrmachtsoffiziers an einem nicht genannten Ort auf das Militärlazarett 2/591 gestossen, das sich auf dem Rückzug aus dem Sudetengebiet befunden habe, erzählte der ehemalige Wehrmachtsarzt Dr. Otto Hans Kahler 1985 dem amerikanischen Historiker David Marwell, der im Auftrag des eigens für die Fahndung nach flüchtigen NS-Verbrechern gegründeten Office of Special Investigation im US-Justizministerium nach dem Skelettfund in Brasilien seine Nachforschungen aufgenommen hatte.¹²

An das Datum des «zufälligen» Wiedersehens konnte sich Dr. Kahler deshalb so gut erinnern, weil Mengele in einer Unterhaltung mit ihm nicht glauben wollte, dass Hitler sich laut einer am selben Tag verbreiteten Radiomeldung das Leben genommen haben sollte. Diese von Marwell nicht weiter beanstandete Mitteilung enthält jedoch zwei Fehler. Erstens wurde diese Nachricht nicht am 30. April, sondern erst 24 Stunden nach Hitlers Selbstmord, also am 1. Mai 1945 gesendet, und zweitens hiess es in dieser amtlichen Rundfunkmeldung nicht, dass sich Hitler das Leben genommen habe.

Wichtig ist diese Ungenauigkeit, weil sie Rückschlüsse auf die Zuverlässigkeit der Aussage zulässt. Als der Rückzug in das Erzgebirge begann, hät-

ten sich sein Weg und der Mengeles wieder getrennt. Sechs Wochen soll sich die Einheit von Dr. Kahler im Wald unentdeckt verborgen haben, bevor sie sich in Richtung Westen zurückzog und sich der amerikanischen Armee an einem nicht genannten Ort ergeben haben will. Das wäre also Mitte Juni 1945 gewesen, über einen Monat nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai.

Die Angehörigen des Wehrmachtslazarets seien dann, berichtete Dr. Kahler, in ein nicht näher beschriebenes Kriegsgefangenenlager der US-Armee gekommen, wo er Josef Mengele wieder traf und in einem Zimmer mit ihm wohnte. Mengele habe damals den Namen Josef Memling getragen.

Mengele litt in diesen Wochen unter einer starken Depression, so jedenfalls die Erinnerung von Dr. Kahler, und hing sogar schwermütigen Überlegungen nach, sich das Leben zu nehmen, weil es für Deutschland doch keine Zukunft mehr gebe. «Wer Mengele in dieser kritischen Zeitspanne half, war Dr. Fritz Ulmann, der auch als Gefangener in demselben Lager war.»

Nach weiteren sechs Wochen, also Ende Juli 1945, seien sie alle gemeinsam in ein anderes Lager verlegt und nach zwei Wochen entlassen worden. Mitte August 1945 hätten sie sich voneinander verabschiedet. Kahler kryptisch und verwirrend: «Mengele [bat] Dr. Ulmann, dass er erst nach Freiburg fahren und Verwandten, die dort eine Fleischerei hatten, ausrichten solle, dass er lebe. Mengele selbst fuhr mit Dr. Ulmann in Richtung München.»

Sollte Dr. Ulmann also auf die Bitte eines ihm nicht weiter bekannten Josef Memling hin über München nach Freiburg fahren, um in der Fleischerei eines Memling-Verwandten mit dem Namen Mengele die Botschaft abzuliefern, dass ein Mann namens Josef Memling noch am Leben sei? Ein so unverständlicher Auftrag wäre aus sich selbst heraus kaum nachzuvollziehen und zur damaligen Zeit angesichts der Reisebeschränkungen zwischen den einzelnen Besatzungszonen auch gar nicht durchführbar gewesen.

Sehr viel plausibler ist, was die Israelis an Einzelheiten über dieses Fluchtmanöver in Gesprächen mit dem Neurologen Dr. Fritz Ulmann herausfanden.¹³ Der war der stellvertretende Leiter des Wehrmachtslazarets 2/591,

hinkte als Folge einer in der Kindheit erlittenen Knochenmarksentzündung und kam sich über diese Erkrankung mit Mengele näher, der in einer Unterhaltung mitgeteilt habe, dass er in seinen Jugendjahren unter dieser Krankheit gleichfalls gelitten hatte. Erstmals gesehen haben sich die beiden, so Dr. Ulmann, als Mengele «gegen Ende des Krieges» in der Nähe von Saaz (Satec) im Sudetenland auf das Lazarett stiess und sich mit ihm dort wenig später den amerikanischen Truppen ergab, um nicht in sowjetische Kriegsgefangenschaft zu geraten.

Nachdem sie ein amerikanischer Offizier davon unterrichtet hatte, dass sich die US-Armee aus diesem westlichen Teil der Tschechoslowakei zurückziehen und dieses Gebiet den Sowjets übergeben werde, verlagerte sich auch das Lazarett Mitte Juni 1945 mit Duldung der Amerikaner nach Westen und zog wenige Kilometer südlich der oberfränkischen Stadt Naila in das amerikanische Kriegsgefangenenlager Schauenstein, das in einer ehemaligen Baumwollfeinzwirnerie eingerichtet worden war.¹⁴

Ungefähr fünf Wochen danach, so die Erinnerung von Dr. Ulmann, wurden sie in ein anderes Lager in dem sechs Kilometer entfernten Städtchen Helmbrechts verlegt. Dort blieben sie noch vierzehn Tage und wurden dann, mit Entlassungspapieren aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft ausgestattet, auf Lastkraftwagen in ihre Bestimmungsorte innerhalb der amerikanischen Besatzungszone transportiert.

Mengele, der Ulmann offenbart hatte, dass er den Falschnamen Memling führe, aber in Ermangelung anderer Papiere einen regulären Entlassungsschein benötige, bekam von Ulmann die eigenen Entlassungspapiere ausgehändigt. Mit geringer Mühe änderte Mengele die Namensangabe Fritz Ulmann in Fritz Hollmann und verschaffte sich so eine neue, fast amtliche Identität.¹⁵

Der eigentliche Fritz Ulmann, der später immer wieder hervorhob, nicht gewusst zu haben, wer sich tatsächlich unter dem Namen Josef Memling verborgen hätte, hatte keine Schwierigkeiten, unter Vorlage seines Wehrpasses einen neuen Entlassungsschein ausgestellt zu bekommen. Gemeinsam führen dann beide, so der Bericht von Dr. Ulmann, Mitte August 1945 mit einem

der letzten Transporte in Richtung München. Mengele sei in der Nähe von Ingolstadt an der Donau ausgestiegen.

In seinen handschriftlichen Lebenserinnerungen, die Mengele in den siebziger Jahren niederschrieb, bestätigte er diese Aussage Ulmanns im Wesentlichen.¹⁶ «Bei Kriegsende stand meine Einheit in der Tscheche!. [...] In der Nacht des Waffenstillstandes¹⁷ setzten wir uns nach Osten¹⁸ ab und erreichten sächsisches Gebiet, in dem uns zwar die Amerikaner festhielten, aber die Russen zunächst nicht folgten. So befanden wir uns in einer Art Niemandsland. Solange wir Verpflegung hatten, quälte uns nur die Ungewissheit, wem das Gebiet zufallen würde. Schliesslich wurde das Essen immer knapper und die Gerüchte, der Russe würde dieses Gebiet besetzen, immer zahlreicher, so dass wir beschlossen zu handeln.» Mit einigen Fahrzeugen einer Sanitätseinheit «stellten wir eine Kolonne zusammen, und durch einen Teich gelang es, die amerikanischen Sperren zu durchfahren und auf bayerisches Gebiet zu gelangen. In der Nähe der ersten grösseren Stadt wurden wir dann natürlich aufgehalten und in ein amerikanisches Gefangenlager gebracht.»

Damit, stellte Mengele fest, und dies war zweifellos zutreffend beschrieben, hatten er und seine Kameraden ihr wichtigstes Ziel erreicht. Sie mussten nicht in russischer Kriegsgefangenschaft um ihr Leben fürchten oder doch zumindest eine eingehendere Überprüfung ihrer zurückliegenden Jahre erwarten, die sie bei den vermeintlich sehr viel nachlässigeren Amerikanern sich zu ersparen hofften. Doch die Erleichterung liess bei Mengele sehr schnell nach. «Die Amis schlepten uns von einem Lager ins andere», beschwerte er sich, «in denen die Hungerportionen stets kleiner wurden und unsere Hoffnungslosigkeit zusehends grösser.» Schliesslich aber seien sie «als Restbestand eines Lagers, das aufgelöst wurde, in die amerikanische Besatzungszone, wie das damals hiess, entlassen» worden.

Die naheliegende Frage, wie und warum es ihn anschliessend innerhalb weniger Monate von Oberfranken in Nordbayern auf einen Bauernhof am Südufer des Chiemsees verschlagen hat, beantwortete Mengele in seinen Lebenserinnerungen nicht sehr faktenreich. Ein «nicht angetroffene (r) Kriegskamerad in München» habe die Richtung seines weiteren Absetzmanövers

bestimmt, und «die Hoffnung, in der Landwirtschaft Arbeit und Bleibe zu finden, führte konsequenterweise weiter ins Alpenland».

Die Wirklichkeit sah anders aus. Nachdem sich Mengele Mitte August 1945 von seinem Namensgeber Fritz Ulmann in Ingolstadt getrennt hatte, machte er sich zu Fuss längs der Donau auf den Weg in das knapp sechzig Kilometer entfernte Donauwörth, wo er seinen Schulkameraden, den Tierarzt Dr. Albert Miller, anzutreffen hoffte. Unterwegs stiess er laut seiner eigenen Schilderung angeblich auf einen Bauern mit zwei Fahrrädern, der ihm eines davon angeboten haben soll, um die Strecke gemeinsam bequemer zurücklegen zu können. Fatalerweise will Mengele dann jedoch, um bei einer Kontrolle nicht durch zwei auf unterschiedliche Namen ausgestellte Personalpapiere aufzufallen, das auf den eigenen Namen lautende Dokument in den hohlen Fahrradlenker geschoben haben. In Donauwörth habe er schliesslich vergessen, seinen Ausweis bei Rückgabe des Fahrrades wieder aus dem Versteck zu ziehen, so dass ihm künftig gar nichts anderes übriggeblieben sei, als sein Leben unter dem Namen Fritz Hollmann fortzuführen.

Zweifelsfrei ist, dass sich Mengele unter seinem richtigen Namen der Frau seines Schulfreundes in Donauwörth vorstellte und beiden versicherte, was immer sie demnächst über ihn zu hören oder zu lesen bekämen, entspreche nicht der Wahrheit. Mengele bat die Millers, seine Familie in Günzburg von seiner gesunden Heimkehr zu verständigen und so lange bei ihnen unterzukriechen zu dürfen, bis von dort weitere Hilfestellung für sein Untertauchen auf den Weg gebracht werde.¹⁹

Doch bevor sein Schulfreund diesem Wunsch entsprechen konnte, wurde er von den Amerikanern wegen seiner eigenen NSDAP-Mitgliedschaft selbst verhaftet. Mengele, der diese Festnahme von einem Nebenzimmer aus miterlebt hatte, verliess Donauwörth noch am selben Tag. Sehr vorsichtig setzte er seinen Weg in das gut fünfzig Kilometer entfernte Günzburg fort, um mit seinen gefälschten Papieren keiner amerikanischen Militärstreife in die Hände zu fallen. Tunlichst vermeiden wollte er, je näher die Heimatstadt kam, überhaupt jede Begegnung mit irgendjemandem. Schliesslich war seine SS-Mitgliedschaft auch zu Hause nicht verborgen geblieben. Und es gab in

Günzburg sicherlich genügend Menschen, die unter dem NS-Regime so sehr gelitten hatten, dass es ihnen nicht als Denunziation erschienen wäre, ihn den neuen Machthabern anzuzeigen.

Daheim angekommen, versteckte sich Josef Mengele in den Wäldern, die er aus seiner Zeit als Jugendgruppenführer bestens kannte.²⁰ Er nahm Verbindung mit seiner Familie auf, die inzwischen von der Frau des Tierarztes über seine Ankunft verständigt worden war²¹ – und wartete voller Angst, doch ohne jede Reue ab, was ihm die Zukunft bringen würde.

Untergetaucht in Oberbayern

Mengeles Lebenserinnerungen, die nach der Schilderung seiner Kindheit und Jugendjahre sowie der ersten Studiensemester in München und Bonn mit dem Machtantritt der Nazis im Januar 1933 abbrechen, ohne allerdings deren Regierungsübernahme zu erwähnen, setzen im Oktober 1945 wieder ein. Sie geben keinen Aufschluss über das, was sein eigener Anteil an den Verbrechen der zurückliegenden zwölf Jahre gewesen ist.¹ Stattdessen ergeht sich Mengele in ausufernden und nicht selten wehleidigen Darstellungen seines Nachkriegsalltages als abgetauchter Kriegsheimkehrer, den die als «Kreuzzügler» beschimpften Sieger des Zweiten Weltkrieges auf ihre Fahndungslisten gesetzt und mit mässigem Eifer zu suchen begonnen hatten.

Bereits am 3. Mai 1945, notierte Irene Mengele in ihrem Tagebuch, waren in einer Rundfunksendung der Alliierten die Beschuldigungen gegen ihren Mann, den KZ-Arzt, erstmals öffentlich verbreitet worden.² Mitte August tauchte Mengele bei seiner Familie auf.³ Den Vater allerdings traf er in Günzburg nicht an. Der sass, den amerikanischen Besatzungsdirektiven entsprechend, als ehemaliger Wehr- und Kreiswirtschaftsführer der NSDAP ebenso wie die übrigen Nazi-Funktionäre aus der Gegend zunächst in «automatischem Arrest» im nahegelegenen Crailsheim und wurde dann in das amerikanische Internierungslager nach Ludwigsburg verlegt.

Dem Bruder Karl hatten die Amerikaner wegen seiner Mitarbeit in dem vom Berliner Reichsrüstungsministerium für kriegswichtig erklärten elterlichen Betrieb ein vorläufiges Berufsverbot auferlegt. Er durfte die Firma nicht mehr betreten. Ein Treuhänder führte die laufenden Geschäfte. Der dritte und jüngste Bruder, Alois, war noch in jugoslawischer Kriegsgefangenschaft. Ob er sie überleben würde, war nach den Berichten etlicher bereits heimgekehrter Kriegskameraden durchaus ungewiss.

Die Situation war also keineswegs anheimelnd oder gesichert, als Josef Mengele zu Hause eintraf. In Günzburg durfte er sich nicht sehen lassen. Und auch in dem kleinen Dorf Autenried war es ratsam, seine Heimkehr geheim-

zuhalten. Bis in den September hinein hielt er sich daher nach den Angaben seines Sohnes in den Wäldern der Umgebung versteckt. Dann erschienen wiederum amerikanische Polizisten vor dem Haus des Bauern Schimpfle in Autenried und forschten nach dem Vater. Irene Mengele wiederholte ihre Auskunft, dass ihr Mann tot sein müsse, da sie keinerlei Nachricht von ihm erhalten habe. Sie verwies auf ihre schwarze Trauerkleidung und darauf, dass sie in der Dorfkirche bereits eine Totenmesse habe lesen lassen.⁴

Spätestens jetzt erschien es Josef Mengele höchste Zeit, zumal der Herbst sich ankündigte, nach einem geeigneteren Unterschlupf Ausschau zu halten. Er erinnerte sich an einen aus Rumänien stammenden und in München wohnenden Apotheker, den er während seines Einsatzes bei der SS-Division «Wiking» kennengelernt hatte. In der Anonymität der Grossstadt, war seine Hoffnung, werde er weniger auffallen als im ländlichen Oberschwaben, wo jedem Fremden die Aufmerksamkeit der Bevölkerung sicher war.

Ende September hatte sich Mengele schliesslich bis in die bayerische Landeshauptstadt durchgeschlagen. Übermüdet und abgehärmt, so seine eigene Darstellung, klopfte er an die Türe seines SS-Kameraden. Die Familie nahm ihn auf und versteckte ihn für einige Wochen.⁵ Angeblich offenbarte sich Josef Mengele diesen Freunden. Seinem Sohn jedenfalls erzählten sie, dass der Vater von seiner Kommandierung nach Auschwitz berichtet habe. Dort seien schreckliche Dinge geschehen, für die er allerdings keine Verantwortung trage. Im Gegenteil, er habe immer versucht, Schlimmeres zu verhindern. Nie habe er jemanden getötet oder einem Menschen auch nur unnötig Schmerzen zugefügt. Alles, was man ihm vorwerfe, entspreche nicht den Tatsachen. Deshalb suche er Zeugen, die ihn gewiss entlasten würden. Danach werde er sich stellen und von jedem Gericht zweifellos freigesprochen werden.⁶

Der Apotheker und seine Frau scheinen Mengele geglaubt zu haben. Dennoch rieten sie ihm offenbar, die Gerechtigkeit nicht auf eine allzu harte Probe zu stellen. Klüger sei es, abzutauchen und auf bessere Zeiten zu warten. Ein sicheres Versteck jedoch kannten sie nicht und konnten es auch nicht

vermitteln. Deshalb nahm Mengele erneut Verbindung zu Fritz Ulmann auf. Doch auch der wusste nicht weiter. Erst dessen Schwager, der als Arzt in der Gemeinde Riedering am Simssee niedergelassen war und gelegentlich zu Besuch nach München kam, wusste Rat.⁷

Dieser Dr. Johann Weigl, den Mengele in seinen Aufzeichnungen «Wieland» nannte, schlug vor, der KZ-Arzt solle doch als Flüchtling wie viele andere Kriegsoffer auf einem einsamen Einzelgehöft in Oberbayern nach Unterkunft und Arbeit fragen. Dort werde er von den Amerikanern sicherlich nicht gesucht werden und wohl auch keine Fehlbitte tun, da viele der Bauern und Knechte gefallen oder noch immer in Kriegsgefangenschaft waren und Helfer deshalb dringend gebraucht wurden.

Schon die erste Anfrage auf dem von Georg Fischer und seiner Frau Maria bewirtschafteten Lechnerhof im Weiler Mangolding östlich von Rosenheim war erfolgreich. «Seit ein paar Sonntagen vor Allerheiligen» 1945, also etwa zwischen Anfang und Mitte Oktober jenes Jahres, schrieb Mengele in seinen Erinnerungen, «sieht man unter den Kirchgängern vom Lechnerhof ein neues Gesicht».⁸

Der abseits des Kirchspiels Söllhuben gelegene Hof, auf dem noch der Bruder des Bauern, Alois, lebte und im Laufe der folgenden Jahre verschiedene Flüchtlinge und Ausgebombte untergebracht wurden, gehörte zur Gemeinde Pietzing und lag im Versorgungsgebiet des Landarztes. Dr. Weigl war übrigens kein NS DAP-Mitglied gewesen, wenn er auch den Nazis von seinen politischen Überzeugungen her nicht allzu fern stand. Als blosser Parteianwärter erschien er dem Vorsitzenden der Bezirksärztekammer in München nach dem Kriegsende hinreichend unbelastet, um eine Niederlassungserlaubnis in Riedering zu erhalten, während der ursprüngliche Dorfarzt Dr. B. wegen seiner Parteizugehörigkeit noch Berufsverbot hatte.

Der Lechnerhof ist noch heute eines der typischen, breit in die Landschaft gelagerten oberbayerischen Anwesen mit einem mehrstöckigen Haupthaus, dessen Giebelseite die Blumenkästen vor den Fenstern und ein Balkon mit gedrechseltem Geländer im ersten Stock schmücken. Ein tiefer Dachvorbau schützt das mächtige Gebäude vor Schnee und Regen. Ein Dutzend Milchkühe gehörten nach dem Kriegsende zum Hof, ein Stier und drei Pferde, die

der Bauer versorgte. Das Mastschwein und die Hühner waren Sache der Bäuerin. Die Arbeit im Wald und auf den sechs Hektar Ackerfläche, auf denen Kartoffeln, Getreide, Klee und Heu im Fruchtwechsel angebaut wurden, erledigten alle gemeinsam. Der neue Knecht Josef Mengele, alias Fritz Hollmann, verdingte sich für einen Wochenlohn von zehn Mark, zuzüglich Kost und Logis. Seine Kammer, die er mit dem Bruder des Bauern teilte, lag im ersten Stock des Haupthauses und war mit Bett, Schrank und Stuhl nur spärlich eingerichtet. Aber viel unterzubringen hatte der angebliche Berufssoldat aus Görlitz ohnehin nicht. Wie sich Alois Jäger, sein Zimmergenosse, Mitte der achtziger Jahre erinnerte, brachte er nicht mehr mit als das, was er auf dem Leibe trug: einen Anzug und einen alten Militärmantel.⁹

Es war zur Mittagszeit gewesen, schrieb Mengele in seinen Erinnerungen, als er im Oktober 1945 auf dem Hof vorsprach. Der Bauer hatte gerade das Essen mit dem Dankgebet beendet. Auf Mengeles Frage nach Arbeit, gab er ohne längeres Zögern zur Antwort: «Darüber kann man reden, aber auf jeden Fall hast du Hunger, und deshalb setz dich nieder und iss.» Mengele nahm die Einladung an. Sein übergrosser Hunger, erinnerte er sich, wurde ihm erst dann peinlich bewusst, als ihm der Bauer sagte: «Wenn du beim Arbeiten auch so tüchtig bist wie beim Essen, dann bist du mein Mann.» Mengele, der sich in diesem Teil seiner Aufzeichnungen zur Tarnung Hans nannte, stimmte sofort zu: «Darauf wollte es Hans ankommen lassen, und er war damit einverstanden, gleich mit der Arbeit zu beginnen.»

Dem Bauern reichten anscheinend die knappen Angaben, die sein neuer Knecht über sein Vorleben gemacht hatte. Die gepflegten Hände zeigten, dass er mit ihnen noch nie hart gearbeitet hatte. Dass er aus Schlesien stammte, jedenfalls kein Bayer war, schien das Hochdeutsch, das er sprach, zu bestätigen. Seine Erklärung, die während des Krieges nach Mitteldeutschland evakuierte und dort dienstverpflichtete Frau noch nicht wieder aufgefunden zu haben, beschrieb das Los vieler Familien in jenen Jahren. Und auch sein Hinweis auf einen Kriegskameraden in München, der ihm nahegelegt habe, im Alpenvorland um Arbeit und Unterkunft zu bitten, bis sich die Verhältnisse in Deutschland wieder ein wenig beruhigt hätten, leuchtete dem Bauern ein. Viele Heimatlose teilten damals ein gleiches oder doch sehr ähnliches Schicksal.

Die erste Arbeit, die Mengele zugewiesen wurde, weckte in ihm die alten Befähigungen zur Selektion. Er sollte auf dem Hof einen Berg von annähernd zweihundert Zentnern Kartoffeln in drei Kellerfenster des Hauses nach ihrer Grösse verteilen: die grossen als Speisekartoffeln, die mittleren als Saatkartoffeln und die kleinen als Schweinefutter. Mengele beschrieb diese Herausforderung auf denkbar makabere Weise: «Er fand schnell die zweckmässigste Sortier- und Abtransportmethode in die drei Kellerfensteröffnungen heraus und bemerkte ebenso rasch, dass [...] die Häufigkeit der verschiedenen Grössen der binominalen Verteilung nach dem Gausschen Diagramm folgt. Die mittelgrossen stellen also die grosse Masse, die ganz kleinen sind ebenso wie die ganz grossen viel weniger häufig. Da man aber nicht so viel Saatkartoffeln benötigt und sie doch wohl vor allem der menschlichen Ernährung wegen anbaut, verschob Hans die Selektionsstrasse der Speisekartoffeln ein bisschen nach den mittelgrossen zu.»

Nach drei Tagen hatte Mengele die Arbeit geschafft und sich auch sonst so anstellig gezeigt, dass der Bauer die Probezeit für beendet erklärte und ihn aufforderte, sich beim Bürgermeister in Pietzing «registrieren zu lassen». Mengele hoffte, der Vertreter der neuen Ordnung, der bereits vor der Nazizeit Bürgermeister gewesen war, werde seine Papiere nicht allzu genau prüfen, und so kam es auch.

Der Bruder des Bauern hatte offensichtlich seine Freude an der eifrigen Ungeschicklichkeit des angeblichen Offiziers, dem einerseits die meisten landwirtschaftlichen Arbeiten nur schwer von der Hand gingen, der aber andererseits zu allem und jedem auf dem Hof oder bei der Arbeit Verbesserungsvorschläge zu machen wusste. Vor allem dies ging dem eher schweigsamen Alois Fischer erheblich auf die Nerven. Seine kleine Rache war, Mengele vor allem solche Arbeiten zuzuteilen, an denen er mangels Vorkenntnissen scheitern musste: das Mähen mit Sense und Sichel, das Melken der Kühe, das Drechseln von Zapfen für die Holzrechen, die Bedienung der Häcksel- und Dreschmaschine.

Mengele unterliess es, um Rat zu fragen oder seine Unkenntnis einzugehen. Stattdessen biss er die Zähne zusammen, wollte sich durchsetzen, sich durch Leistung Anerkennung verschaffen, wie oft in seinem Leben –

und tat sich, als diese ausblieb, nach Kräften leid. «Dann lieber Staub fressen, das war der einzige Weg aus der Sackgasse», klagte er in seinen Aufzeichnungen. Oder, als er Pferdestreu sieben sollte: «Nach der staubigsten Arbeit muss ich nun die dümmste verrichten, die ich mir vorstellen kann.» Oder, beim bitteren Nachsinnen über die fehlende gedankliche Tiefe in den Gesprächen mit der Bauernfamilie, die nun für Jahre sein täglicher und nahezu alleiniger Umgang war: «Hattest du nicht gesagt, du hättest vor nichts, was das Leben bringen könnte, Angst, fragte er sich selbst. Nun, dann darfst du dich vor allem von der Dummheit nicht schrecken lassen. Denn sie ist wohl das schlimmste und meist verbreitete Übel in der Welt.»

Selbstgerecht nahm Mengele nie das eigene Verhalten für die Reaktionen seiner Umgebung in Haftung. Nicht er setzte Ursachen, sondern es waren immer die anderen, die ihm Unverständnis entgegenbrachten, die seinen Überlegungen nicht folgen konnten, die ihm übelwollten. Bei solchen Gelegenheiten, schrieb er in seinen Erinnerungen, «schlug seine überlegene Gelassenheit in eine sarkastische Stimmung um, und er begann zu reimen, selbstironisch und schnodderig».

Zwei Beispiele mögen genügen, um die selbstmitleidigen Verse des Ausschwitz-Arztes in dieser Zeit beurteilen zu können:

*Bauchweh im Herzen
Und einen blauen Fleck am Sterzen
Vom allzu hohen Sturz.*

*Zwölf Arbeitsstunden
Und noch mehr Schwielen,
Riss' und Schrunden,
Doch geistig trat ich kurz.*

*Bessere Tage,
Die bringt die Zeit!
Nur wann? Die Frage,
Die ist mir vorerst schnurz!*

Noch um einiges verkitschter, doch von Mengele in seinen Erinnerungen stolz präsentiert und daher ganz gewiss auch nachträglich, im Abstand eini-

ger Jahre, von ihm nicht als geschmacklos empfunden, fiel das zweite Gedicht Mengeles aus:

*Blumen, meine stillen Freunde,
Löwenzahn und Hahnenfuss.
Seh' ich euch zu früher Stunde
,Guten Morgen' euch zum Gruss.*

*Glitzernd noch im Silbertaue,
Glockenblum' und grüner Klee,
Unter blanker Sense Rauschen
Ich euch sterbend fallen seh'.*

*Fürchtet euch nicht vor dem Tode,
Akelei und Margerit',
Blumen welken und vergehen,
Aber eu're starken Wurzeln nit.*

Mehr noch als die ungewisse Zukunft und die harte körperliche Arbeit machte Josef Mengele die Einsamkeit auf dem Lechnerhof zu schaffen. Seine Familie hatte beschlossen, keinerlei Verbindung mit ihm zu unterhalten, um den Amerikanern keinen Hinweis auf sein Versteck zu geben. So blieb Mengele auch zum Weihnachtsfest 1945 ohne Nachricht von seiner Frau oder seinen Eltern. «Ja, heute ist Weihnachtsabend», erinnerte er sich Jahre später in seinen Aufzeichnungen an diesen Tag, und «weit fort fliegen seine Gedanken zur Treppe vor dem Elternhaus, auf der die Mutter steht, die behäbige Frau, und ihm die Worte auf den Weg gibt: ‚Mein lieber Bub, diesmal wird's lange dauern/ Und wo ist sie heute?« Im Oktober 1944 hatte Mengele sie zum letztenmal gesehen, als er seine Frau von ihrem Auschwitz-Besuch zurück nach Hause begleitete. Und dann weiter in seiner Niederschrift, voll schmerzlichem Bedauern über das eigene Schicksal: «Zum ersten Mal wird heute der Robert¹⁰, der Sohn, einen Christbaum erleben, und die tapfere Mutter wird ihm auch ein kleines Spielzeug beschafft haben. [...] So denkt und kombiniert der Einsame in die Leere hinein, die ihn umgibt.

Das Zuviel des Ungewissen bringt ihn wieder zur eigenen Realität zurück. Sie ist hart, diese Wirklichkeit, und ohne Trost, aber sie kann nur ertragen werden, wenn wir noch härter sind, sagte er zu sich und hat alle weihnachtlichen Träumereien mit einem Mal weggewischt. Jeder muss sein Schicksal durchstehen, in amerikanischer oder östlicher Gefangenschaft, als Bauernknecht oder Verantwortlicher für das Überleben der Familie.»

Diese beständige Klage Mengeles über das eigene Los enthält nie Selbstreflexion oder einen wägenden Verweis auf das eigene Tun und die persönliche Verantwortung für die Wirklichkeit von Auschwitz, sondern ist immer Vorwurf gegen die Umwelt, gegen vermeintlich oder tatsächlich Bess er gestellte, ist also im Ergebnis eine erkenntnis- und schuldverweigernde Verdrängung. Der Täter hat sich klagsam in seiner Opferrolle eingerichtet. Nur das eigene, gegenwärtige Schicksal verdient Beachtung. Die Vergangenheit bleibt ausgeblendet.

Der Bauer hatte Mengele im Frühjahr 1946 dazu eingeteilt, den Stallmist nach dem Pflügen auf dem frisch umbrochenen Feld mit einer Gabel zu verteilen. Mengeles Handgelenke schwellen im Laufe der ungewohnten Arbeit an, die Sehnen begannen zu schmerzen. Er schrieb darüber in seinen Erinnerungen: «Aber es gibt kein Ausweichen und keine Flucht und keine Weigerung, denn es geht wieder um die bloße Existenz. Unerbittlich rücken die Furchen näher, und schonungslos zerschüttelt Hans¹¹ mit der Gabel den Mist und verbeisst den höllischen Schmerz im Handgelenk. Die Tränen rinnen dem alten Soldaten über die Wangen, und er stellt sich mit dem Rücken zum Pflüger, wenn er vorbeikommt, damit er das weibische Versagen nicht bemerken soll.»

Unerbittlich und schonungslos, höllischer Schmerz und alter Soldat, der sich weibisches Versagen nicht anmerken lassen möchte – das ist die Sprache der Nazis, die «hart wie Krupp-Stahl und zäh wie Leder» sein sollten und dann, wen wundert's, doch oft genug nur ganz gewöhnliche Feiglinge und keine Übermenschen waren.

Der KZ-Arzt und Massenmörder Mengele, der in Auschwitz ungezählte Menschen zu Tode gebracht hatte, mied in den Jahren danach, so gut es ging, die Erinnerung an seinen Einsatz im Vernichtungslager. Stattdessen bemühte

er sich, in die Gestalt eines alten Soldaten zu transzendieren, der selbstlos nichts als seine Pflicht getan habe, ohne nach einem persönlichen Vorteil zu fragen, und nun, statt des versprochenen Danks des Vaterlandes auch tatsächlich gewiss sein zu können, sich als Ausgestossener und Knecht einer ungewissen Zukunft ausgesetzt sah. Mengele erstrebte und erreichte für sich auch tatsächlich diese Abspaltung der eigenen Vergangenheit. Er liess sie hinter sich zurück. «Hans sagte aber wieder einmal zu sich: Man kann nur überleben, wenn man härter ist als das, was dieses unerbittliche Dasein bringt. Um das Überleben geht es, und deshalb ist es auch sinn- und zwecklos, sich über das gegenwärtig Bestehende hinaus Gedanken zu machen. Du hast ja auch nicht gefragt, wozu du deine Studien betreibst, wozu du dich der wissenschaftlichen Grundlagenforschung gewidmet, wozu du dich für die Wiedererstarkung deines Vaterlandes eingesetzt hast. [...] Es ging dir niemals um lauten und sichtbaren Erfolg und schon gar nicht um materiellen.»

Zuweilen freilich schien Mengele zu erschöpft, zu enttäuscht zu sein, um sein Versteckspiel noch weiter fortsetzen zu können: «Manchmal, wenn ihn eines langen Tages schwere Arbeit todmüde gemacht hat oder der Seele einsame Not ihn fast zu erdrücken droht, beschleicht Hans ein Gefühl der Gleichgültigkeit, der haltlosen ‚Wurstigkeit‘, von der es zur Selbstaufgabe nur noch ein Schritt ist.» Gerade dann aber «zwingt sich der Erschöpfte zu peinlicher Körperpflege und zu guter Lektüre. Waschen und Lesen werden zu Mitteln der Selbstdisziplinierung.»

Kalte Güsse also und die Lektüre von Schmökern wie *Lady Hamilton* und *Madame Bovary* oder der Erzählungen E.T.A. Hoffmanns, mit denen ihn ein Vetter des Bauern aus der Kreisstadt Rosenheim regelmässig versorgte, wurden für Mengele in Stunden der Niedergeschlagenheit zu probaten Mitteln der Schuldabwehr. Weitere Ablenkung und Entspannung verschafften ihm die Gespräche mit Dr. Weigl, den er am Sonntag Nachmittag und an den Feiertagen zu besuchen pflegte. Weigl war für Mengele in seiner ländlichen Abgeschiedenheit die Verbindung zur Welt. Weigl hatte ein Radio und hörte Nachrichten, er las Zeitungen und erfuhr in seinen Gesprächen mit den Patienten manches, was für Mengele wichtig war.

Weigl, der – so Mengele – im Spätsommer 1945 nicht gezögert hatte, «den Desolaten» aus München mit nach Riedering zu nehmen, «um ihn von dort auf die Suche nach Arbeit und Unterkommen zu schicken», konnte sich gleichwohl nicht der ungebrochenen Anerkennung seines Schützlings sicher sein. «Wieland», nannte ihn Mengele in seinen Lebenserinnerungen, war «von kleiner und schwächlicher Statur mit einem grossen Kopf» und «vor allem schnell bereit, für seine Schwierigkeiten mit harten Worten irgendwelche anderen verantwortlich zu machen, besonders dann, wenn es diese nicht hörten». Sonst aber, erkannte Mengele an, «war er doch ein aufrechter Mann, dem es nicht an Civilcourage fehlte». Politisch scheinen ihn nicht Welten von Josef Mengele getrennt zu haben, sondern allenfalls eine gewisse gutmütige Einfalt, die sich von der ideologischen Schärfe seines Besuchers und Gesprächspartners abhob.

«Haben Sie schon die neueste Geschichte aus Nürnberg gehört», fragte der Riederinger Arzt seinen Schützling Mengele nach dessen Aufzeichnungen am Ostersonntag 1946 und berichtete dann, dass der russische Ankläger am Internationalen Tribunal, Roman Rudenko, auf Hermann Göring geschossen, aber diesen verfehlt habe. In die Todesstille des Gerichtssaals nach dem Schuss soll Göring gesagt haben: «Darauf können Sie sich verlassen, ich hätte getroffen.» Einen solchen Zwischenfall hat es in Nürnberg nicht gegeben. Aber die Kolportage beschreibt trotzdem recht zutreffend die in der Bevölkerung damals weit verbreitete Stimmung aus Trotz und Abwehr, auf die zunächst fast alle Versuche der Siegermächte stiessen, den einzelnen Deutschen ihren jeweiligen Anteil an den Verbrechen des Nationalsozialismus klarzumachen – und sei es auch nur eine Mitschuld, die durch Wegschauen und Duldung den Massenmord und die Unterdrückung Anders denkender nicht gehindert, sondern erst möglich gemacht hat.

Einen Teil dieser Aufklärung sollten die auf Tausende von Dokumenten gestützten Anklagen im Prozess gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher besorgen, einen anderen die neu zugelassenen Zeitungen und die Wochenschaun in den Kinos mit ihren Originalaufnahmen und Augenzeugenberichten aus den Vernichtungslagern und von den übrigen Orten des Grauens.

Es liegt auf der Hand, dass solche Veröffentlichungen, die ihm der Riederlinger Arzt bei seinen Besuchen zugänglich machte, Mengele nicht wirklich unter die Haut gingen. Den Panzer seiner Selbstgerechtigkeit konnten Zeitungsartikel nicht durchbrechen. Mengele schrieb darüber in seinen Erinnerungen: «Da die siegreichen Nationen beschlossen haben, die Deutschen nicht nur durch Hunger, sondern auch durch eine geschickte Propaganda von geschickten Leuten umerziehen zu lassen, sind die deutschen Nachrichtermittel [...] nur noch Organe der Selbstbeschmutzung. Und so liest und hört der durch so viel Not schon apathisch gewordene Deutsche von den schlimmen Kriegsverbrechen, die er begangen hat, von den Konzentrationslagern, von den Zwangsarbeitern, von den Leiden der Bevölkerung in den von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebieten und von der Verworfenheit seiner ehemaligen nationalsozialistischen Führung überhaupt.»

Zwar bezeichnete Mengele diese Berichte nicht schlechterdings als Falschmeldungen. Das hätte seinen Absichten der Selbstreinwaschung auch nicht gedient, denn schliesslich war in der Nachkriegsbevölkerung das Wissen um die von den Alliierten unter Beweis gestellten Verbrechen weithin Allgemeingut. Aber Mengele relativierte diese Vorwürfe doch insofern, als er sie in Beziehung setzte zu Unrechtshandlungen, denen auch Deutsche in der Nachkriegszeit ausgesetzt waren: «Am eigenen Leibe aber erlebt [der Deutsche], was ihm die Zeitung vorwirft, besonders in der sowjet-russisch besetzten Zone, in Freudenstadt¹² oder in den Standorten der schwarzen, amerikanischen Einheiten. Verglichen mit dem Nachkriegsdrama im besetzten Deutschland, erinnern die Okkupationen der Wehrmacht an feuchtfröhliche Zwischenakte schlechter Filmoperetten. Man muss ja auch sehr laut von den Zuständen in deutschen Lagern lärmern, damit Hunderttausende von Soldaten-Müttern und -Frauen, wie die Zellerbäuerin, der zwei Buben in russischer Kriegsgefangenschaft verhungern, die Schuld dafür den ‚Nazis‘ anhängen.»

Mengele zeigte Verständnis dafür, dass «die angeheizte Feindpropaganda ihre vollen Dreckkübel über die Deutschen ausschüttet» – schliesslich sei dieser «angestaute Hass Rache für all das, was man in den sechs Kriegsjahren [...] einstecken musste, [...] vorweggenommene Rechtfertigung dessen, was

man dem deutschen Volk nun antut und was man mit ihm noch anstellen wird». Seine ganze Wut aber galt jenen Deutschen, die sich zu politischer Zusammenarbeit mit den Alliierten bereitfanden.

Das «wirklich Schmerzliche, Verletzende und Unfassbare» sei doch «die Schamlosigkeit, mit der sich Deutsche aller politischen Richtungen an dieser Schandpropaganda beteiligen». Zu dieser Würdelosigkeit geselle sich ein Denunziantentum unglaublicher Niedertracht, das zur schlimmsten Waffe derjenigen geworden sei, die während der NS-Zeit aus politischen Gründen oder wegen fehlender Begabung kaltgestellt gewesen seien. Mengele wollte nicht ertragen, dass sein eigenes, massloses und verbrecherisches Verhalten während der NS-Zeit die völlig hinreichende Begründung für alle Ermittlungs- und Verfolgungsmassnahmen gegen ihn in den Jahrzehnten danach gewesen ist.

Mengele brauchte die Abwertung der Motive seiner politischen und persönlichen Gegner, um sein Tun nachträglich nicht in Frage stellen zu müssen. Die Flucht in Verschwörungsszenarien ersparte Mengele die Auseinandersetzung mit der auch für ihn damals durchaus wahrnehmbaren Wirklichkeit und mit der eigenen Verantwortung für vergangenes Handeln. Den Anwürfen und Ausreden Mengeles scheint niemand auf dem Bauernhof und auch der Riederinger Arzt nicht widersprochen zu haben. Jedenfalls hielt Mengele darüber nichts in seinen Aufzeichnungen fest. Stattdessen protokollierte er, jetzt unter dem Decknamen Andreas, in direktem Anschluss an seine vorstehend zitierten Angriffe auf NS-Gegner ein Gespräch mit Weigl, in dem beide Mediziner völlig übereinstimmend alliierte Filmberichte über ausgemergelte Gefangene und Berge von Leichen bei der Befreiung verschiedener Konzentrationslager zu Fälschungen erklärten.

Er habe neulich in München im Kino einen Film über die Konzentrationslager gesehen, eröffnete Wieland die Unterhaltung, «da scheinen ja schreckliche Zustände geherrscht zu haben». Auch wenn man ausser Acht lasse, dass einige der Filmsequenzen wohl nicht authentisch seien, sondern – wie Weigl meinte – Leichenberge zeigten, die von der deutschen Wochenschau nach

alliierten Bombenangriffen aufgenommen worden seien, habe der Film doch unbezweifelbar gezeigt, dass «dort Menschen unter katastrophalen Ernährungsbedingungen lebten und wohl auch starben».

Mengele fragte seinen Kollegen, wann denn wohl diese Filme gedreht worden seien. Nach der Besetzung der Lager durch die Alliierten, antwortete Dr. Weigl. «Sicher nicht früher», stellte Mengele fest und fuhr dann fort: «Und so geben sie nur Auskunft über die Zustände, wie sie zum Zeitpunkt der Aufnahme geherrscht haben. Oder eben einige Wochen und Monate vorher, während der letzte Akt des Krieges über die Bühne ging.»

Dann setzte Mengele sein Entlastungsmanöver fort, das in ganz ähnlicher Weise noch heute von Alt- und Neonazis gegen die «Gaskammerlüge» ins Feld geführt wird: «Eigentlich braucht man dem nichts hinzuzufügen, denn jeder Mensch, der diese Katastrophe mitgemacht hat, weiss, welche unüberwindlichen Versorgungsschwierigkeiten in diesen letzten Kriegsmonaten herrschten. Natürlich und verständlich ist, dass die Lager besonders stark unter dem chaotischen Zusammenbruch leiden mussten, was zu Zuständen führte, wie sie in dem Film festgehalten wurden.»

Nicht bis zum letzten Kriegstag und unbeirrt von der Lage an den Fronten durchgehaltene «Vernichtung durch Arbeit» und auch nicht eiskalt vollzogener Völkermord sollen nach Mengeles kaltschnäuziger Erklärung als Begründung für den millionenfachen Tod herhalten, sondern vorübergehende Transport- und Nachschubprobleme in den letzten Kriegswochen. Es sei eben Krieg gewesen. Und da hungert man. Und da kränkelt man. Und nicht wenige sterben auch daran.

Kriege, dozierte der Anthropologe und Rassenkundler, seien «biologisch notwendige und unvermeidbare Auseinandersetzungen der menschlichen Rasse, die deren Anpassung an die planetaren Gegebenheiten garantieren». Es seien «Auslesevorgänge im freien Spiel der biologischen Kräfte, dem alle Lebewesen, auch die Menschen, unterworfen» seien. Wer da auf der Strecke bleibe, sei eben der Schwächere, der Untüchtigere und der Untaugliche gewesen. So sei das ewige Gesetz des Lebens.

Vollends überzeugt hatte Mengele seinen Gesprächspartner Weigl anscheinend noch nicht, denn dieser stellte in Frage, ob Konzentrationslager

tatsächlich unabweisbar erforderlich gewesen seien. Mengeles Antwort: «Im Kriegsfall muss ja wohl jedes Land eine Einrichtung haben, wo es eigene staats gefährliche Elemente, sabotageverdächtige Ausländer, spionagewilliges Gesindel wie Dirnen, Zigeuner und Berufsverbrecher festhält. In Deutschland dienten dafür die Konzentrationslager.»

«Und warum steckte man die Juden in diese Lager», setzte Dr. Weigl den Wortwechsel fort – der in dieser Form stattgefunden haben mag oder auch nur fiktiv in Mengeles Aufzeichnungen geführt wurde, um ihm Gelegenheit zu geben, Argumente der Selbstrechtfertigung zu erproben. «Nun, sie gehörten ja wohl auch zu jener Gruppe von potentiellen Staatsfeinden, deren man sich versichern musste», gab Mengele zurück. Auf die Nachfrage, ob er die «Internationalität», die «weltweite Organisation» und die Verbindung der Juden «zu Feindländern und deren Nachrichtendiensten» als Begründung für diese Überwachung, Ausgrenzung und Deportation der Juden heranziehen wolle, kam Mengele zum Kernpunkt seiner Darstellung: «Wenn aber die oberste Führungsinstanz dieser internationalen Organisation, also der Alljüdische Weltkongress, dem Deutschen Reich offiziell den Krieg erklärt¹³, braucht über die Berechtigung der Sammlung und Verwahrung der Juden in Lagern nicht mehr diskutiert zu werden. Das Unterlassen einer solchen Gegenaktion würde man wohl in jedem Land als eine fahrlässige Gefährdung der eigenen Sicherheit betrachten.»

Da zudem Hitler im März 1939 in einer Rede «das Judentum eindringlich gewarnt» habe, «die Völker nicht zu einem Krieg gegen Deutschland aufzuhetzen», weil «ihnen das schlecht bekommen» werde, führte Mengele weiter aus, hätten sich die Juden die Konsequenzen ihrer Widerborstigkeit selbst zuzuschreiben.

Als Abschluss dieses Gesprächs über die nachgerade zwingende Erfordernis von Konzentrationslagern legte Mengele seinem Fluchthelfer in den Mund, dass «dieser Krieg wohl der erste unter arischen Völkern» gewesen sei, «bei dem auch das jüdische, wie die anderen, sein Opfer bringen musste». Weigl brachte die geschichtsklitternde Hasstirade Mengeles auf den von ihm angezielten Punkt: «Ist das nicht auch eine Betrachtungsmöglichkeit dieses geschichtlichen Ereignisses?»

Mengele war mit dieser Schuldverlagerung von den Tätern auf die Opfer des Massenmordes sehr einverstanden. Sein eigenes Verhalten verlor dadurch den Charakter verbrecherischen Tuns und wuchs hinauf in den kriegsvölkerrechtlich geregelten Bereich des sanktionierten, soldatischen, kriegerischen Handelns. Das Judentum, so wollte Mengele die kausale Abfolge gewürdigt sehen, hetzte dank seiner weltweiten Verbindungen arische Völker zum Schicksalskampf gegen das Dritte Reich und hatte sich deshalb alle Folgen bis hin zur eigenen Vernichtung selbst zuzuschreiben.

Mengele wollte in seiner bizarren historischen Ausdeutung nichts zulassen, was das eigene Selbstbild beschädigt hätte. Hitler «Welteroberungspläne zu unterstellen ist ebenso töricht wie lächerlich, allein schon wenn man an sein weltanschauliches Programm denkt, das auch in einem gesicherten Frieden durchgeführt werden konnte. Vielleicht hätte dieser wirkliche und gesunde, völkische Sozialismus alle Völker überzeugt und auf die friedlichste Weise – wenn man so will – die Welt erobert.»

Dieses friedliche Kräftemessen aber habe «das Grosskapital» verhindert, hinter dem «die Juden mit ihren internationalen Verbindungen» steckten. Der Krieg, den «das internationale Judentum Deutschland aufzwang», habe «eine friedliche Lösung der Judenfrage vereitelt». Denn entwickelten sich «solche Auseinandersetzungen» in Kriegszeiten, so pflegten sie auch «kriegerische Formen anzunehmen, bedingt durch die veränderten allgemeinen Verhältnisse und nicht zuletzt durch die psychologischen Reaktionen».

Deutlicher, was denn diese unfriedliche «Lösung der Judenfrage» tatsächlich für die Judenheit bedeutete, wurde Mengele an keiner Stelle seiner Lebenserinnerungen oder sonstigen Aufzeichnungen. Und, natürlich, möchte man nach all diesen wirren Ausführungen sagen, verschwieg Mengele auch für sein gesamtes weiteres Leben seiner Familie und sogar engsten Vertrauten, was konkret sein eigener Anteil an dieser «Auseinandersetzung in kriegerischer Form» gewesen war.

Selbst den eigenen Sohn bezog Mengele in dieses geschlossene System vollendeter Verdrängung ein, wenn es denn keine bewusste Lüge war. Er versicherte ihm in späteren Jahren «beim Augenlicht meiner Mutter», dass

er «nie jemanden getötet, nie jemandem persönlich etwas zuleide getan hat».¹⁴ Nachdem Mengele sich und alle seinesgleichen so vom Täter zum Mitläufer gewandelt hatte, stellte er sich am Ende in seinen Aufzeichnungen als einer der vielen Kleinen dar, die wegen der «Masslosigkeit» der Grossen kaum ins Gewicht fielen, jedenfalls für deren «Fehler, Schwächen und Irrtümer» nicht zu haften hätten. Derart entschuldigt, konnte sich Mengele seiner Larmoyanz überlassen. Er vollzog den letzten Schritt – und verstand sich fürderhin ausschliesslich als Opfer: als Opfer der Nazi-Führer, als Opfer des Krieges, als Opfer der Sieger, als Opfer des Bauern – und zumindest als potentielles Opfer einer Nachkriegsjustiz, die für ihn, wie er annahm, «nur Rächer und keine Richter» bereitgehalten hätte.¹⁵

Der *Rosenheimer Anzeiger*, ein achtseitiges Blatt, das in der Bauernfamilie gelesen wurde, berichtete regelmässig über Sühnemassnahmen, die gegen örtliche Nazibonzen verhängt worden waren, über den Verlauf des Nürnberger Prozesses und über die inzwischen angelaufene Entnazifizierung. Mengele musste widerwillig erkennen, dass er und andere Schwerbelastete nicht ungeschoren davonkommen würden und dass es auch nicht allein Sache der Sieger war, nach Verdächtigen zu fahnden und diese abzuurteilen. Der Nationalsozialismus war zu grausam mit seinen Gegnern umgegangen und die Last, die auch jene tragen mussten, die nur zugeschaut hatten und mitgelaufen waren, war so bedrückend, dass es nicht an Deutschen fehlte, die eine Abrechnung, eine Bewusstmachung und eine Bewältigung dieser Vergangenheit als Voraussetzung jeder menschlicheren politischen Zukunft forderten.

Mengele wollte das nicht verstehen. Womöglich konnte er es auch nicht. Denn diese Haltung war der seinigen ja nicht nur entgegengesetzt, sondern sie bedrohte ihn unmittelbar und fundamental. «Gibt es etwas Unverständlicheres», fragte er in seinen Erinnerungen, «als das Verhalten des deutschen Volkes nach seiner so selbstbewussten Befreiung aus den Fesseln von Versailles, nach einem so glanzvollen Aufstieg in kürzester Zeit, nach einem ruhmreichen Krieg, einem gigantischen Ringen gegen eine Welt von 48 Feindstaaten, nach einem Zusammenfinden zu einer dies alles ermöglichenden Volksgemeinschaft?»

Die Wunden, die Krieg und Gewaltherrschaft geschlagen hatten, bluteten noch. Das Entsetzen über die Kälte und Erbarmungslosigkeit des braunen Terrorapparats war frisch. Die Erinnerung an die Todesangst an der Front, in den Bombennächten und in den Folterkellern war weder unter den Gefolgsleuten noch unter den Gegnern des Nationalsozialismus verblasst. Dennoch erschien Mengele diese Bereitschaft bei gar nicht so wenigen Deutschen, sich dieser Vergangenheit zu stellen, als «Wirkung jener geschickten Leute, die das deutsche Volk umerziehen und die ihm inzwischen schon beigebracht haben, dass nur die bösen ‚Nazi‘ an dem Krieg schuld sind und nun zur Rechenschaft gezogen werden».

In Kürze, schrieb er, seien die Urteile im Nürnberger Prozess zu erwarten. Dann würden weitere Verfahren folgen, und das «gesamte deutsche Volk bis zu jenen, die bei Hitlers Machtübernahme Säuglinge waren», hätte sich einer Entnazifizierung zu unterziehen, die dem Auschwitzer Vergasungsfachmann als «Gewissensentlausung» zutreffend beschrieben erschien. Die Russen, jammerte er, unterdrückten nun die Bevölkerung durch «wiedergekehrte oder erwachte Kommunisten», während die westlichen Demokraten die ehemaligen NSDAP-Parteigenossen zu Sündenböcken erklärten, die alles Unglück verschuldet hätten und über die deshalb ganz zu Recht herzufallen sei. Nachdem, wie Mengele zutreffend feststellte, fast alle Deutschen in verantwortlichen Stellungen «irgendwie mit der Partei oder ihren Organisationen liiert» waren, hätten – und das wiederum sah Mengele völlig falsch – die Besatzer und deren Berater «durch diesen Trick» der Entnazifizierung «das deutsche Volk zunächst dekapitiert und einem Grossteil seiner Elite für die Zukunft ein schweres Handicap angehängt».

In der amerikanischen Besatzungszone mussten seit Märzanfang 1946 alle vor 1919 Geborenen einen mehrseitigen Fragebogen ausfüllen, in dem sie über ihre politische Vergangenheit Auskunft geben sollten. Danach wurden sie von sogenannten Spruchkammern, in die politische Gegner des Nationalsozialismus berufen worden waren, in fünf Kategorien eingeteilt: Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete.

Insgesamt kam es in allen drei Westzonen bis zu Beginn der fünfziger Jahre zu geringfügig mehr als sechs Millionen Verfahren.

Davon endeten allerdings vier Millionen mit der Einstufung «entlastet». Über eine Million Ex-Nazis wurden zu «Mitläufern» erklärt. Nur 1'700 mussten sich als «Hauptschuldige» und weitere 23'000 als «Belastete» erheblichen Sühnemassnahmen stellen. 150'000 kamen als «Minderbelastete» mit geringen Strafen davon.¹⁶

Ziel der Entnazifizierung war für Mengele natürlich nicht ein Prozess der Selbstreinigung des deutschen Volkes, sondern «dass man nun die Deutschen zumindest in zwei Lager spalten und die völkische Solidarität vernichten konnte».

Als die Fragebögen auf dem Lechnerhof eintrafen, übernahm er es, sie für die des Schreibens ungewohnte Bauernfamilie auszufüllen. Alle Mitglieder der Familie Fischer galten als «Nichtbetroffene», da keiner einer NS-Organisation angehört hatte. Und auch Mengele alias Fritz Hollmann erklärte sich für «nicht betroffen», da er als ehemaliger Berufsoffizier kein Parteimitglied werden konnte. «Hans¹⁷ kostete sogar die falsche Ausfüllung des Fragebogens eine nicht unerhebliche Überwindung», schrieb Mengele wenig überzeugend in seinen Aufzeichnungen, «denn er hielt diese Tierbeschau [...] für das Unwürdigste, was man einem Volk antun kann, wobei man die einen Volksgenossen zu Richtern über die Gesinnung der anderen in der Vergangenheit machte».

Mengele, der seit zehn Monaten ohne Nachricht von seiner Familie war, drängte es Anfang August 1946, endlich Verbindung nach Günzburg aufzunehmen. Dr. Weigl hatte ihm mitgeteilt, dass er versuchen wolle, seine eigenen Eltern in Karlsruhe zu besuchen, und die Bahnfahrt in Mengeles Heimatstadt unterbrechen könne. Mengele beschrieb ihm, wo er seinen Bruder Karl antreffen könne, ohne bei Dritten Aufmerksamkeit zu erregen, und wie er sich diesem als vertrauenswürdiger Mittelsmann zu erkennen geben solle.

Die Begegnung mit dem Bruder kam dann auch tatsächlich zustande. Weigl berichtete nach seiner Rückkehr, was ihm Karl Mengele an Neuigkeiten aufgetragen hatte. Die Produktion in der Fabrik war längst wieder angelaufen, Frau und Sohn wohnten noch immer in Autenried, der Vater war weiterhin in amerikanischem Gewahrsam und der Bruder Alois in jugoslawischer Gefangenschaft, aber immerhin am Leben. Die Mutter allerdings war am 28. Januar 1946 an den Folgen eines Herzleidens gestorben.

Diese Nachricht berührte Josef Mengele mehr als alle anderen. «Also die Mutter ist tot», beschrieb er seine Reaktion, «sie hat sich wohl grosse Sorgen um mich gemacht und um den Albert¹⁸ und den Vater. Dass ich leb, hat sie ja über die Frau von Alfons¹⁹ erfahren. Aber die Schmierereien der Hasspropaganda und die Hetzereien im Radio sind vielleicht auch bis zu ihr gedrungen? Natürlich hast Du das alles nicht geglaubt, Du kennst mich ja. Aber die Leute haben Dich dann schief angeguckt, die, die mich nicht so genau kennen.»

Aber um «diese Leute», da war sich Mengele ganz sicher, habe sich seine Mutter gewiss nicht gekümmert. Auf das Urteil Aussenstehender habe sie ohnehin nie grossen Wert gelegt. Dafür lebte die Familie Mengele, die ja nicht zu den alten Familien, sondern zu den sozialen Aufsteigern des Provinzstädtchens an der Donau zählte, schon immer viel zu sehr auf sich selbst bezogen. Allenfalls das Wort des katholischen Pfarrers hatte für sie Gewicht und die Verhaltensmassregeln ihrer Kirche.

Mengele, der auch als Parteigenosse und SS-Angehöriger Mitglied der katholischen Kirche geblieben war, empfand es trotz seines Einsatzes im Vernichtungslager offenbar nicht als Lästerung, den Herrgott der Mutter gegenüber als Eideshelfer für sein Verhalten dort in Anspruch zu nehmen: «Da Du nun vor Deinem Herrgott stehst und Dich rechtfertigen musst, wie Du immer sagtest, könnten vielleicht doch Zweifel Dich in arge Gewissensnot bringen. Aber gerade weil Deine Söhne so sind, wie Du sie erzogen hast, gibt es da nichts, was Du nicht verantworten könntest.» Die Mutter hatte in der Tat nichts zu verantworten – aber auch Mengele fühlte sich von jeder Verantwortung frei, seitdem er, wohl irgendwann in Auschwitz oder auch schon davor, in den Stand der Gewissenlosigkeit hineingewachsen war, um von der Last seines Tuns nicht erdrückt zu werden.

Bereits für den ersten Freitag Abend nach Weigls Heimkehr nach Riederling hatte sich Mengeles Bruder Karl zum Gegenbesuch angekündigt. Er erwartete Josef Mengele unter einer Baumgruppe ausserhalb des Dorfes. Beide Brüder waren sehr befangen. Zu ungewöhnlich waren die Umstände, unter denen sie sich wiedersahen. Der Ältere: als Kriegsverbrecher gesucht, unter falschem Namen abgetaucht, eine Belastung sowohl für die Familie wie für den ‚guten Namen‘ der Firma. Der Jüngere: unter Berufsverbot we-

gen seiner Parteimitgliedschaft, gleichzeitig der einzige Mengele, der sich wegen der Internierung des Vaters und der Kriegsgefangenschaft des jüngsten Bruders um das Schicksal der Familie und des Betriebes kümmern konnte und sollte.

Josef Mengele beschrieb die angespannte Stimmung dieser Begegnung: «Dabei erfuhr Hans²⁰ auch Einzelheiten über den Tod der Mutter, an dem unfähige Ärzte, die an den Krankenhäusern die Stellen der suspendierten Kollegen okkupierten, nicht ganz unschuldig waren. Sein [...] Benehmen wurde ihm später als Mangel an Mitgefühl ausgelegt, besonders weil er die Todesnachricht der Mutter so gelassen aufgenommen und nur flüchtig registriert hatte. Hans erzählte dann seine Erlebnisse in kurzen Worten. Welche Wirkung sie auf den unbewegt zuhörenden Bruder ausübten, konnte er nicht feststellen. Es war auch unter den Brüdern nicht üblich, ihre Gefühle einander zu zeigen. Sie waren zudem durch die Sorge, wie es weitergehen sollte, allzu sehr beeinflusst. Eine leichte Enttäuschung löste bei Hans die Bemerkung von Franz²¹ aus, man hätte Irmgard²² nicht benachrichtigen können, da sie im Allgäu in Urlaub sei.»

Wenige Tage nach diesem Wiedersehen kam die Frau des Landarztes auf den Lechnerhof und informierte ihn, dass ihn ein Besucher erwarte, den seine Frau zu ihm geschickt habe. «In einer eigenartigen Stimmung, gemischt aus Ärger, Neugierde, Zweifel, Vorsicht und Entschlossenheit», schrieb Mengele, sei er auf den Unbekannten zugegangen. «Ein mittelgrosser Herr Seckler²³ bringt Grüsse von Frau Irmgard aus Aulersried²⁴, wo auch er als Evakuierter wohne, und übergibt ein kleines Päckchen, das das gewünschte Medikament enthalte. [...] Mit fast aufdringlicher Beredsamkeit versucht er Hans zu überzeugen, hier nicht bleiben zu können, und empfiehlt ihm, alles zu versuchen, ins Ausland, am besten nach Übersee zu gelangen. Wie man das anstellt, weiss er natürlich auch nicht. Die wohlgemeinten Ratschläge nimmt Hans ohne Argwohn auf und freut sich, als er schliesslich erfährt, dass ihn seine Frau demnächst besuchen wolle.»

Das Medikament war offenbar das von Irene Mengele seit dem ersten Treffen mit ihrem Mann im Sommer 1945 verwahrte Gift.

Anscheinend hatte sich Mengele gegen Kriegsende wie viele Nazi-Funktionäre mit Zyankali versorgt, um im Falle einer Gefangennahme Selbstmord begehen zu können. Mengele quittierte den Empfang dieses Giftes mit Erleichterung: «Der Besitz des ‚Medikaments‘ beruhigt ihn. [...] Das ‚Medikament‘ gibt ihm ein positives Gefühl der Sicherheit. Welcher Sicherheit? Das Spiel bis zur letzten Runde treiben zu können, es darauf ankommen lassen zu können, die letzte Konsequenz bis zum unausweichlichen Moment hinaus schieben zu können, glaubt er. Vielleicht ist es eine Selbsttäuschung, aber sie gibt ihm innere Kraft und macht ihn zum mindesten selbstsicher.»

An einem Herbstsonntag 1946 wagte seine Frau den ersten Besuch in Riederling. In seinen Aufzeichnungen fasste Mengele diese Begegnungen, die nach Angaben seiner Frau künftig «fast alle zwei Monate» stattfanden²⁵, zu einer einzigen zusammen, womöglich um seine Verstimmungen und die Spannungen deutlicher hervortreten zu lassen, unter denen diese Beziehung zu seiner Frau in den Nachkriegsjahren stand.

Mengeles Darstellung dieser Entwicklung lässt daher eher Rückschlüsse auf seine eigene seelische Verfassung zu als auf den tatsächlichen Verlauf dieser Treffen im Einzelnen. «Ein verlegenes Lächeln bringt die beiden einander näher», schrieb Mengele. «Die Begrüssung ist keineswegs stürmisch, vielmehr gehemmt und sehr verhalten. Es steht mehr zwischen ihnen als nur die zwei Jahre, die man sich nicht sah und in denen man nichts voneinander wusste²⁶. Vielleicht war es gut so, denn nun dämmert ein neues Wissen auf, das irrige Vorstellungen und Illusionen zerstört. Noch weiss es Hans²⁷ nicht so genau.»

Seine Frau schlug ihm in diesem Gespräch vor: «Du musst raus aus Deutschland, und am besten wäre es, nach Südamerika zu gehen. [...] Dann spricht man wieder von der Aussichtslosigkeit der gegenwärtigen Situation von Hans, die auf Jahre hinaus ein gemeinsames Leben unmöglich erscheinen lässt. Dabei fällt dann das Wort: Wollen wir uns nicht scheiden lassen?» – «Vielleicht späten, antwortet Hans, ‚aus Tarnungsgründen/»

Mengele wollte nicht wahrhaben, dass es seiner Frau bei ihrem Vorschlag, sich scheiden zu lassen, nicht um ein Tarnmanöver zu seiner Sicherheit ging.

Er wollte nicht verstehen, dass es nicht die räumliche Trennung, das Alleinsein waren, die seiner Frau vor allem zu schaffen machten. Tatsächlich begann sie zu begreifen, einen Mann geheiratet zu haben, der ihr immer fremd bleiben würde und unheimlich wurde, je mehr sie über seine Verwendung in Auschwitz erfuhr.

Am 7. Oktober 1945 hatte sie noch in ihr Tagebuch geschrieben: «In der Lokalzeitung taucht sein Name auf, und da heisst es: ‚Mit tierischer Wollust sah er Menschen sterben/ Man möchte lachen. [...] Was soll er denken, wenn er solches Geschmiere liest?«²⁸ Ein Jahr später musste sie auf Grund der vielen zusätzlichen Informationen, die ihr über die Vernichtungslager und die Funktion ihres Mannes in dem grössten von ihnen zugänglich geworden waren, mindestens für möglich halten, dass nicht alles «Geschmiere» war, was über ihn berichtet wurde. Dieses auszuhalten ging dann offensichtlich über ihre Kraft. Sie suchte Ablenkung und war für die Unterstützung dankbar, die ihr neue Bekannte wie jener Seckler anboten.²⁹ Die Beziehung zu Mengele, die auch wegen des Krieges nie eine wirkliche Ehe hatten werden können, zerbrach. Zu unterschiedlich und womöglich unvereinbar waren nicht nur die Persönlichkeit und die Interessen der Eheleute, sondern vor allem die ideologische Fixierung und die zusätzliche individuelle Last, die sie aus den vergangenen Jahren über das Kriegsende hinweg zu tragen hatten.

Mengele wusste, er würde nie heimkehren und dort wieder einsetzen können, wo er vor seiner Versetzung nach Auschwitz 1943, vor seiner Freiwilligenmeldung zur Waffen-SS 1940 oder vor seinem Dienstantritt am Frankfurter Universitätsinstitut für Erbbiologie und Rassenhygiene 1937 gestanden hatte. Eine Rückkehr zu seiner Familie, in das zivile Leben überhaupt, in den Beruf – das alles war dem zur Fahndung ausgeschriebenen Kriegsverbrecher Mengele unmöglich. Er konnte sich entweder den Alliierten stellen oder musste sich für eine nicht absehbare Zeit und in der ständigen Gefahr, durch einen Zufall doch entdeckt zu werden, versteckt halten.

Das muss Mengele in diesen Gesprächen mit seiner Frau deutlich geworden sein. Mengele begriff zumindest ansatzweise, dass der Trennungswunsch seiner Frau auch die Aufkündigung der gemeinsamen politischen

Vergangenheit bedeutete und wenigstens eine Anfrage an ihn war, zu dem zu stehen, was darüber hinaus er und nicht sie zu verantworten hatte. Mengele: «Ob sie mich für mein Schicksal verantwortlich hält? Nein, sicherlich nicht, oder doch, aber nur als Konsequenz meines Charakters. Sie will jedoch nicht akzeptieren, dass es auch das ihre ist. [...] Sie liebt mich also nicht mehr. Doch, sie liebt mich, nur will sie für diese Liebe keine Opfer bringen. Sie ist in einen Konflikt geraten zwischen dieser Liebe und ihrem Egoismus. Der ist in ihr so mächtig, dass sie ihm wohl schon alle Werte und Verpflichtungen geopfert hat.»

Wenige Wochen später unternahm Mengele nach seinen Aufzeichnungen einen letzten Versuch, seine Ehe durch eine Aussprache mit seiner Frau noch zu retten. Entgegen der Warnungen des Riederer Arztes wagte er mit seinem gefälschten Entlassungsschein und ohne sonstige Ausweispapiere eine Bahnfahrt nach Sonthofen. In dem nahegelegenen Dorf Altstädten³⁰ hatte sich Irene Mengele in einem Gasthaus eingemietet.

Als Mengele im Spätherbst 1946 dort ankam, traf er zunächst seine Frau nicht an. Auf einem Fussweg am Flüsschen Iller begegnete er ihr: «Offenbar erkennt sie ihn nicht, sie kommt schlendernden Schrittes näher, fast vergnügt, scheint es. Erst einige Meter vor ihm weiss sie, wer ihr entgegenkommt. Sie erschrickt, bleibt stehen und wird kreidebleich, als Hans³¹ schweigend an ihr vorbeigeht.» Die folgende Nacht, schrieb Mengele, «bringt die Gewissheit, die Hans wohl ahnte, aber nicht anerkennen wollte, dass auch seine Ehe mit der grossen Katastrophe kaputtgegangen ist». Mengele machte es sich einfach, er nahm es historisch: «Mit dem Dritten Reich ging auch seine Ehe zu Ende, sie hatte einfach zu bestehen aufgehört, wie vieles andere. Trümmer waren übriggeblieben, auch von seiner Ehe. Man musste sie wegräumen und Neues errichten.»

Zunächst allerdings minderte Mengele seine Aussichten, sich weiterhin erfolgreich vor den Amerikanern oder deutschen Behörden verstecken zu können, durch eine Kurzschlusshandlung selbst ganz erheblich. In einer Auseinandersetzung nach seiner Rückkehr mit Dr. Weigl und dem zu Besuch nach Riederer gekommenen früheren Wehrmachtsarzt Dr. Ulmann, die ihm

beide vorhielten, wie er es denn wagen könne, sich und seine Helfer durch eine derart unbedachte Reise der Gefahr des Entdecktwerdens auszusetzen, zog Mengele verärgert den gefälschten Entlassungsschein aus der Tasche und übergab ihn an Weigl, der das Dokument zerriss und verbrannte.³²

Ohne Papiere war Mengeles Bewegungsfreiheit nun vollkommen eingeschränkt. Für die Zukunft konnte er den Lechnerhof in Mangolding kaum mehr verlassen. Selbst Besuche bei dem Arztehepaar in Riedering wurden zum erheblichen Risiko, da er jederzeit in eine Kontrolle deutscher Polizisten oder amerikanischer Soldaten geraten konnte. Sein Umgang beschränkte sich daher in der kommenden Zeit weitgehend auf die Bauernfamilie. Informationen über die politische Entwicklung im Land bezog er künftig in erster Linie aus der Tageszeitung und aus gelegentlichen Besuchen seines Bruders Karl sowie des Jugendfreundes Hans Sedlmeier, der in der väterlichen Firma arbeitete und in den kommenden Jahren zur wichtigsten Verbindungsperson Mengeles werden sollte.³³

Was er dieser Zeitungslektüre und den Gesprächen mit seinen Vertrauten entnahm, war nicht dazu angetan, ihn zu beruhigen. Anfang Oktober 1946 erfuhr Mengele von den Urteilen des Nürnberger Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher: zwölfmal Todesstrafe (Bormann in Abwesenheit, Frank, Frick, Göring, Jodl, Kaltenbrunner, Keitel, Ribbentrop, Rosenberg, Sauckel, Seyss-Inquart, Streicher), dreimal lebenslang (Funk, Hess, Raeder), vier zeitlich begrenzte Freiheitsstrafen (Dönitz, Neurath, Schirach, Speer) und drei Freisprüche (Fritzsche, Papen, Schacht).

Als «politisches Theater», als «nicht diskutierbare Farce» und als «Novum der neueren Weltgeschichte» lehnte Mengele diese juristische Inhaftnahme von NS-Politikern und Militärs für die Planung und Führung eines Angriffskrieges, für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit ab. Am 20. August 1947 verkündete der amerikanische Militärgerichtshof in Nürnberg seine Urteile im sogenannten «Ärzteprozess». Zwanzig Mediziner waren wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, wegen medizinischer Experimente mit tödlichem Ausgang und wegen der Ermordung von Geisteskranken angeklagt worden. Sechzehn wurden verurteilt, davon sieben zum Tode (Brack, Karl Brandt, Rudolf Brandt, Gebhardt, Hoven, Mrugow-

sky, Sievers), fünf zu lebenslanger Freiheitsstrafe (Fischer, Genzken, Handloser, Rose, Schröder) und vier zu zeitlicher Haft unterschiedlicher Dauer (Becker-Freyseng, Beiglböck, Oberheuser, Poppendick).

Einige der Verurteilten waren als Ärzte in Konzentrationslagern gewesen und hatten dort – wie Mengele – bei pseudomedizinischen Versuchen ungezählte Häftlinge umgebracht. Auf Josef Mengele, seine Zuständigkeiten und seine Untaten in Auschwitz wurde in beiden Gerichtsverfahren sowohl von der Anklage wie von etlichen Beschuldigten mehrfach hingewiesen. Dass der amerikanische Hauptankläger von Nürnberg, Brigadegeneral Telford Taylor, auf Grund der Aussagen der Familie Mengele gegenüber amerikanischen Strafverfolgern und mangels anderer Informationen im Januar 1948 der Auffassung war, dass Mengele tot sei, konnte der in Oberbayern Untergetauchte nicht wissen.³⁴

Mengele musste vielmehr davon ausgehen, dass zumindest von den Amerikanern nach ihm gefahndet würde und ihn, im Falle einer Verurteilung, zweifellos die Höchststrafe erwartet. Der KZ-Arzt wusste, dass er in Deutschland keine Zukunft mehr hatte.

Auf dem «Rattenweg» nach Südamerika

Mengele setzte sich nach drei Jahren¹ im Sommer 1948 aus seinem Versteck auf dem Lechnerhof bei Mangolding ab.² Am 20. Juni war die Währungsreform in Kraft getreten, die harte D-Mark hatte die wertlose Reichsmark ersetzt, die Bauern konnten ihren Knecht nicht mehr bezahlen.³ Mengele musste zusehen, wo er bleiben konnte. Das Verhältnis zu seiner Frau war mittlerweile heillos zerrüttet. Sie hatte inzwischen ihren späteren, zweiten Ehemann Alfons Hackenjös kennengelernt.⁴

Ohne Papiere konnte Mengele auch bei keinem seiner früheren Fluchthelfer unterkommen. Also blieb nur der Weg zurück in die Wälder um Günzburg, wo er sich bereits im Sommer 1945 nach seiner Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft versteckt hatte. Aber auch dort konnte er nicht jahrelang als Einsiedler leben und unentdeckt bleiben. Die gesamte Familie Mengele hatte also ein beträchtliches Interesse daran, sich dieses Problems zu entledigen. Keiner wollte den sich zaghaft ankündigenden Neubeginn leichtfertig aufs Spiel setzen: nach der Entlassung des Vaters aus dem Internierungslager, nach der glücklichen Heimkehr des jüngsten Sohnes Alois aus jugoslawischer Kriegsgefangenschaft und wo doch, zur Freude aller, zu Beginn des Wiederaufbaues die Produktion von Schubkarren und Ladewagen in der Firma Karl Mengele und Söhne mit den Bestellungen kaum Schritt halten konnte.

Natürlich war man bereit, sich die Lösung dieser Angelegenheit etwas kosten zu lassen. So investierte die Familie die bedeutende Summe von sieben-tausend Mark des neues Geldes, um einen falschen Pass zu besorgen. Doch diese Fälschung war offenbar so dilettantisch hergestellt, dass Josef Mengele damit nach dem Urteil seines Sohnes nicht mal den verschlafensten Grenzposten hätte täuschen können.⁵

Die Gegenleistung des dankbaren KZ-Arzttes für die falschen Papiere: Er leistete zu Jahresbeginn 1949 einen notariell beglaubigten Verzicht auch auf das ihm gesetzlich zustehende Erbteil, damit im Falle seiner immer möglichen Verhaftung und späteren Verurteilung etwaige Schadensersatzansprü-

che von Auschwitz-Überlebenden nicht aus dem Firmenvermögen hätten befriedigt werden müssen.⁶

Doch auf welchem Wege sollte Mengele aus dem Land geschleust werden? Und wo auf der Welt gab es einen Fluchtpunkt, der gesuchten Nazis wie ihm sicheren Aufenthalt bot? Im Herbst 1948 hatte sich Mengele entschlossen, nach Argentinien auszuwandern⁷, wo der Faschistenführer Juan Domingo Peron, der sich 1943 an die Macht geputscht hatte, zahlreichen Kriegern des NS-Regimes seit Jahren Schutz gewährte. Und dort gab es auch eine Hilfsgemeinschaft einschlägig Belasteter, die Mengele in seinen Aufzeichnungen als «Kameradenwerk» vorstellte. Die wesentliche Aufgabe dieser Geheimorganisation aus sympathisierenden Auslandsdeutschen, ehemaligen SS-Angehörigen und NS DAP-Mitgliedern war laut Mengele, alle, die sich solcher Hilfe «würdig erwiesen» hatten, in ihrem neuen Gastland, aber auch schon zuvor in den Kriegsverbrechergefängnissen Europas, auf ihrem Fluchtweg über den Brenner nach Südtirol und Genua und von dort per Schiffspassage nach Buenos Aires durch Lebensmittel und Geldspenden, Rechtshilfe, Fluchthelfer und gefälschte Papiere zu unterstützen.

Wie Mengele in den Wäldern bei Günzburg mit diesem Nazi-Hilfswerk in Verbindung kam, beantwortet sich weder aus den Ermittlungsakten der Justiz noch aus seinen eigenen Aufzeichnungen. Die israelische Polizei vermutet, es habe schon damals eine Verbindung bestanden zwischen Mengeles Jugendfreund Hans Sedlmeier und dem deutschen Flieger-As des Zweiten Weltkrieges, Hans Ulrich Rudel (1916-1982), der sich gleich nach dem Krieg nach Argentinien absetzte, dort bis zu seiner vorübergehenden Rückkehr in die Bundesrepublik 1951 die nationalsozialistische Emigrantenszene organisierte und unbestritten einer der wichtigsten Hintermänner dieses «Kameradenwerks» war.⁸

Es gab, zwischen der Nordsee und dem Mittelmeer, ein Netz alter Kameraden, deutsche und italienische Faschisten, die von teils antisemitischen, teils kommunistenfeindlichen Geistlichen vor allem der katholischen Kirche und letztlich auch vom Internationalen Komitee des Roten Kreuzes unterstützt wurden, das an zahlreiche Flüchtlinge Rotkreuz-Pässe als Ersatzpapier-

re für angeblich verlorengegangene Ausweise ohne allzu genaue Überprüfung der tatsächlichen Herkunft und Identität der Antragsteller verteilte.⁹

Über diese sorgfältig getarnten Stationen des vom amerikanischen Geheimdienst «ratline» (Rattenweg) getauften Fluchtweges wurden etliche Nazi-Verbrecher nach Lateinamerika geschleust: so Dr. Kurt Christmann, der Chef eines Einsatzkommandos der SS, das in der Sowjetunion Zehntausende ermordet hatte; der für die Massendeportationen verantwortliche Adolf Eichmann; der SS-Standartenführer Walther Rauff, der die Massentötung von Menschen in Gaswagen erprobt hatte. Es gehörten weiter dazu der stellvertretende Ghetto-Kommandant von Riga, Eduard Roschmann, der Ghetto-Kommandant von Przemysl, Josef Schwammberger, sowie die Kommandanten der Vernichtungslager Sobibor und Treblinka, Franz Stangl und Gustav Wagner.

Es war also ein handverlesener Kreis von Massenmördern, dem sich Josef Mengele in Südamerika zugesellen sollte, als er sich am Karfreitag 1949 von Innsbruck mit einem in seinen Aufzeichnungen nicht weiter beschriebenen Begleiter in einem Taxi auf den Weg nach Steinach machte, dem letzten grösseren österreichischen Ort vor der italienischen Grenze auf dem Brennerpass. Dieser Begleiter war der erste von einem guten Dutzend Helfern, ohne deren Unterstützung Mengeles Flucht von Deutschland nach Argentinien unmöglich gewesen wäre.

Gegen Mittag traf Mengele in einem Café von Steinach verabredungsgemäss auf «Kamerad Erwin».¹⁰ Der war ein einheimischer Jurastudent und hatte nach Mengeles Angaben «den Plan für den Grenzübertritt ersonnen und die entsprechenden Vorbereitungen getroffen». Bei einsetzender Dämmerung am späten Nachmittag desselben Tages verabschiedete sich der Begleiter von Mengele, nachdem er «für seine Betreuung eine runde Summe Dollar kassiert hatte». Mengele setzte die Fahrt zur knapp zehn Kilometer entfernten Grenze mit einer Taxe alleine fort. Am Gasthof Kerschbaum, vierhundert Meter vor der Grenzbarriere, stieg Mengele aus dem Wagen.

Auf sein Klopfen an der Haustüre öffnete eine Frau mittleren Alters. Nach seiner Frage, ob er den «Herrn Xaver» sprechen könne, wies sie ihn in die

Stube und liess ihn dort warten. Etwas mehr als eine halbe Stunde später trat nach Mengeles Beschreibung ein nicht mehr ganz junger, untersetzter Mann in den Raum und musterte seinen Besucher. Nachdem dieser seine Fragen nach körperlicher Leistungsfähigkeit und Gepäck unter Verweis auf seine Aktentasche und frühere Erfolge als Bergsteiger und Skifahrer offenbar zufriedenstellend beantwortet hatte, galt es für den zunehmend unruhiger werdenden Mengele, bis zur völligen Dunkelheit auszuhalten. Dann trat ein weiterer Mann in das Zimmer, der dank seines Grenzausweises zwischen Österreich und Italien pendeln durfte und Mengele jenseits der Grenze aufnehmen und zu einer Bar bringen wollte, an der wiederum ein Südtiroler Taxifahrer auf ihn warten sollte.

Gegen acht Uhr abends tauchte Erwin noch einmal in dem Bauernhaus auf und gab Mengele den Hinweis, er solle bei einer Kontrolle durch Grenzpatrouillen angeben, aus dem Südtiroler Brixen zu stammen und den Weg über die grüne Grenze gewählt zu haben, weil er seinen Ausweis verloren hätte. Seine Bekleidung, Hut und Mantel über einem modischen, dunklen Anzug, sollten den Eindruck verstärken, dass es sich bei Mengele nicht um einen illegalen Grenzgänger handelte, die sportliche Ausrüstung bevorzugten. Das Gepäck wollte Erwin später nachbringen.

Nach diesen letzten Instruktionen verliessen Mengele und Xaver das Haus durch ein Fenster an der Rückseite. Nach einigen Minuten hastiger Kletterei hatten sie den Rand des Waldes erreicht, zwischen dessen Bäumen noch heute die Grenze verläuft. Dort, hinter einigen Felsbrocken, hatten sie sich im Buschwerk mit dem Grenzgänger für zehn Uhr abends verabredet.

Als dieser neue Begleiter auch um elf Uhr noch nicht eingetroffen war, wurde Xaver nervös. Er wollte zurück auf österreichisches Gebiet. Er erklärte Mengele den Weg zur Strasse, vorbei an zwei Wohnblocks, in denen italienische Grenzpolizisten wohnten, und dann zur Bar. Xaver bedankte sich bei Mengele für das Geld, das ihm Erwin kurz vor dem Abmarsch jenseits der Grenze als Lohn für seine Dienste gegeben hatte.

Mengele stieg vorsichtig hangabwärts, verbarg sich nach der sehr detailreichen Beschreibung in seinen Aufzeichnungen hinter einem Zaun vor einer

Grenzstreife, die längs der von einigen Laternen beleuchteten Strasse ihre Kontrollgänge zog. Mengele liess die Polizisten passieren und sprang dann auf die Fahrbahn. Der einzelne Mann mit Hut, Mantel und Aktentasche, der nun ruhig im Licht der Lampen an den Wohnhäusern vorbei in Richtung der Bar marschierte, erweckte nicht die Aufmerksamkeit der Grenzschützer. Sie liessen ihn ungestört sein Ziel erreichen.

Als Mengele in die Bar eintrat, sassen lediglich einige Grenzbeamte an der Theke. Den Südtiroler Taxifahrer, der hier bis elf Uhr auf seinen Fahrgast warten sollte, suchte Mengele vergebens. Und auch Nino, der Sohn der Wirtin, war nicht anwesend, den Erwin ihm als weiteren Kontaktmann genannt hatte, falls Mengele auf italienischer Seite aus irgendwelchen Gründen die Verbindung zu seinen Begleitern verlieren sollte.

Nachdem Mengele bei dem jungen Kellner einen halben Liter Rotwein bestellt und dabei erfahren hatte, dass die Bar in wenigen Minuten schliessen werde, war es mit seiner Ruhe vorbei. Er war vollkommen ratlos, wie er in seinen Aufzeichnungen eingestand. Aus dieser Situation, die sehr wohl das Interesse der Grenzpolizisten auf ihn hätte lenken können, befreite ihn der Kellner, als er um Bezahlung bat. Dabei bot er Mengele an, wenn er denn Nino unbedingt noch an diesem Tag sprechen müsse, solle er ihn nach Arbeitsschluss begleiten. Er wohne mit Nino im selben Haus.

Gemeinsam gingen die beiden eine Viertelstunde später zu dem ungefähr dreihundert Meter entfernten Holzhäuschen mit Dachgeschoss und Vorbau, das ein kleines Stück von der Strasse zurückgesetzt stand. Beide versicherten sich durch einen Blick in das Schlafzimmer unter dem Dach, dass Nino noch nicht zu Hause war. Der Kellner empfahl Mengele, in das Dorf Brennero zu gehen, sich dort im Gasthaus «Zur Post» ein Zimmer zu nehmen und am nächsten Morgen wiederzukommen. In diesem Haus könne er nicht die Nacht über bleiben und auf Nino warten.

Da Mengele über keinerlei Papiere mehr verfügte, ausser seiner hier freilich wertlosen Meldebestätigung aus Oberbayern auf den Namen Fritz Hollmann, durfte er es nicht wagen, in einem Gasthof ein Zimmer anzumie-

ten. Er hätte dabei einen regulären Ausweis mindestens zeigen, vielleicht sogar hinterlegen müssen. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als in der Kälte einer Frühlingsnacht im Gebirge die Heimkehr von Nino abzapfen.

Um halb drei Uhr hörte Mengele endlich Geräusche. Ein Mann kam schnellen Schritts auf das Haus zu. Nach einem kurzen Wortwechsel über das Woher und Wohin klärte der zunächst misstrauische Nino Mengele über den weiteren Fluchtweg auf. Da er den Taxifahrer verpasst hätte, müsse er um fünf Uhr den ersten Frühzug nach Sterzing nehmen. Nino übergab Mengele fünfhundert Lire für die Fahrkarte und die nötigsten Ausgaben, dann verschwand er im Haus.

Die nächsten zwei Stunden verbarg sich Mengele in einem nahegelegenen Schuppen. Kurz nach halb fünf Uhr verliess er sein Versteck und suchte sich seinen Weg zum Bahnhof durch das weitläufige Labyrinth der Gleise, Absperrungen, Stellwerke und Lagerhallen. Wenige Minuten vor Abfahrt des Zuges hatte er den Schalter erreicht und löste eine Karte nach Sterzing. Mengele stieg in den Zug, gemeinsam mit einer grösseren Zahl italienischer Grenzpolizisten, Zöllner und Soldaten, die an diesem Samstag morgen in ihren Osterurlaub fahren wollten. Im letzten Abteil setzte er sich in eine Fensterecke und stellte sich schlafend. Vielleicht war er tatsächlich eingeschlafen, denn bei dem nächsten Halt in Terme die Brennero (Brennerbad) glaubte er bereits in Sterzing eingetroffen zu sein. Er verliess hastig den Zug – und bemerkte seinen Irrtum erst nach einem Blick auf die anderslautende Ortsangabe am Bahnhofsgebäude.

Mit dem nächsten Zug erreichte Mengele Sterzing. Er traf dort vor dem Bahnhof zufällig den Taxifahrer, der ihn eigentlich am Abend zuvor in der Bar an der Grenze hatte aufnehmen sollen, und liess sich von ihm zum Gasthaus «Goldenes Kreuz» in die Stadtmitte fahren, wo für ihn auf den Namen Fritz Hollmann ein Zimmer vorbestellt war.

Das «Goldene Kreuz» beherbergte in jenen Jahren viele Untergetauchte auf ihrem Weg nach Süden, sei es in Richtung Rom oder Genua. Die Wirtin wusste zumindest um die Herkunft ihrer menschen-scheuen Gäste. Der Haus-

knecht Franz, «der sich als Kamerad ausgewiesen hatte», wie Mengele in seinen Erinnerungen eigens festhielt, besorgte alles Weitere. Er vermittelte den Kontakt zum «blassen Hans», der sich anbot, für Mengele einen regulären Ausweis zu beschaffen, wie er in Italien in der Zeit der deutschen Besatzung zwischen 1943 und dem Kriegsende ausgegeben worden war. Er trieb einen Fotografen auf, der die notwendigen Passbilder herstellte. Und er informierte Erwin über die wohlbehaltene Ankunft Mengeles in Sterzing.

Wenige Tage später brachte Erwin das in Österreich zurückgelassene Gepäck Mengeles – zwei Koffer. «Über ihn», schrieb Mengele dankbar in der Nacherzählung seiner Flucht über die Alpen, «lief die Verbindung zu den Angehörigen [...], und später unternahm der immer Hilfsbereite noch eine Reise zur deutsch-österreichischen Grenze, wo er sich mit diesen traf, von den Geschehnissen in Südtirol berichtete und dem schon Reisefertigen ein schönes Wegegeld in harter Währung überbrachte».

Zwar hatte Mengele im «Goldenen Kreuz» lediglich einen den politischen Freunden aus früheren Jahren vorbehaltenen «Logierpreis zu Selbstkosten» zahlen müssen, aber nun standen für den weiteren Fluchtweg doch grössere Ausgaben bevor. Ausserdem, meinte Mengele: «Im fremden Land für den schweren Beginn einen Notpfennig zu haben, war beruhigend.»¹¹

Neben seinem eigenen kleinen Gepäck sollte Mengele noch einen «Kasten wissenschaftlicher Präparate» nach Südamerika mitnehmen. Um diesen Gefallen, schrieb Mengele in seinen Erinnerungen, hätten ihn «seine Innsbrucker Freunde, deren einer Erwin war», gebeten. Ob Mengele, wie sein Sohn Rolf glaubt¹², mit diesem Hinweis verschleiern wollte, dass es ihm in Wahrheit darum zu tun war, eigene Aufzeichnungen mitzunehmen, die er in Auschwitz angefertigt hatte, lässt sich aus Mengeles Aufzeichnungen oder aus den Ermittlungsakten der Justiz nicht beantworten. Es ist dies jedoch wahrscheinlicher als der von Mengele selbst angegebene Inhalt des Kastens.

«Wissenschaftliche Präparate» hat Mengele weder in amerikanischer Kriegsgefangenschaft noch später mit sich geführt. Und dass «Innsbrucker Freunde» einem Unbekannten tatsächlich nicht näher beschriebene wissen-

schaftliche Präparate als Kuriergepäck «für einen Kameraden», von dem in Mengeles Erinnerungen gleichfalls nie wieder die Rede ist, mitgegeben haben sollen, ist nicht sehr einleuchtend.

Vier Wochen blieb Mengele in dem Sterzinger Gasthaus, bis seine Unterlagen vollständig beisammen und die Weiterreise über Bozen und Mailand nach Genua sowie die Schiffspassage nach Argentinien soweit vorbereitet waren, dass Mengeles Helfer das Risiko einer Kontrolle durch italienische Polizei und sonstige Behörden glaubten eingehen zu können.

Der «blasse Hans» hatte ihm den versprochenen Ausweis gebracht, ausgestellt angeblich am 4. April 1944 in Bressanone (Brixen). Ab sofort hatte Mengele eine neue Identität. Er hiess nicht länger Fritz Hollmann, sondern für die kommenden Jahre Helmut Gregor, war am 6. August 1911 in Termeno/Oberetsch geboren und von Beruf Ingenieur.¹³

Mitte Mai 1949 brachte Franz, der Sterzinger Vertreter des Nazi-Netzes, Mengele mit einem grossen und einem kleineren Koffer zum Bahnhof und setzte ihn in den Zug nach Bolzano (Bozen). Dort sollte ihn der «blasse Hans» in Empfang nehmen und alles Weitere in die Wege leiten.

Gegen Mittag stand jener Hans tatsächlich auf dem Bahnsteig in Bozen bereit. Er unterrichtete Mengele, dass sie «bei Dunkelwerden [...] einen Besuch bei einer einflussreichen Persönlichkeit» zu machen hätten, die Mengele das argentinische Einreisevisum, ein Parmisso da Libero, übergeben werde. Zuvor würden sie sich in einem Café mit einem Mann treffen, der Mengele auf der Reise bis nach Genua begleiten werde. Der Zug werde Bozen abends um zehn Uhr verlassen und im Laufe des darauffolgenden Vormittages in Genua eintreffen. Mengele zitierte Hans in seinen Aufzeichnungen: «Ihr Begleiter wird die Fahrkarten, die zur Ausreise aus Italien und die zur Einreise in Argentinien nötigen Papiere einschliesslich der Schiffskarte besorgen und Sie, so alles glatt läuft, bis zum Dampfer begleiten.»

Der neue Reisebegleiter erwartete Mengele am Bahnsteig des Nachtschnellzuges. Mengele verabschiedete sich vom «blassen Hans» und suchte sich mit seinem Gefährten einen Platz in einem kaum erleuchteten Abteil.

Kurt, der wenig mitteilende Führer dieser letzten Etappe, wurde von Mengele als klein und rundlich beschrieben, «in seinem Verhalten und seinen Handlungen, im Gehen wie im Reden von unruhiger Beweglichkeit und forciertem Betriebsamkeit». Mengele, der «einige Male etwas wie eine verdrängte Feindseligkeit» im Wesen dieses Mannes meinte beobachten zu können, überliess sich gleichwohl «fast willenlos den Vorschlägen und Plänen des Kleinen».

Als erstes kaufte Kurt nach der Ankunft in Genua für 120'000 Lire die Schiffskarte für die Fahrt nach Argentinien. Der Dampfer, auf dem Mengele Italien frühestens verlassen konnte, hiess «North King» und sollte in fünf Tagen ablegen. Der nächste Gang führte die beiden zum Schweizer Konsulat, wo sich Mengele nach Vorlage seines gefälschten Ausweises einen Rot-Kreuz-Pass ausstellen lassen wollte. Ein gültiger Pass war die Voraussetzung sowohl der Ausreise aus Italien wie der Einreise nach Argentinien.

Ein alter Konsulatsdiener führte Mengele in eine Amtsstube, in der «eine nicht mehr ganz junge Dame das Ansuchen mit allen fadenscheinigen Begründungen entgegennahm». Mit ihren gutmütigen Augen, schrieb Mengele, machte die Schweizerin fast den Eindruck, als habe sie das Sprüchlein, das er vortrug, schon häufiger gehört. In seinen Erinnerungen zitierte er ihre Zusammenfassung seiner drängenden Bitte um einen Ausweis: «Also Sie wollen einen Rot-Kreuz-Pass zur Ausreise nach Argentinien, weil Sie als Südtiroler, der während des Krieges in Deutschland lebte, wegen ungeklärter Nationalität weder von den Italienern noch von den Deutschen einen Reisepass erhalten können. Als Grundlage dient Ihre Identitätskarte, ausgestellt in Brixen.»

Die Konsulatsmitarbeiterin forderte von Mengele zwei Fotografien, und schon nach kurzer Zeit konnte er seinen in fünf Sprachen aus gefertigten Rot-Kreuz-Pass in Händen halten. Der kurzlebige Brixen-Ausweis wurde dafür eingezogen. In der Eile freilich hatte die Frau übersehen, dass sie versehentlich das Ausstellungsdatum des Passes in das für die Gültigkeitsdauer vorgesehene Feld gesetzt hatte. Das bemängelten tags darauf die argentinischen Diplomaten bei der Beglaubigung des Einreisevisums, so dass Mengele noch

einmal im Schweizer Konsulat vorsprechen und um einen Berichtsvermerk bitten musste.

Anschliessend hatte sich Mengele in einer Baracke am Hafen einer medizinischen Untersuchung durch argentinische Ärzte zu unterziehen. Diese fahndeten nach Trachomerkrankungen, einer ansteckenden Bindehautentzündung, die zur Erblindung führen kann. Mit dem Gesundheitszeugnis in der Tasche musste Mengele noch eine Impfbescheinigung beibringen, derzufolge er gegen Pocken geimpft war und eine Nachschau keinen Zweifel an dem Erfolg der Impfung ergeben hatte. Dieses Dokument erhielt Mengele zu einem «Kollegenpreis» von einem kroatischen Arzt, der nach dem Krieg in Italien hängengeblieben war. Mengeles Begleiter Kurt war ein alter Bekannter und bewährter Geschäftspartner dieses Arztes.

Am folgenden Morgen machten sich Mengele und sein Begleiter auf den Weg zur Hafenpräfektur, um das italienische Ausreisevisum in Empfang zu nehmen, das dort ein Beamter gegen ein Bestechungsgeld regelmässig auszustellen pflegte, wann immer Kurt in der Vergangenheit mit einem «alten Kameraden» vor gesprochen hatte.

Doch an diesem Tag war der auf diese Weise zu freundlichem Entgegenkommen angehaltene Fremdenkommissar verreist. Wann er wieder im Amt erwartet werde, war nicht in Erfahrung zu bringen. Kurt überreichte Mengele den Aktenordner mit den gesammelten Dokumenten und entliess ihn mit dem Rat, obenauf vorsichtshalber eine 20'000-Lire-Banknote zur unauffälligen Selbstbedienung für den zuständigen Beamten einzulegen.

Doch der Fremdenpolizist, dem Mengele im zweiten Stock der Präfektur seine Unterlagen vorlegte, war nicht bestechlich. Er zog die Banknote aus dem Ordner und gab sie Mengele wortlos zurück. Danach führte der Beamte Mengele zwei Treppen höher zu einem Vorgesetzten, der ihn nach seiner Aufenthaltserlaubnis für Italien ausforschte und Mengeles Brixener Ausweis nicht zuletzt wegen der schlechten Italienischkenntnisse Mengeles für eine Fälschung hielt. Er werde Ermittlungen anstellen lassen, kündigte der Kommissar an. Bis auf Weiteres bleibe Mengele in Haft. Mengele wurde in das Kellergeschoss der Präfektur abgeführt, wo sich die Zellen befanden.

Nach vier Tagen in einer Gemeinschaftszelle, schrieb Mengele in seinen Erinnerungen, öffnete sich für ihn am folgenden Morgen wieder die Türe:

«Es ist ein hoffnungsvoll strahlendes Gesicht, das ihm da entgegenlacht. Er ist es wirklich. Schon reicht ihm Herr Kurt die Hand und bedeutet ihm, dass nun alles Ungemach bald ein Ende hätte. Der für die Befreiungsaktion notwendige Herr sei verreist gewesen, befinde sich aber im Augenblick bereits beim Herrn Commissario oben, um die Angelegenheit zu bereinigen.»

Nach kurzer Zeit wurde Mengele tatsächlich zu dem Beamten im zweiten Stock gerufen. «Der Fremdenkommissar war völlig umgewandelt», schrieb Mengele später, begrüßte ihn ausnehmend freundlich «und setzte ihm auseinander, dass er sich unverzüglich um seine Schiffspassage kümmern müsse». Als die Agentur Mengele wissen liess, sie habe nur noch Plätze in der zweiten Klasse zur Verfügung, für die ein Mehrpreis zu zahlen sei, schaltete sich der Kommissar abermals ein und erreichte, dass Mengele «für den reduzierten Fahrpreis der Touristenklasse einen Platz in einer Viermann-Kabine erhielt».

Nach einer letzten Nacht in einem «Schweizer Hotel [...] mit gutem Renommee und grossem Restaurant, ein bisschen altdeutsch und nicht ganz billig», liess sich Mengele in den Frühstunden des nächsten Tages vom Hausdiener mit seinem Gepäck zum Hafen bringen.¹⁴ Die Kontrolle der Koffer und Papiere der Reisenden nahm dann noch etliche Stunden in Anspruch. Danach strömten die Passagiere zur Landungsbrücke und bestiegen das Schiff. Der KZ-Arzt sinnierte wenig später elegisch an der Reling: «Sang- und klanglos dampft der alte Menschenfrachter hinaus ins Ligurische Meer unter der tiefhängenden Wolkendecke eines grauen Spätnachmittags. [...] So flüchtig wie die Wellen sind auch seine Gedanken. [...] Als man das Überschreiten der Drei-Meilen-Zone bekanntgibt, schreckt er auf. So ist das also, wenn man auswandert, denkt er und geht in seine Kabine.»

Ruhige Jahre in Buenos Aires

Die «North King» erreichte Buenos Aires am 20. Juni 1949. Mengele hatte sich während der vierwöchigen Schiffsreise von den Strapazen der Flucht erholt. Die vier Wochen einer gemächlichen Atlantiküberquerung und schliesslich die herbeigesehnte Ankunft in einem anderen Kontinent, das subtropische Klima dort, die lebhaft weiche Sprache, die gefälligen Lebensverhältnisse, die vom Gewohnten vollkommen abwichen – dies alles liess Mengele hoffen, seine Vergangenheit endlich in Europa zurückgelassen und begraben zu haben.¹

Keine Angst mehr, entdeckt zu werden. Keine Sorge um die Papiere oder den Lebensunterhalt. Es schien alles geregelt und bestens vorbereitet. Das Argentinien Juan Domingo Perons galt einem wie ihm als sicheres, fast befreundetes Land. Das hatten seine Fluchthelfer versichert, von denen einige schon gleich nach Kriegsende in Südamerika untergetaucht waren.

Rolf Nuckert², ein Arzt, den er 1939 kennengelernt hatte, sollte ihn am Pier in Empfang nehmen. Doch Nuckert war nicht gekommen und tauchte auch später nicht auf. Stattdessen interessierten sich die Zollbeamten für sein Gepäck, vor allem für die umfangreichen Aufzeichnungen, die er mit sich führte. Das seien «biologische Notizen», erläuterte ihnen Mengele. Der herbeigerufene Hafentarz, der die Unterlagen prüfen sollte, verstand kein Deutsch und gab das Material frei.

Mengele war erleichtert – einerseits. Andererseits fand er sich nach der Zollkontrolle nun abgestellt zwischen seinen Koffern im Hafen von Buenos Aires wieder. Nuckert hätte ihm ein Quartier verschaffen sollen. Nuckert war es, der ihn bei den Vertretern des deutschen Nazi-Netzes in der argentinischen Hauptstadt einführen sollte. Überhaupt: Nuckert sollte ihm in jeder Weise behilflich sein, sich in der fremden Umgebung zurechtzufinden und einzugewöhnen.

Mengele wandte sich in seiner Not an zwei Italiener, die er während der Schiffspassage kennengelernt hatte. Sie boten ihm an, sie fürs erste in das Hotel «Palermo» zu begleiten, wo ein billiges Zimmer auf sie wartete. «Dritt-

klassig» sei es gewesen, schimpfte Mengele in seinen Tagebuchnotizen, mit Bad und Toilette am Ende des Flurs. Immerhin hatte Mengele auf diese Weise ein Unterkommen für die erste Nacht gefunden und konnte sich am nächsten Morgen zu einem Dr. Schott auf den Weg machen, der ihm vorsorglich als weitere Anlaufadresse genannt worden war. Der hatte sein Büro in der Stadtmitte, an der Plaza Constitucion 25 de Mayo.

Auf seinem Fussmarsch dorthin kam Mengele an der Casa Rosado, dem Präsidentenpalast Perons, vorbei. Die vor dem Haupteingang in strammer Haltung postierten Gardesoldaten in ihren prächtigen Uniformen beeindruckten Mengele so sehr, dass er in seinem Tagebuch über diese Begegnung festhielt: «Die zuverlässigste Klamotte [sic] in der Staatspolitik [...] ist immer noch die Tradition, besonders die militärische. Nur die Neu-Deutschen verheizen sie auf dem Altar ihrer Kollektivschuldgefühle und feigen Unterwürfigkeitskomplexe.»

Weniger begeistert war Mengele über den Verlauf seines Gesprächs mit Dr. Schott. Der arbeitete als beratender Ingenieur gelegentlich auch für eine Weberei Armantex Ltda in der Hauptstadt. Dort, meinte er, könne Mengele als Wollkämmer anfangen. Nachdem Mengele ihm zu verstehen gegeben hatte, dass er eher an eine leitende Stellung gedacht habe und an derart subalternen Beschäftigungen nicht interessiert sei, beschwichtigte ihn Dr. Schott mit dem Hinweis, der «beste Mann» in dieser Abteilung und in gleichermaßen untergeordneter Position sei «der Enkel eines ehemals prominenten Staatsmannes».

Das tröstete Mengele wenig. Er zog es vor, sein Glück als Zimmermann zu versuchen, zumal mit diesem Stellenangebot eines Deutschargentiniers ein Schlafplatz in einer Pension verbunden war. Die fensterlose Kammer in diesem Haus der «grossspurigen Frau von Gonlow», mäkelte Mengele, musste er allerdings mit einem Ingenieur teilen.

Die beiden arrangierten sich mehr schlecht als recht. Mengele wollte auf Dauer nicht hinnehmen, dass sich seine unerwartet beengten Lebensbedingungen in Argentinien nicht so erheblich von jenen zu unterscheiden schienen, unter denen er auf dem Lechnerhof in Mangolding drei Jahre lang gelit-

ten hatte. Das Ende dieses Provisoriums kam dann aber doch schneller und auf andere Weise, als von Mengele erwartet. Die bei ihrer Mutter wohnende Tochter des Ingenieurs war krank geworden und hatte im Deutschen Hospital von Buenos Aires kein Bett gefunden. Der Zimmergenosse, der zuvor einiges an medizinischem Gerät in Mengeles Gepäck entdeckt hatte und wegen dessen gewählter Sprache und der gepflegten Hände ohnehin davon ausgegangen war, dass Zimmermann nicht dessen eigentlicher Beruf sei, bat Mengele um Hilfe.

Mengele sperrte sich zunächst, räumte dann aber ein, Arzt zu sein. Er verpflichtete den Ingenieur zum Stillschweigen über seinen beruflichen Hintergrund und untersuchte das herbeigebrachte Mädchen. Sein Zögern habe er überwunden, so vertraute der KZ-Arzt dem Tagebuch an, weil «die Hilfeleistung das erste hippokratische Gebot ist».

Das Kind hatte Scharlach, und Mengele übernahm die Behandlung. Er richtete im Abstellraum der Pension eine «Isolierstation» ein, senkte das Fieber mit Wadenwickeln und verordnete leichte Kost. Gegen den Durst gab es Kamillentee und gegen die Krankheitserreger Sulfonamid-Tabletten.

Mit dieser Schilderung seiner vorübergehenden Rückkehr in den alten Beruf brechen die Aufzeichnungen Mengeles erneut ab, wie schon zwischen Mitte der dreissiger Jahre und dem Kriegsende. Sie setzen erst im Oktober 1960 wieder ein, nach seinem Untertauchen in Brasilien.

Ob Mengele in dieser Zeit keine Tagebücher geführt und sie auch in seinen Lebenserinnerungen bewusst ausgespart hat, um Personen zu schützen, die ihm geholfen haben, oder ob diese Niederschriften von anderen nach seinem Tod vernichtet worden sind, um belastende Aussagen aus der Welt zu schaffen, oder ob sie nur einfach verloren gingen, lässt sich nicht eindeutig beantworten.

Zwar verständigte Mengele seinen Sohn Rolf offenbar 1975 in einem Brief, dass «er über seine Zeit in Argentinien geschrieben habe». Aber die Familie behauptet, diesen Teil seiner Aufzeichnungen nie in Händen gehalten zu haben.³

Da Mengele jedoch auch in den erhalten gebliebenen Papieren sowohl seine Helfer in Deutschland, Italien und Südamerika benennt wie die jahr-

zehntelange Unterstützung durch seine Familie ausführlich darstellt, kann ausgeschlossen werden, dass die Hinterlassenschaft Mengeles aus Gründen des Selbstschutzes von Helfern oder von der Familie gesäubert worden ist. Dann hätte sie insgesamt vernichtet werden müssen.

Die wahrscheinliche Erklärung für die Lückenhaftigkeit seiner Unterlagen ist daher, dass einzelne Teile nach seinem Tod nicht aufgespürt wurden oder den Transport nach Deutschland über mehrere Stationen und durch viele Hände nicht vollzählig überstanden haben.

Dennoch lassen sich diese zehn Jahre, die Mengele in Argentinien verbracht hat, auf Grund der Nachforschungen der deutschen Justiz und der israelischen Polizei recht zuverlässig darstellen. Unzweifelhaft jedenfalls ist, dass dieses Jahrzehnt das in der Nachkriegszeit angenehmste, ja glücklichste war, das Mengele bis zu seinem Tod 1979 noch erleben sollte.

Nach den ersten beschwerlichen Wochen in Argentinien, die so gar nicht dem entsprachen, was sich Mengele für seine Zukunft eigentlich vorgestellt hatte, gelang es ihm dann doch, sowohl mit seiner Familie in Deutschland wie mit den Verbindungsleuten des Nazi-Netzes in Buenos Aires Kontakt aufzunehmen. Mengele verließ das beengte Quartier in der Pension der Frau von Gonlow im Stadtteil Vicente Lopez.

Durch seine medizinische Hilfe für die Tochter des Schlafgenossen war seine Tarnung beschädigt. Ein deutscher Arzt, der den Beruf aufgegeben, die Heimat verlassen hatte und in beschränkten Verhältnissen als Hilfsarbeiter in der Fremde lebte – das musste dem Ingenieur trotz aller Dankbarkeit zu denken geben, wenn er irgendwann einmal aus Zeitung oder Rundfunk von einem KZ-Arzt erfahren hätte, der weltweit und womöglich gegen hohe Bezahlung zur Festnahme ausgeschrieben war.

Mengele jedenfalls war erleichtert, als er im Haus von Gerard Malbranc, Stadtteil Florida, Calle Arenales 2 460, aufgenommen wurde.⁴ Sein Umzug dorthin muss spätestens Mitte September 1949 erfolgt sein, denn als ihm am 17. September vom Polizeipräsidium in Buenos Aires ein argentinischer

Fremdenausweis mit der Nummer 394048 auf den Namen Helmut Gregor übergeben wurde, hatte er diese Adresse bereits als festen Wohnsitz angegeben.⁵

Mit dem Einzug bei dem NS-Sympathisanten Malbranc begannen Mengeles gute Jahre in Argentinien. Bei Malbranc verkehrte die Prominenz der deutschen Kolonie, aber eben auch der dortigen Nazi-Szene. Mengele lernte sie nach und nach alle kennen. Als ersten und, wie sich herausstellen sollte, wichtigsten natürlich Hans Ulrich Rudel, den Luftwaffenoberst mit 2 530 Feindflügen und dem «Goldenen Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes» als höchstem Orden der Wehrmacht, der ihm noch kurz vor Toresschluss Anfang Januar 1945 von Adolf Hitler in der Berliner Reichskanzlei verliehen worden war.

Rudel war als Verwundeter⁶ bereits wenige Wochen nach dem Kriegsende aus der amerikanischen Gefangenschaft entlassen worden und nach Argentinien ausgewandert, wo er von Präsident Peron bis in die fünfziger Jahre als Berater am Nationalen Institut für Aeronautik in Cordoba beschäftigt wurde. Mit dieser allerhöchsten Protektion war es ihm möglich, den argentinischen Zweig des «Kameradenwerks» so aufzubauen, dass etliche deutsche Kriegsverbrecher und Nazi-Aktivisten in Südamerika sichere Zuflucht fanden.

Über diese Organisation und die Deutschen Klubs in den grösseren Städten kam Rudel bei Reisen nach Brasilien seit 1950 immer wieder in Verbindung mit dem Österreicher Wolfgang Gerhard, mit der deutsch-ungarischen Familie Wilhelm und Eva Henss sowie mit deren Bruder Lazio Saurer und mit Gitta Stammer – alles Personen, die in Mengeles späterem Leben noch eine bedeutsame Rolle spielen werden.

Zunächst nützlicher war für Mengele allerdings die Bekanntschaft mit dem ehemaligen SS-Offizier Willem Sassen. Der gebürtige Holländer, nach dem wegen Kriegsverbrechen in Belgien gefahndet wurde, sass davon unbeeindruckt in Argentinien wie eine Spinne im Nazi-Netz. Sassen kannte alles und jeden. Sassen vermittelte Geschäfte wie Kontakte, Sassen mäkelte und beriet – gegen Geld, wenn seine Auftraggeber deutsche Firmen waren, die sich in Südamerika engagieren wollten, und kostenlos, wenn es sich um alte Kameraden handelte. Sassen gab Mengele den Rat, sich nicht länger zu verste-

cken, sondern sich – wenn auch unter dem Namen Helmut Gregor – eine Existenz in aller Öffentlichkeit aufzubauen. Nur wer sich verbirgt, macht sich verdächtig, war seine durch das eigene Beispiel erhärtete Lebensregel.

Während Mengeles Naturell einer derart offensiven, nach aussen gekehrten Tarnung nicht unbedingt widersprach, scheint sich dies bei einem weiteren Sassen-Schützling gänzlich anders verhalten zu haben. Adolf Eichmann, der 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft und danach mit Unterstützung des «Kameradenwerks» und eines katholischen Priesters in Rom über die «Vatikanlinie» nach Argentinien fliehen konnte⁷, lebte unter dem Namen Ricardo Klement in bescheidensten Verhältnissen in einem Vorort von Buenos Aires. Als geduckt und verängstigt wird sein Auftreten von Posner und Ware beschrieben, als misstrauisch und immer fluchtbereit.⁸ Mengele, der sich mit Eichmann «ab und zu im Café ABC im Stadtzentrum» getroffen haben soll, konnte jedenfalls «das unterschwellige Fluidum der Angst nicht ausstehen, das Eichmann umgab».

Wesentlicher als Unterschiede in der Persönlichkeitsstruktur waren für das Gefühl überlegener Gleichgültigkeit, das Mengele dem anderen entgegenbrachte, der abweichende soziale Hintergrund der beiden und, im Politischen, die Tatsache, dass Mengele ganz sicher ideologiegeleiteter Karrierist, Eichmann aber nie anderes als vollziehender Bürokrat gewesen ist. Eine zusätzliche Erklärung für das geringe Interesse, das Mengele seinem Schicksalsgefährten Eichmann entgegenbrachte, mag gewesen sein, dass sich der seiner Herkunft aus einer Fabrikantenfamilie mit Stolz bewusste Mengele immer dem gesellschaftlichen Milieu des gebildeten Besitzbürgertums zugehörig fühlte und Eichmann auch diesbezüglich seinen Ansprüchen nicht genüge. Freilich gilt, dass sich Mengele selbst Gleichrangigen nur schwer auf einer Ebene zuordnen konnte.

Eine Ausnahme in dieser Hinsicht stellte allerdings Frederico Haase dar, ein bekannter Architekt deutscher Abstammung, den Sassen in Buenos Aires mit Mengele zusammenbrachte. Haase gehörte zur Lokalprominenz der Hauptstadt, war gebildet, interessiert vor allem an der deutschen Klassik in Musik und Dichtung – und er war, jedenfalls nach Mengeles Auffassung,

Antisemit aus der gleichen kruden Grundüberzeugung wie er, dass es nämlich in der Menschheitsgeschichte einen quasi natürlichen Wettstreit der Rassen gebe, der am Ende allein von der arischen oder eben der jüdischen für sich entschieden werden könne, die in ihrem «Rassekern» von ähnlicher Entschlossenheit und Kampfbereitschaft sei, aber skrupelloser und ohne das dem Germanen eigene Ehrgefühl.

Haase stillte während der Jahre in Argentinien Mengeles Bedürfnis nach geistigem Austausch und kultureller Anregung. Gemeinsam besuchten sie in Buenos Aires Konzerte, gingen ins Theater oder zu Vorträgen im Deutschen Klub. Zudem war Haases Ehefrau die Tochter des späteren Finanzministers von Paraguay, was für Mengele wichtig werden sollte, als er sich 1959 aus Argentinien absetzte und zeitweilig im Land des Diktators Alfredo Stroessner unterkroch.

Mengele lebte in Südamerika anfänglich von den Zuwendungen seiner Familie. Dann sei er, glaubte die israelische Polizei ermittelt zu haben, «als Vertreter der Firma Mengele tätig» gewesen, so wie Hans Ulrich Rudel.⁹ Dies ist jedoch, zumindest, was Argentinien angeht, wenig überzeugend, zumal nicht weiter aufgeschlüsselte anonyme «Informationen» als einziger Beleg angegeben werden. Es hätte Mengele Anfang der fünfziger Jahre in eine zu gefährliche Nähe zu seiner Familie und damit auch zu seiner Vergangenheit gebracht, die er durch den Namenswechsel ja gerade verbergen wollte.

Wahrscheinlicher ist, was sein Sohn Rolf 1985 als Einkommensquelle seines Vaters angegeben hat¹⁰: Der Grossvater habe teure Holzverarbeitungs-
maschinen nach Argentinien geschickt, nicht direkt an den Sohn natürlich, sondern auf Umwegen und mit einigen Zwischenstationen. Es seien Sägen gewesen, Fräsen und Hobelmaschinen. Die verkaufte Mengele an Abnehmer im Holz- und Baugewerbe, die ihm von seinen neuen Bekannten vermittelt wurden. Ausserdem richtete er sich in Buenos Aires an der Strassenkreuzung Avenida Constituyente und Avenida San Martin einen Tischlereibetrieb¹¹ ein, in dem er Holzspielzeug herstellte.

Zu dieser Zeit suchte er sich auch eine neue Wohnung: Anfang 1953 zog er von Gerard Malbranc in die Stadtmitte der Hauptstadt, wo er im zweiten Stock der Calle Tacuari 431 ein Appartement gefunden hatte.¹² Freilich scheinen ihm die Wohnbedingungen dort nicht behagt zu haben, denn be-

reits im Winter 1954/55 mietete er sich eine repräsentativere Unterkunft in dem Villenvorort Olivos von Buenos Aires. In dieser im spanischen Kolonialstil erbauten Doppelhaushälfte in der Calle Sarmiento 1875 demonstrierte Mengele behaglichen Wohlstand. Ein Borgward Isabella, den er sich gleichfalls zugelegt hatte, stand vor der Tür.¹³

Immerhin möglich ist, dass Mengele im Nachbarland Paraguay Kunden direkt für die väterlichen Produkte gewinnen wollte. Offizieller Vertreter der Firma Mengele und anderer deutscher Werkzeug- und Maschinenfabriken war zwar seit 1950 die Ferreteria Paraguay SA.¹⁴ Aber deren Niederlassungsleiter Werner Jung – auch der ein seit den Kriegsjahren bewährter Nazi-Sympathisant – bezeugte, dass Mengele persönlich jedenfalls ab 1954 «richtig versuchte, das Familienunternehmen ins Geschäft zu bringen».¹⁵ Vor allem habe er sich darum bemüht, «Dungstreuer sowie Mistkarren und Geräte zu verkaufen».

Neben Jung lernte Mengele bei diesen Reisen nach Paraguay den damaligen Hauptmann Alejandro von Eckstein kennen, einen alten Kampfgefährten des späteren Diktators Alfredo Stroessner, der ihm in einigen Jahren noch sehr von Nutzen sein sollte. Und wieder hatte sich ein Kreis geschlossen. Eckstein: «Dr. Mengele war ein Freund von Rudel und Jung, und Rudel und Jung waren Freunde von mir. Und zufällig wurden wir einander vorgestellt. Und von da an trafen wir uns so gut wie regelmässig. Er kam durch Rudel hierher, Rudel war ihm in Argentinien begegnet und machte hier wirklich gute Geschäfte, wie er Mengele erzählte. Deshalb kam Mengele hierher, um Geschäfte zu machen.»¹⁶

Ob Mengele damals persönlich auf Kundenfang ging oder nur den Druck auf die offiziellen Firmenvertreter verstärkte, den Umsatz der Mengele-Produkte zu erhöhen, muss offenbleiben. Fest steht, dass Mengele keinen Mangel litt, wohl etabliert lebte und einen breitgefächerten Umgang mit vielen Menschen pflegte. Sofern Mengele nicht nachts von Alpträumen heimgesucht wurde, hatte es der KZ-Arzt keine zehn Jahre nach dem Kriegsende geschafft. Nichts erinnerte ihn mehr an das Vernichtungslager. Aus dem *Dr. Auschwitz* war wieder ein scheinbar unbescholtener Bürger geworden, ein anerkanntes Mitglied der deutschen Kolonie von Buenos Aires.

Mengeles familiäre Verhältnisse dagegen entwickelten sich weniger erfreulich. Schon lange vor seinem Abtauchen aus Europa hatte ihm seine Frau zu verstehen gegeben, dass sie nicht daran denke, ihm zu folgen und ein Leben auf der Flucht zu führen. Als Mengele Ostern 1949 Deutschland verliess, hatte sie sich bereits mit ihrem späteren zweiten Mann, dem Freiburger Geschäftsmann Alfons Hackenjos, liiert. Zu Beginn der fünfziger Jahre wollte sie endlich die Scheidung. Mengele musste nach Deutschland zurückkehren, um alles Erforderliche zu besprechen.

Mengeles vertrautester Freund in Günzburg, Hans Sedlmeier, berichtete Einzelheiten über diesen Besuch in einem Verhör durch die Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main im Dezember 1984.¹⁷ Mengele sei mit dem Flugzeug in Zürich gelandet, liess Sedlmeier die Ermittler wissen, hielt sich aber bedeckt, was das Datum dieser Ankunft anging. Von dort habe er ihn mit dem Auto abgeholt und in seine Heimatstadt gebracht, wo er im Hause Martha Mengeles, der Witwe seines im Dezember 1949 gestorbenen Bruders Karl, wohnte. Bereits nach kurzer Zeit sei Mengele nach Wiesbaden weitergefahren. Er nahm sich dort ein Zimmer im «Nassauer Hof», dem teuersten Hotel der Stadt.

Was wollte Mengele in Wiesbaden? Er traf sich, so Sedlmeier, mit ehemaligen Kollegen aus dem Vershuer-Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene in Frankfurt/Main. Vershuer war inzwischen, 1951, für die harten Jahre des Zwangsurlaubs in der Nachkriegszeit und für die Anfeindung als nationalsozialistischer Erb- und Rasseforscher mit dem Lehrstuhl für Humangenetik an der Universität Münster belohnt worden. Vershuers früherer Mitarbeiter Hans Nachtsheim sass bereits seit 1949 auf dem Lehrstuhl für Humangenetik an der neugegründeten Freien Universität in West-Berlin. Vershuers langjähriger Assistent Heinrich Schade wurde 1954 für seine Treue zum alten Chef mit einer ausserplanmässigen Professur in Münster sichtbar ausgezeichnet, der zweite Assistent Hans Grebe wenigstens mit einem Lehrauftrag an der Universität Marburg getröstet. Es müssen bittere Begegnungen für Mengele gewesen sein.

Vor dem Krieg hatte sich Mengele als junger Assistenzarzt zuschulden kommen lassen, was allen NS-Anthropologen und Erbforschern vorzuwer-

fen war: Sie belassen es nicht bei ihrer ohnehin fragwürdigen Vermessung und Verkartung von Menschen, sondern sortierten sie aus voller Überzeugung nach Wert und Unwert, nach Gut und Böse. Während des Krieges hatte Mengele seine Zunftgenossen der Rasseforschung mit lebendfrischen Präparaten und Skeletten aus dem Vernichtungslager Auschwitz grosszügig beliefert. Doch während die einen danach ihre wissenschaftlichen Karrieren mit nur kurzer Unterbrechung und kaum gebremst fortsetzen konnten, war er seitdem auf der Flucht, ausgestossen und verachtet.

Er, so konnte sich das bei diesen Gesprächen für ihn darstellen, hatte doch nur den einen Schritt mehr getan als seine alten Institutskollegen, den Schritt hinein nach Auschwitz. Und dieser Schritt war der eine Schritt zuviel, der ihn brandmarkte und ausschloss, die anderen aber, die ihn, wie er meinte, aus purem Zufall, jedenfalls ohne eigenes Dazutun nicht gegangen sind, bei ihrem weiteren beruflichen und akademischen Aufstieg nicht hinderte?

Hans Sedlmeier erinnerte sich in diesem Verhör an eine Unterhaltung, die er mit Mengele nach dessen Rückkehr aus Wiesbaden geführt habe. Für Menges Bruder Alois sollte Sedlmeier in Erfahrung bringen, «ob die Beschuldigungen im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit während des Krieges in Auschwitz begründet» seien. Mengele versicherte Sedlmeier «auf Ehre und Gewissen und beim Andenken seiner Mutter, dass für solche Vorwürfe kein Grund» vorliege. Wie jedermann wisse, habe er sich bereits in Frankfurt nur mit Zwilling's Forschung befasst «und fand in Auschwitz Gelegenheit, diese Forschungen fortzusetzen».

Mengele vertraute in diesem Gespräch seinem Freund Sedlmeier an, dass ursprünglich für diese Tätigkeit in Auschwitz ja ein Neffe Verschuers vorgesehen gewesen sei. Doch der «hatte im letzten Moment Bedenken und nahm davon Abstand». Da er sich damals gerade von einer Kriegsverwundung erholte, sei man dann eben auf ihn verfallen. Diese von Sedlmeier überlieferte Darstellung könnte so gedeutet werden, dass seine Versetzung nach Auschwitz Ende Mai 1943 doch nicht ohne Zutun seines früheren Institutsdirektors Versöhner erfolgt ist, der Interesse daran hatte, einen Mitarbeiter seines Vertrauens als Lieferanten für menschliches Forschungsmaterial in

das Vernichtungslager nach Oberschlesien zu schicken. Eine solche Mittlerfunktion Verschuers wird jedoch durch kein Dokument, durch keine sonstige Zeugenaussage und durch Mengele selber nirgends bestätigt. Sie erscheint daher zwar nicht ausgeschlossen, ist aber nicht nachweisbar.

Mengele versicherte Sedlmeier, dass «er bei seiner Zwillingforschung in Auschwitz keinerlei körperliche Eingriffe an Zwillingkindern vorgenommen habe, sondern dass sich seine Tätigkeit lediglich auf äusserliche Messungen beschränkte». Alles was ihm darüber hinaus vorgeworfen werde, sei «Verleumdung von jüdischer Seite». Richtig allerdings sei, räumte Mengele in diesem Gespräch ein, dass «er sich in Auschwitz zusammen mit 35 anderen Ärzten mit Selektionen der nach Auschwitz Gebrachten befasste», allerdings nur, um «Arbeitsfähige auszusuchen». Diesem Einsatz habe er sich nicht entziehen können. Was mit den Arbeitsunfähigen geschah, «lag ausserhalb seines Einflussbereiches».

Mengele berichtete Sedlmeier weiter, dass er während seiner Zeit in Auschwitz eigens nach Berlin zu einer vorgesetzten Dienststelle gefahren sei, «um die Zigeuner zu retten, als er von ihrer bevorstehenden Liquidierung hörte». Freilich habe er dort «nicht viel erreichen können».

Sedlmeier teilte der Frankfurter Staatsanwaltschaft in diesem Verhör ferner mit, dass sich bei ihm etliche ehemalige Auschwitz-Häftlinge gemeldet hätten, um Josef Mengele zu entlasten. Er habe diese Aussagen zu Protokoll genommen und Mengeles Rechtsanwalt Dr. Hans Laternser zur Verfügung gestellt.

Nachdem Mengele so seine Vergangenheit zumindest familienintern erfolgreich bewältigt hatte, konnte er bis zu seinem Tod auf die uneingeschränkte Unterstützung Sedlmeiers und die, verglichen damit, sehr viel bescheidenere Hilfe seiner Angehörigen rechnen. Die fiel finanziell mal grosszügiger, meist aber auf schwäbische Art recht sparsam aus. Doch wichtiger als monatliche Zahlungen war für Mengele ohnehin die fortdauernde Verbindung zu seiner Familie durch Briefe und Besuche, das Gefühl, nicht abgeschoben und vergessen, sondern nach wie vor anerkannt und zumindest als Ratgeber gefragt zu sein.

Seine Frau erklärte ihm allerdings bei diesem Besuch in Günzburg, dass sie für ihre Ehe nach den Jahren der Trennung keine Grundlage mehr sehe. Sie wollte die Scheidung. Nachdem Irene Mengele in einem Brief an die Familie auf jegliche Unterstützung verzichtet hatte, stimmte Mengele der Scheidung zu. Sie wurde am 25. März 1954 durch das Landgericht Düsseldorf ausgesprochen.

Am fünften Oktober 1954 heiratete Irene Mengele in Freiburg ihren langjährigen Freund Alfons Hackenjos. Der gerade zehn Jahre alte Rolf wurde von dem Stiefvater, den er «Hacki» nannte, nicht adoptiert. Er glaubte, sein Vater sei seit dem Krieg als Offizier in Russland vermisst. Den in Argentinien lebenden Mann mit dem Schnauzbart und der Zahnücke im Oberkiefer, der so eifrig Briefe schrieb, hielt er für einen der vielen Onkel aus der grossen Verwandtschaft.¹⁸

Martha Mengele, die ihren Schwager während seines Besuchs in Günzburg beherbergte, war eine ausgesprochen attraktive Frau. Sie wurde 1920 in München geboren, hatte aus erster Ehe einen Sohn und heiratete Karl, den jüngeren Bruder Josef Mengeles, Anfang 1949. Aus dieser Beziehung stammte der bereits 1944 in Günzburg geborene Sohn Karl-Heinz. Nach dem Tod Karl Mengeles Ende 1949 stand die junge Frau alleine da. Zwar war sie wohlversorgt und hatte über ihren gestorbenen Mann auch Ansprüche auf Teile des Familienvermögens der Mengeles. Aber es war doch abzusehen, dass ihre Zukunft keine lebenslange Witwenschaft sein werde.

Unter diesen Umständen erschien es dem Mengele-Clan ratsam, aus zwei Halben ein Ganzes neu zu fügen, zumal so auch fremde Eindringlinge in Familie und Firma abgewehrt werden konnten. Also kam es während des Besuchs Josef Mengeles zu der erwünschten Annäherung. In den folgenden zwei Jahren entwickelte sich diese Liaison brieflich weiter. Liebesboten waren «regelmässige Besucher von daheim», die Mengele jetzt standesgemäss in seinem Haus im feinen Stadtteil Olivos empfangen konnte: Einmal besuchte ihn dort sein Vater, Hans Sedlmeier «befand sich oft in der Stadt», und Bruder Alois «kam gelegentlich auf Besuch, einmal mit seiner Frau Ruth». Wenn auch die Familie heute diese lebhaftige Reisetätigkeit bestreitet, bleibt die Aussage Hans Sedlmeiers gegenüber den Frankfurter Ermittlern

aus dem Dezember 1984, dass er «Mengele ungefähr sechs Mal traf, meistens in Argentinien».

Josef Mengeles Geschäfte gingen inzwischen prächtig. Die Tischlerei hatte sich zu einer kleinen Fabrik ausgewachsen, in der er auch Maschinenteile für die Textilindustrie herstellte und immerhin sechs Angestellte beschäftigte. Zudem verdiente er nun anscheinend auch «nebenher Geld mit der Provision aus dem Verkauf von Erzeugnissen der Firma [...] aus Günzburg».¹⁹

Einem exklusiven Winterurlaub in den Schweizer Bergen, der das Verhältnis zu Martha Mengele vertiefen sollte, stand nichts im Wege. Im März 1956 war es soweit. Mengele flog, immer noch unter dem Decknamen Helmut Gregor, über New York nach Genf, wo er von Hans Sedlmeier empfangen wurde. Dann ging es weiter in den mondänen Wintersportort Engelberg, wo im Hotel «Engel», dem ersten Haus am Platz, Martha Mengele, deren Sohn Karl-Heinz und der gleichaltrige Rolf auf ihn warteten, der zuvor von Sedlmeier aus Freiburg abgeholt worden war.

Für Rolf Mengele gehörte diese Begegnung mit «Onkel Fritz» zu den stärksten Erlebnissen seiner Kindheit. Das lag nicht nur an dem Luxushotel, in dem sonst die Reichen dieser Erde verkehrten. Noch mehr imponierte ihm dieser fremde Mann, der gut aussah, noch besser Ski lief und sich fürsorglich um die beiden Jungen kümmerte. Die durften in einem eigenen Zimmer schlafen, bekamen Taschengeld und konnten bei Tisch bestellen, was und soviel sie wollten. Jeden Morgen kroch Rolf ins Bett zu «Onkel Fritz» und lauschte «mit grossen Augen den Heldengeschichten aus dem Zweiten Weltkrieg und den Gauchoabenteuern in Südamerika».²⁰

Das war ein Mann, wie er ihn wohl gerne zum Vater gehabt hätte. Aber der war ja verschollen, nicht aus dem Krieg heimgekehrt wie so viele. Also nahm er «Hacki», den neuen Mann seiner Mutter, und eben «Onkel Fritz» als Ersatz. Jedenfalls für die zehn Tage, die er mit ihm in der Schweiz verbringen durfte. Dann ging es für ihn zurück nach Freiburg, während die anderen nach Günzburg fuhren. Dass sich zwischen «Onkel Fritz» und Tante Martha mehr als bloss verwandtschaftliche Nähe entwickelt hatte, blieb dem Jungen nicht verborgen. Aber es kümmerte ihn auch nicht. Die beiden passten gut zusammen, denn «Tante Martha war eine wunderschöne Frau».

Von dem Urlaub und der Liebschaft beflügelt, kehrte Mengele nach Argentinien zurück. Er wollte seine Schwägerin heiraten und ein Haus kaufen. Für beides musste er seine Papiere in Ordnung bringen. Denn um eine Hypothek aufnehmen zu können, musste er Sicherheiten bieten, die Helmut Gregor nicht vorweisen konnte, wohl aber Josef Mengele. Und für eine standesamtliche Trauung war auch in Buenos Aires nicht nur ein gültiger Ausweis erforderlich, sondern zusätzlich eine Geburtsurkunde. Und auch die hatte Helmut Gregor nicht.

Also beantragte Josef Mengele, alias Helmut Gregor, nach seiner Ankunft in Buenos Aires bei der deutschen Botschaft einen amtlichen Identitätsnachweis. Er legte seine Geburtsurkunde, die Heiratsurkunde, das Scheidungsurteil von Irene Mengele und eine Erklärung vor, dass er 1949 unter falschem Namen in Argentinien eingereist sei und seitdem als Helmut Gregor dort gelebt habe. Der Beleg dafür war der im September 1949 ausgefertigte argentinische Fremdenausweis.

Da weder der deutschen Botschaft in Buenos Aires noch dem Auswärtigen Amt in Bonn, dem im Laufe des Sommers 1956 der Antrag Mengeles zur Prüfung zugeht, bekannt war, dass Josef Mengele von der Kriegsverbrecherkommission der Vereinten Nationen seit 1945 gesucht wurde, gab es keine Bedenken gegen die Richtigstellung des Namens. Es gab keine Dienstanweisung, bei derartigen Anträgen dieses in achtzig Einzellisten erfasste Namensverzeichnis heranzuziehen, das zwar im Bundesarchiv in Koblenz verstaubte, aber in den Konsularabteilungen der deutschen Botschaften und im Auswärtigen Amt nicht greifbar war.

Es genügte den Bonner Beamten der Abgleich mit den Fahndungsblättern der deutschen Polizei. Und da von ihr kein Mengele zur Festnahme ausgeschrieben war, kam dieser am 11. September 1956 umstandslos in den Besitz seines Identitätsnachweises und eines deutschen Passes mit der Nummer 3415576.

Im Oktober schon trafen Martha Mengele und ihr zwölfjähriger Sohn Karl-Heinz in Buenos Aires ein. Als Unterkunft hatte Mengele ein stuck verziertes weisses Haus im Villenvorort Olivos aus gewählt. Es lag in der Virrey Vertiz

970. Der Kaufvertrag wurde auf den Namen Karl-Heinz Mengeles aus gefertigt²¹ und als Hypothekenschuldner die Firma «Karl Mengele & Söhne, Günzburg»²² im Grundbuch eingetragen.

Nun fehlte Josef Mengele nur noch ein argentinischer Ausweis auf seinen richtigen Namen. Und so wenig die deutsche Botschaft ein Problem in dem Identitätsnachweis für Mengele gesehen hatte, so wenig Umstände machte das Polizeipräsidium in Buenos Aires. Nach Vorlage seiner Geburtsurkunde und des deutschen Passes erhielt Mengele im November 1956 einen neuen Ausweis unter der Nummer des alten, den er bisher verwendet hatte: 394048.²³

Weshalb er unter falschem Namen in Argentinien eingereist war und sieben Jahre lang die Behörden dort über seine wahre Identität getäuscht hatte, interessierte an höherer Stelle offenbar niemanden, solange er nur unter dem Schutz der reaktionären Präsidenten-Kamarilla stand. Damit waren für Mengele die Jahre der Angst, der Flucht, des Versteckens, wenn schon nicht aus der Erinnerung gelöscht, dann doch durch einen offiziellen Verwaltungsakt beendet.

Mengele konnte jetzt auch an eine Veränderung seiner beruflichen Existenz denken, vielleicht sogar auf eine Annäherung an seinen eigentlichen Beruf in der theoretischen und experimentellen Medizin hoffen. Bereits Vorjahren hatte er in der deutschen Kolonie von Buenos Aires Dr. Ernesto Timmermann kennengelernt. Gemeinsam mit Heinz Truppel gründete dieser Argentinier Anfang Oktober 1957 die Firma Fadro Farm KGSA zur Herstellung von Tuberkulose-Präparaten.²⁴ Doch den beiden fehlte es an Kapital, um das Unternehmen auf eine solide Grundlage stellen zu können, die auch eine Ausweitung der Produktion gestattet hätte.

Timmermann bot Mengele an, als gleichberechtigter Partner in die Firma einzusteigen. Nach eingehenden Verhandlungen mit Hans Sedlmeier, der Ende November 1957 nach Argentinien gekommen war²⁵, bekam Mengele grünes Licht aus Günzburg für dieses unternehmerische Engagement. Am 1. Juni 1958 stieg er mit einer halben Million Pesos, was damals annähernd den gleichen Wert in Mark bedeutete, als Teilhaber bei Fadro Farm ein.²⁶ Zuvor hatte Mengele seine 1953 gegründete Spielzeugfabrik verkauft.

Mengele war glücklich. Nach dem Eintreffen von Martha Mengele und Karl-Heinz war er nicht länger allein. Die Lebensverhältnisse waren gedie-

gen, die Arbeit nicht länger ein Notbehelf. Er konnte sich, wie sein Kompanion Heinz Truppel angab, in medizinische und pharmazeutische Literatur vertiefen, im Labor experimentieren – kurz, er war beinahe wieder in seinem Element, wenn er denn seine Neuentwicklungen auch im Menschenversuch hätte erproben dürfen wie einst in Auschwitz. Diesen Praxistest allerdings stellte Truppel entschieden in Abrede.²⁷

Ein Haus gekauft, in eine Firma eingestiegen – die Hochzeit mit der ebenso attraktiven wie wegen ihrer Erbschaft aus der Ehe mit Karl Mengele begüterten Martha konnte stattfinden. Am 25. Juli 1958 heirateten die beiden in Nueva Helvecia in Uruguay.²⁸ Doch bereits während der Flitterwochen muss Mengele geahnt oder gewusst haben, dass sein Glück nicht von langer Dauer sein würde. Denn schon am 29. September besuchte er mit seiner Frau in Buenos Aires den Notar Jorge H. Guerrico und erteilte ihr Generalvollmacht zur Regelung sämtlicher Angelegenheiten und Rechtsgeschäfte in seiner Abwesenheit.²⁹

Mengele hielt also zumindest für möglich, dass er in naher Zukunft erneut werde untertauchen müssen. Für diesen Fall wollte er vorsorgen – und dies war auch im Interesse des Günzburger Teils seiner Familie, denn schliesslich musste nicht zuletzt wegen des heimischen Betriebes jederzeit die volle Verfügbarkeit über die von Martha Mengele in die neue Ehe eingebrachten Anteile des Firmenbesitzes gewährleistet sein. Josef Mengele seinerseits hatte ja bereits vor seiner Flucht aus Europa in einem Vertrag vor dem Günzburger Notariat Dr. Ortner auf alle Ansprüche aus einem etwaigen Erbe für sich und seine Nachkommen verzichtet.³⁰

Welche Umstände es waren, die Josef Mengele im Sommer 1958 zum Handeln drängten, lässt ein Blick in die Fahndungsakten der deutschen Justiz erkennen. Im Frühjahr dieses Jahres hatte der Hamburger Schriftsteller Ernst Schnabel sein Buch *Anne Frank – Spur eines Kindes* herausgebracht. Dieser Bericht über das Schicksal eines jüdischen Mädchens, das mit seiner Familie vor den Nazis nach Holland geflohen war und am Ende doch in einem deutschen Konzentrationslager umkam, beschrieb auch die mörderischen Bedingungen im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und erwähnte den Na-

men des KZ-Arztes Josef Mengele. Verschiedene Rundfunksender wiesen auf dieses Buch hin, einige Zeitungen veröffentlichten Auszüge als Fortsetzungsroman – darunter auch die *Ulmer Nachrichten*. In der Folge vom 1. Juli 1958 stand zu lesen, dass es von den meisten der nach Osten deportierten Amsterdamer Juden kein Lebenszeichen mehr gebe, aber auch von den SS-Leuten aus Auschwitz seien viele verschwunden: «Keiner weiss zum Beispiel, wo Dr. Mengele ist, ob er umkam oder ob er heute noch irgendwo lebt.»

Und was die Fahndungsersuchen der Siegermächte, was die Zeugenaussagen der Überlebenden mehr als dreizehn Jahre nach Kriegsende und beinahe neun Jahre nach Gründung der Bundesrepublik noch nicht geschafft hatten, das setzte eine junge Leserin dieser Zeitung in Bewegung. Sie schrieb, ohne ihren Namen zu nennen, in einem Brief an die Chefredaktion, dass «scheinbar doch einige Leute» wüssten, wo sich Mengele aufhalte. Unter anderem die ehemalige Hausgehilfin der Mengeles, Angela L, der «der alte Herr Mengele in Günzburg» erzählt habe, dass «sein Sohn, der Arzt bei der SS war, in Südamerika unter einem neuen Namen eine Praxis ausübt». Und weil er so Heimweh habe, «hat Herr Mengele die Witwe eines anderen Sohnes nach drüben geschickt».

Die Ulmer Redaktion gab diesen Brief an Ernst Schnabel weiter, und dieser informierte sofort die Ulmer Staatsanwaltschaft. Zwar behagte Schnabel der anonyme Charakter dieser Anschuldigung nicht. Er schrieb: «Aber hier geht es nicht darum, ob die «junge Leserin’, die sich an mich gewendet hat, eine angenehme Person ist oder nicht – wenn ihre Mitteilung verhüten hilft, dass ein solches Ungeheuer wie Dr. Mengele aus Auschwitz weiterhin irgendwo in der Welt als Arzt arbeiten darf, so wäre der Menschheit, uns Deutschen und unserem so belasteten deutschen Namen etwas sehr Gutes getan.»³¹

Der Ulmer Oberstaatsanwalt Schüle verstand dieses Schreiben Schnabels als eine Strafanzeige und reichte sämtliche Unterlagen nach kurzen eigenen Nachforschungen am 12. August 1958 an die Staatsanwaltschaft Memmingen weiter, die ihm örtlich zuständig schien: «Nach vertraulichen Mitteilungen soll der Vater des Dr. Mengele von Günzburg aus in letzter Zeit seinem

Sohn nach Argentinien ein Kraftfahrzeug zugesandt haben. Bei der Zollbehörde in Günzburg könnte daher unter Umständen die jetzige Anschrift des Dr. Mengele in Erfahrung gebracht werden, ohne dass zunächst die Angehörigen von dem Ermittlungsverfahren Kenntnis erhalten.»³²

Diese Erwartung erfüllte sich jedoch nicht. Die Memminger Staatsanwälte baten die Günzburger Stadtpolizei um Amtshilfe – und die Familie Mengele wusste umgehend Bescheid, was sich jetzt über ihrem Ältesten zusammenzubrauen drohte: ein Ermittlungsverfahren wegen Mordverdachts, womöglich die weltweite Fahndung, seine spektakuläre Festnahme in Südamerika, ein Prozess, auf den die Welt blicken würde, die Aufdeckung der Fluchthilfe und der weiteren Unterstützung des KZ-Arztes durch den Mengele-Clan und damit unermesslicher Schaden für das Ansehen der Familie und den Ruf der Firma.

Es musste schnell gehandelt werden, beschloss der Familienrat, denn die deutsche Justiz, die ein Jahrzehnt lang keinen Anlass gesehen hatte, gegen Mengele irgendetwas zu unternehmen, kam für ihre betulichen Verhältnisse nun mächtig in Fahrt. Mengele musste verschwinden, ein öffentlicher Skandal sollte um jeden Preis vermieden werden.

Nachdem die Nachfrage bei Zoll und Polizei in Günzburg nichts ergeben hatte, zumal auch versäumt worden war, durch frühzeitige Post- und Telefonüberwachung die Verbindungswege zwischen Günzburg und Argentinien aufzuklären, war zum einen die Familie jetzt gewarnt und zum anderen jede fernere Ermittlungsarbeit in Günzburg erheblich erschwert. Denn dort hielt man zusammen, empfand Nachforschungen von Anfang an als Nachstellung. Man kannte schliesslich den «Beppo», hatte früher seinen Aufstieg bewundert und spürte jetzt in seinem Abstieg eine bedrohliche Erschütterung für das eigene Selbst. Dass er Verbrechen von der Art begangen haben könnte, wie sie der Hamburger Schriftsteller beschrieben hatte, hielt in Günzburg ohnehin kaum einer für möglich.

Die Memminger Staatsanwaltschaft gab, da sie nicht weiterkam und Mengeles letzter amtlicher deutscher Wohnsitz während des Krieges die Sonnenhalde 87 in Freiburg/Breisgau gewesen war, den Vorgang an die dortigen Kollegen weiter. Am 25. Februar 1959 erliess das Amtsgericht Freiburg

Haftbefehl gegen den «sich an unbekanntem Orten aufhaltende[n], geschiedene[n] Arzt Dr. phil. Dr. med. Josef Mengele».³³

Mengele wurde vorgeworfen, er habe vom 30. Mai 1943 bis zum Kriegsende Selektionen im KZ Auschwitz-Birkenau geleitet und die Häftlinge in Kenntnis der damit verbundenen Folgen «zum Tode durch Vergasung bestimmt». Ausserdem habe er «eine noch nicht genau bekannte Anzahl von Häftlingen eigenhändig durch Injektion von Phenol vorsätzlich getötet».

Eine Woche später bat die Freiburger Staatsanwaltschaft das Auswärtige Amt in Bonn um Hilfe bei der Überprüfung von Mengeles Aufenthaltsort in Argentinien. Während des Scheidungsprozesses 1954 in Düsseldorf habe Mengeles Anwalt als Adresse seines Mandanten angegeben: «Buenos Aires, Argentinien, Sarmiento 1875 Olivos.»³⁴ Die deutsche Botschaft in Buenos Aires möge doch bitte vertraulich ermitteln, ob es sich bei dieser Anschrift um eine Deckadresse handle oder ob sich Mengele damals tatsächlich dort aufgehalten habe beziehungsweise noch immer da wohne.

Anders als Ermittlungsaufträge an die Günzburger Gendarmerie, die immer wieder ergingen und prompt an die Familie Mengele verraten wurden, erschienen den Staatsanwälten in Freiburg Nachforschungen auf dem Polizeiweg etwa durch Interpol «untunlich, weil von hier aus nicht übersehen werden kann, ob bei Beschreitung dieses Weges die Möglichkeit besteht, dass der Beschuldigte durch Indiskretionen von argentinischen Polizeiorganen vorzeitig gewarnt würde». Ausserdem ersuchte die Staatsanwaltschaft um eine Einschätzung, ob nach Auffassung des Auswärtigen Amtes eine Auslieferung Mengeles durch die argentinische Regierung überhaupt zu erwarten sei, da zwischen beiden Staaten kein Auslieferungsabkommen bestand.

Die Bonner Beamten antworteten, dass bei politischen oder politisch begründeten Straftaten mit einer Auslieferung aus Argentinien in der Tat nicht zu rechnen sei. Im Übrigen bestätigten sie die Richtigkeit der oben genannten Adresse Mengeles in Buenos Aires für das Jahr 1954. Jetzt allerdings wohne er: «Virrey Ortiz 970, Vicente Lopez, Provincia de Buenos Aires.»³⁵

Diese Adressenangabe freilich war ein folgenreicher Fehler: Tatsächlich lebte Mengele in der Virrey Vertiz 970, nicht Virrey Ortiz. Dieser Irrtum der Bonner Botschaft in Buenos Aires eröffnete den argentinischen Behörden später die Möglichkeit, deutsche Auslieferungsersuchen immer wieder ohne inhaltliche Prüfung mit der Bemerkung abzuweisen, ein Josef Mengele, Virrey Ortiz 970, Vicente Lopez, sei ihnen völlig unbekannt.³⁶

Doch diese Bemerkung greift den Ereignissen voraus. Zunächst erliess das Freiburger Amtsgericht am 5. Juni 1959, ergänzt um diese fehlerhaften Auskünfte zur aktuellen Anschrift Mengeles und um die Beschuldigungen, die von zahlreichen Zeugen während der Vorbereitung des grossen Auschwitz-Prozesses seit 1958 von der Frankfurter Justiz gesammelt und überprüft worden waren, einen neuen Haftbefehl.³⁷

Wiederum wurde Mengele die Beteiligung an den Selektionen vorgehalten sowie die Tötung von Häftlingen durch Injektionen von Phenol, Benzin oder Luft. Mengele habe ausserdem Juden dadurch umgebracht, dass er zusammen mit anderen SS-Männern «Kannen mit HCF-Gas (Zyankali) eigenhändig durch Gitterfenster in die Gaskammern warf, in denen die Opfer eingesperrt waren». Darüber hinaus habe Mengele medizinische Versuche an zahlreichen Gefangenen mit tödlichem Ausgang durchgeführt und sei verantwortlich für die brutale Ermordung einer Vielzahl von Menschen: Er habe ein neugeborenes Kind vor den Augen der Mutter «ins Feuer geworfen und dadurch getötet»; er habe ein vierzehn Jahre altes Mädchen getötet, «indem er ihm den Kopf mit seinem Degen oder Dolch spaltete»; er habe «mindestens sechs Häftlinge durch andere erschlagen lassen»; er habe jüdische Häftlinge erschossen lassen, die sich weigerten, ihren Angehörigen nach seinem Diktat zu schreiben, es gehe ihnen gut, sie seien «in einem angenehmen Arbeitslager eingetroffen».³⁸

Wie weit Mengele dieser Anschuldigungen hätte im Einzelnen tatsächlich überführt werden können, muss offenbleiben. Der Frankfurter Oberstaatsanwalt Hans Eberhard Klein, der als letzter in einer langen Reihe von Staatsanwälten und Ermittlungsrichtern die Nachforschungen gegen Mengele betrieb, zweifelte, dass der Nachweis bei jedem dieser exzessiven Tatvorwürfe

«wasserdicht» möglich gewesen wäre.³⁹ Doch unbestreitbar war durch diese Haftbefehle bereits 1958/59 die Dimension der Verbrechen deutlich geworden, die es aufzuklären galt.

Mengele indes tauchte erneut unter. Seine Freunde in Argentinien und Paraguay, deutsche und einheimische Faschisten wie Hans Ulrich Rudel, Frederico Haase, Werner Jung, Alejandro von Eckstein, aber auch seine Familie und Freund Sedlmeier aus Günzburg hatten ihm dazu geraten.

Im März 1959, wenige Tage nachdem das Amtsgericht Freiburg den ersten Haftbefehl gegen Mengele erlassen hatte, erhielt der Fadro-Farm-Teilhaber Heinz Truppel in Buenos Aires einen überraschenden Anruf von seinem Kompagnon Mengele. Der teilte ihm mit, dass er die Firma, aber auch Argentinien umgehend verlassen wolle. «Unterschiedliche Weltanschauungen», so seine wenig aufschlussreiche Begründung, seien die Ursache für dieses eilige Absetzmanöver.⁴⁰ Der Sekretärin Elsa Haverich erklärte Mengele, «es sei aus politischen Gründen», dass er sich zurückziehen müsse. Man werde sich «nie wiedersehen».⁴¹

Tatsächlich verkaufte Mengele Ende März nach den Erkenntnissen des israelischen Nachrichtendienstes seine Firmenanteile.⁴² 200'000 US-Dollar soll er dafür von einem Argentinier mit Namen Ernesto Niebuhr bezogen haben.⁴³ Ob Martha Mengele und deren Sohn Karl-Heinz, der nominell Eigentümer des Wohnhauses in der Virrey Vertiz 970 war, diesen Besitz bereits zu diesem Zeitpunkt ebenfalls losgeschlagen haben, ist nicht bekannt. Fest steht lediglich, dass beide aus dem Haus auszogen und im Stadtteil San Isidro von Buenos Aires bei der Pensionswirtin Bergilda Jurmann, Calle 5 de Julio 1074, eine neue Unterkunft für sich suchten.⁴⁴

Josef Mengele fand nach den Angaben seines Sohnes Rolf zunächst Unterschlupf bei dem belgischen Nazi-Freund Armand Reinaerts in Paraguay, der im äussersten Süden des Landes, in der Stadt Encarnacion, sein Gasthaus «Tirol» betrieb – und dies nicht zufällig in der von den Auslandsdeutschen wegen ihres milden Klimas besonders bevorzugten Provinz Alto Parana.⁴⁵ Seit dem Mai 1959 versteckte sich Mengele dann für die folgenden 16 Mo-

nate auf der besser abgeschirmten Farm von Rudels Freund Alban Krug in der Nähe des Dörfchens Hohenau, etwa 65 Kilometer nordöstlich von Encarnacion im Dreiländereck zu Uruguay und Brasilien.⁴⁶ Sollte er künftig abermals untertauchen oder das Land verlassen müssen, hätte sich Mengele dafür kaum einen günstiger gelegenen Ausgangspunkt wählen können.

Auch nach dem Sturz Juan Perons im September 1955 hatte Mengele unter dessen Nachfolgern, den Generälen Eduardo Lonardi, Pedro Aramburu und Arturo Fondizi, zwar davon ausgehen können, dass Argentinien einem irgendwann womöglich doch eintreffenden deutschen Auslieferungsersuchen nicht bereitwillig folgen werde. Dazu standen die neuen Machthaber ihrem Vorgänger politisch zu nahe. Aber auf die Protektion, in deren Genuss er durch seinen Beschützer, den Peron-Freund Hans Ulrich Rudel, bei höchsten argentinischen Stellen gekommen war, konnte er nicht mehr mit Gewissheit rechnen.

Da lag der Grenzwechsel nach Paraguay durchaus nahe, zumal Rudel und Mengele unter den Mitarbeitern des 1954 an die Macht gekommenen Generals Alfredo Stroessner bereits seit Jahren über höchst einflussreiche Bekannte verfügten: Werner Jung und Alejandro von Eckstein.

Ausserdem gab es zwischen der Bundesrepublik und Paraguay nicht nur kein Auslieferungsabkommen, sondern im Gegenteil das ausdrückliche Verbot in der Verfassung des Landes, eigene Bürger der Rechtsprechung eines anderen Staates zu überantworten. Würde es Mengele also gelingen, die paraguayische Staatsbürgerschaft zu erwerben, wäre er vor der deutschen Justiz endgültig sicher.

Voraussetzung dafür war freilich der Nachweis, dass der Antragsteller fünf Jahre ununterbrochen in Paraguay gelebt hatte. Dies bescheinigten Mengele die beiden politischen Kumpane Jung und von Eckstein ohne Bedenken, so dass der Rechtsanwalt Dr. Caesar Augusto Sanabria aus der Hauptstadt Asuncion im Sommer 1959 für „Jose Mengele« zunächst einen Fremdenausweis und danach die Einbürgerung beim Obersten Gerichtshof des Landes beantragen konnte.⁴⁷

Den Ausweis mit der Nummer 2 933⁴⁸ erhielt Mengele ohne weitere Formalitäten oder Rückfragen etwa bei der deutschen Botschaft in Asuncion be-

reits am 24. Oktober 1959. Als am 17. November Mengeles Vater in Günzburg starb, war der Sohn noch kein Staatsbürger Paraguays. Die Einbürgerungsurkunde Nr. 809 wurde ihm erst zehn Tage später übergeben.⁴⁹

Wäre es ihm also möglich gewesen, bis zur Beerdigung am 21. November Günzburg zu erreichen, dann hätte dies das Ende der noch Jahrzehnte andauernden Fahndung nach Josef Mengele bedeutet. Am 20. November 1959 nämlich informierte der Frankfurter Rechtsanwalt Henry Ormond, der einige Auschwitz-Opfer in ihren Wiedergutmachungsverfahren und als Nebenkläger im grossen Auschwitz-Prozess vor dem Frankfurter Schwurgericht vertrat, die Freiburger Staatsanwaltschaft, dass Mengele vermutlich am Begräbnis seines Vaters teilnehmen werde.⁵⁰

Das sofort alarmierte bayerische Landeskriminalamt verständigte die Grenzpolizeibehörden und den Zoll. Die Stadtpolizei in Günzburg übernahm es, die Beerdigung selbst zu überwachen.⁵¹ Doch Mengele hatte es vorgezogen, nicht zu erscheinen. Er liess am Grab einen Kranz niederlegen, auf dessen weisser Schleife zu lesen war: «Grüsse aus der Ferne.»⁵²

Ob die Polizei oder die deutsche Justiz vor einem Ausweis des Stroessner-Regimes zurückgeschreckt wären und auf die beschlossene Verhaftung Mengeles verzichtet hätten, ist fraglich, aber nicht sehr wahrscheinlich. Als die deutsche Botschaft am 16. Juli 1962 von der Regierung Paraguays die Auslieferung Mengeles einforderte, wurde dieses Ersuchen allerdings umgehend mit der Begründung zurückgewiesen, Mengele sei ein Staatsbürger Paraguays, dürfe als solcher nicht ausgewiesen werden und habe sich im Lande nichts zuschulden kommen lassen, was eine Strafverfolgung dort begründen könnte.⁵³ Erst am 8. August 1979 entzog der Oberste Gerichtshof in Asuncion, der Mengele zwanzig Jahre vorher zum Bürger Paraguays erklärt hatte, durch einfachen Beschluss diese Staatsbürgerschaft, da sich Mengele «länger als zwei Jahre ausserhalb der Grenzen des Landes aufgehalten» habe. Tatsächlich verliess Mengele Paraguay bereits im Oktober 1960.

Bis dahin lebte Mengele auf der Farm Alban Krugs in Hohenau. Ob ihn dort oder auf Werner Jungs Anwesen in Asuncion seine Frau und der Stief-

sohn «gelegentlich» besuchten⁵⁴, ob er wirklich in ganz Paraguay «auf der Suche nach einem Geschäftsabschluss» umherreiste⁵⁵ und Produkte der väterlichen Firma verkaufte, muss offen bleiben. In Günzburg wird von Karl-Heinz Mengele und Hans Sedlmeier beides energisch bestritten.⁵⁶

Tatsächlich wäre ein so demonstratives Auftreten in der Öffentlichkeit wenig sinnvoll gewesen und hätte die dortige Regierung auch nur unnötig herausgefordert, die – nach Erlass des zweiten Haftbefehls gegen Mengele im Juni 1959 durch das Amtsgericht Freiburg – kein Interesse daran haben konnte, sich als übertölpeltes Opfer, geschweige denn als Verbündeter eines international gesuchten Massenmörders und Kriegsverbrechers blossgestellt zu sehen.

Wahrscheinlich ist, dass Mengele die Deckung der abgelegenen Farm Alban Krugs nicht nur bewusst gesucht hat, sondern nach Möglichkeit auch nicht verliess. Eine Ausnahme war der Besuch Hans Sedlmeiers «Anfang 1960 [...] im ‚Grand Hotel Paraguay* in Asuncion», wo er mit Josef und Martha Mengele wohnte.⁵⁷ Dieses Treffen war erforderlich geworden, um die weitere finanzielle Unterstützung Mengeles aus der Heimat und die Einrichtung zuverlässiger Kommunikationswege abzusprechen. Während sich Sedlmeier die Geldtransaktionen zunächst selbst vorbehalten wollte, bis vertrauenswürdige Mittelsmänner gefunden würden, sollten Briefe in beide Richtungen über Postfächer oder Deckadressen geleitet werden.

Anschliessend verbrachten die drei nach den Erkenntnissen des israelischen Nachrichtendienstes einige Tage in dem Hotel «Tirol» von Armand Reinaerts, dann flogen Sedlmeier und Martha Mengele über Asuncion nach Buenos Aires, wo Mengeles Stiefsohn Karl-Heinz auf sie wartete.

Danach scheint Martha Mengele bis zu ihrer Heimreise nach Europa im Februar 1961 Josef Mengele nicht mehr gesehen zu haben. Sie versicherte dem damaligen Verteidiger ihres Mannes, Dr. Hans Laternser, in einer eidesstattlichen Erklärung, sie habe Mengele «das letzte Mal im April 1960 in Paraguay persönlich gesehen und gesprochen».⁵⁸ Die Notwendigkeit zur Abgabe einer falschen Versicherung an Eides statt war damals, 1961, für Martha Mengele nicht gegeben.

Der Grund für diese plötzliche Unterbrechung jeder Verbindung war zweifelsohne die Entführung Adolf Eichmanns durch israelische Agenten im Mai 1960 aus Buenos Aires.⁵⁹ Bereits im September 1957 hatte der hessische Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer die Israelis wissen lassen, dass Eichmann wohl in der argentinischen Hauptstadt untergetaucht sei. Nachforschungen des Auslandsgeheimdienstes Mossad ergaben Anfang 1960, dass er mit seiner Familie unter dem Namen Ricardo Klement in der Chacabuco-Strasse 4 261 des Stadtteils Olivos gewohnt hatte und später in die Garibaldi-Strasse umgezogen war. Der damals Vierundvierzigjährige lebte sehr zurückgezogen und verdiente seinen Lebensunterhalt als Vorarbeiter am Endmontageband des argentinischen Zweigwerks von Mercedes-Benz.

Als Eichmann am 11. Mai 1960 abends mit dem Bus von der Arbeit heimkehrte, wurde er von Mossad-Leuten vor seinem Haus überwältigt und mit einem Auto in ein Versteck der Israelis im Stadtteil Florencio Varela gebracht. Er hatte sich gegen diese Entführung nicht gewehrt. Mit den Worten «Ich füge mich in mein Schicksal» gab er sich gefangen. Am 20. Mai schleusten die Agenten den betäubten Eichmann durch die Sicherheitskontrollen des Flughafens von Buenos Aires zu einer Sondermaschine der israelischen Fluggesellschaft El Al nach Tel Aviv.

Mengele erfuhr bald von der Entführung Eichmanns. In seinem Tagebuch nahm er jetzt, nach einer Unterbrechung von elf Jahren, seine Eintragungen wieder auf. Am 10. Juni 1960 notierte er, wie froh er sei, sich rechtzeitig und entgegen den ursprünglichen Wünschen seiner Frau aus Buenos Aires abgesetzt zu haben. Womöglich sei auch das Versteck in Paraguay noch nicht sicher genug: «Es scheint mir, die Dinge spitzen sich zu und drängen vielleicht zu durchgreifenden Lösungen. Endlich sehen wohl alle ein, wie richtig mein bisheriges Verhalten war und dass sie mir zum Teil nicht wieder gutzumachenden Unsinn geraten haben. [...] Hoffentlich verhalten sich nun meine Nächsten geschickt und einsichtsvoll und gefährden nicht abermals das Neubegonnene. Bedrückend ist allerdings, wie sehr die Gesamtsituation unübersehbar geworden ist.»⁶⁰

Martha Mengele akzeptierte die Trennung. Ein Leben im Untergrund und in ständiger Fluchtbereitschaft wollte sie – ähnlich wie ein Dutzend Jahre

vorher Mengeles erste Ehefrau Irene – nicht führen und auch ihrem Sohn Karl-Heinz nicht zumuten. Anfang Februar 1961 flog sie mit ihrem Sohn nach Genf und brachte ihn in einem Internat in Montreux unter. Für sich selbst mietete sie ein Appartement in Zürich-Kloten.⁶¹ Im September 1961 zog Martha Mengele schliesslich in das am Kurpark gelegene teuerste Viertel von Meran.⁶² Sie sah ihren Mann nie wieder.

Nach der Trennung von seiner ersten Frau Irene war dieser Abschied von seiner zweiten Frau Martha im April 1960 eine weitere Enttäuschung und eine nicht weniger schmerzliche Erfahrung – sollte man meinen. Doch zumindest seinem Tagebuch hat Mengele keine Gefühle dieser Art anvertraut. Stattdessen beklagte er in diesen Tagen wortreich und tief erschüttert den Tod seines Freundes Frederico Haase, der ihn Anfang der fünfziger Jahre in Argentinien mit so vielen wichtigen Personen in Verbindung gebracht hatte. Mengele schrieb am 31. Juli: «Wie der Regen über die Erde hat sich über mein Gemüt tiefe Trauer gesenkt. Ein guter, alter und selbstloser Freund hat mich für immer verlassen. Sein Verlust ist für mich in jeder Beziehung unersetzlich. [...] Er war es schliesslich, der mich zum Durchhalten aufforderte und mir neue Kraft gab, als ich am Sinn meines weiteren Lebens zweifelte. ‚Du darfst dich jetzt nicht unterkriegen lassen oder die Nerven verlieren! Das ist es ja gerade, was die anderen mit ihrer Hetze erreichen wollen‘, sagte er mir, als ich mich spät in der Nacht von ihm verabschiedete. Dein Wort, lieber, teurer Freund, soll mir von nun an als Dein letztes Vermächtnis tiefste Verpflichtung sein.»⁶³

Die zehn guten Jahre in Argentinien waren für Josef Mengele vorüber. Die deutsche Justiz hatte einen Haftbefehl gegen ihn erlassen und seine Spur aufgenommen. Argentinien war, auf Grund der Rechtslage und nach der Entführung Eichmanns durch die Israelis, kein sicherer Zufluchtsort mehr. Zwar galt dies, zumal nach seiner Einbürgerung, nicht in gleichem Masse für Paraguay. Aber wer konnte ihm garantieren, dass ihn der Diktator Alfredo Stroessner nicht preisgeben würde, wenn das seinen politischen Interessen dienlich wäre?

Im Juli 1960 hatte die argentinische Bundespolizei Josef Mengele landesweit zur Festnahme ausgeschrieben, nachdem der deutsche Auslieferungsan-

trag am 11. März dem argentinischen Generalkonsulat in München übergeben worden war.⁶⁴ Als Mengele von diesem Haftbefehl erfuhr, war ihm klar, dass er sich auch von der Farm Alban Krugs würde absetzen müssen. Zu viele kannten mittlerweile dieses Versteck. Und wenn es schon den Israelis verborgen bliebe, so niemals der paraguayischen Polizei, falls ihn doch eines Tages Stroessner fallenlassen sollte.

Mitte Oktober 1960 verabschiedete sich Mengele von seinem Gastgeber Alban Krug. Hans Ulrich Rudel war eigens nach Hohenau gekommen, um seinem Freund letzte Instruktionen für den Grenzwechsel hinüber nach Brasilien zu geben – und einen brasilianischen Ausweis auf den Namen «Peter Hochbichler». Alban Krug drückte Mengele die Hand und gab ihm seinen Wunsch mit auf den Weg: «Für dich ist der Krieg noch nicht vorbei, sei vorsichtig.»⁶⁵

Brasilianische Verstecke

Als erste Anlaufadresse im Nachbarland Brasilien hatte Hans Ulrich Rudel für Josef Mengele den Vertreter des «Kameradenwerks» in Sao Paulo, Wolfgang Gerhard, gewonnen. Gerhard, der wegen seiner Körpergrösse von 1,82 Meter den Spitznamen «Langer» trug, war 1925 in Leibnitz (Österreich) geboren worden. Er stammte aus einer bürgerlichen, überzeugt nationalsozialistischen Familie, war selbst Hitlerjugendführer gewesen und durfte wegen dieser politischen Vergangenheit in den Nachkriegsjahren zunächst nicht studieren. Nach einer Ausbildung zum Techniker wanderte er mit seiner Mutter und mit seiner Verlobten Ruth Kleyer 1949 nach Brasilien aus. Seit 1950 lebte die Familie in Sao Paulo. Die Eheleute hatten vier Kinder, der 1958 geborene erste Sohn bekam den Vornamen Adolf.¹

Gerhard verdiente sein Geld mit mässigem Erfolg mal als angestellter Schweisser und Techniker, dann wieder als Selbständiger in verschiedenen Branchen, 1960 betrieb er eine kleine Textildruckerei. Politisch hatte er seit seinen Jugendjahren nicht viel dazugelernt. Er fühlte sich wohl im Freundeskreis des Hans Ulrich Rudel und vertrieb in Brasilien den *Reichsruf*., die Zeitung der 1952 vom Bundesverfassungsgericht verbotenen, aber unter neuem Namen weiterhin aktiven Sozialistischen Reichspartei. Hans Ulrich Rudel hatte für diese NS-Nachfolgeorganisation bei Bundestagswahlen kandidiert.²

Gerhard, der unter seinen offenbar nicht als standesgemäss empfundenen, beengten Lebensverhältnissen ebenso litt wie unter der Tatsache, dass er während des Krieges aus gesundheitlichen Gründen trotz seiner Freiwilligenmeldung nicht Soldat werden konnte, stellte sich Mengele ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner eigenen Familie zur Verfügung. Er nahm ihn in sein Häuschen in einem Vorort von Sao Paulo auf und verstand es nicht nur als höchsten Vertrauensbeweis des von ihm «verehrten Herrn Oberst Rudel», sondern als ganz persönliche Auszeichnung, dem «Herrn Dr. Dr. Mengele zu Diensten sein zu dürfen».³

Auch Mengele war mit seinem «Gastfreund» [sic] vollauf zufrieden. Schon immer habe er es sich gewünscht, notierte er in seinem Tagebuch be-

reits unter dem 24. Oktober 1960, einen Gesprächspartner zu finden, der von Astronomie und Astrophysik «mehr als das übliche Compendium-Wissen» habe. «Nun ist mein Wunsch, überraschend wegen der Ungewöhnlichkeit des Ortes und der Umgebung in Erfüllung gegangen und zudem in einer Form, die besonders deshalb interessant ist, weil mein Instruktor ein absolut eigenständiger Denker ist, der seine Auffassungen auch gegen die herrschenden Lehrmeinungen vertritt. Dies macht unsere Gespräche so lebhaft und anregend.»

Zwar störte den lärmempfindlichen Mengele die Lage seines neuen Quartiers: «Zehn Meter vor meinem Fenster und nur schwach durch eine dürftige Hecke geschützt, pulsiert der heftigste Vorortsverkehr mit Autos, Lastwagen und Schnauferln jeder Art und dies besonders in den frühen Morgenstunden.» Aber vor allem das Wetter sagte ihm hier in Küstennähe durchaus zu: «Die grosse Meereshöhe, der Waldreichtum, die Hügellandschaft und wohl auch der Einfluss des nicht allzu fernen Meeres im Gegensatz mit den gewaltigen Landmassen des Kontinents schaffen ein Klima ganz besonderer Art, das man auf jeden Fall im grossen Ganzen als angenehm bezeichnen kann.» Sei in Paraguay die Weite der Landschaft für ihren Charakter bestimmend gewesen, falle jetzt «das Hügelige» auf. Der Eukalyptus-Wald reiche bis vor die Haustüre. «Noch war zu grösseren Spaziergängen keine Gelegenheit, aber diese wird sich bald ergeben, wenn der Knöchelbruch der alten Dame verheilt ist.»⁴

Doch Mengeles Wohlgefühl sollte nicht lange anhalten. Am 23. November 1960 erfuhr er, dass ihn Zeugen wegen seiner Tätigkeit in Birkenau, erheblich belastet hatten: «Einige Neuigkeiten brachten Briefe, darunter unerfreuliche aus der Richtung B. Meine Befürchtungen scheinen sich nun ganz bewahrheiten zu wollen, und die Leichenfledderei nimmt seinen [sic] Anfang dort, wo der Kameradendiebstahl – seit Langem geübt – aufhört. Man wird sich wehren, so gut wie man kann, aber Schweinereien waren eben nicht einkalkuliert, sonst hätte man es anders machen müssen.»⁵

Mengele musste feststellen, dass sich die meisten Angeklagten in NS-Prozessen nicht «mannhaft schweigend» wie Beschuldigte vor einem politischen Tribunal verhielten, sondern redselig wie ganz gewöhnliche Kriminelle die

Entlastung auf Kosten gestorbener oder untergetauchter Mittäter suchten. Wenige verweigerten jede Aussage zur Sache, viele liessen sich auf die Tatvorwürfe ein, allerdings nicht auf die eigene Tat.⁶ Immerhin reichten deren erschütternde Angaben den Gerichtsberichterstatlern aus, einen im Ganzen zutreffenden Eindruck von Mengeles Funktion in Auschwitz gewinnen zu können.⁷

Mengele wurde von diesem Zeitpunkt an zum Gegenstand des öffentlichen Interesses. Und wo die Fakten nicht hinreichten, fühlten sich einzelne Autoren in ihrer Phantasie herausgefordert. In rascher Folge erschienen Artikel, Zeitschriftenserien und Bücher, die sich mit Mengele und der erfolglosen Fahndung nach ihm beschäftigten. Der KZ-Arzt wurde zum Medienereignis, mitunter auch zum Mythos. Journalisten forschten weltweit nach ihm. Sehr schnell richtete sich dabei ihre Aufmerksamkeit auf Südamerika. Dort entdeckten ihn die journalistischen Nazijäger angeblich mal in Mexiko, dann in Bolivien. In Chile wollten sie ihn aufgespürt haben und in Brasilien. Meist aber gaben sie vor, seine Spur in Argentinien aufgenommen und in Paraguay verloren zu haben.⁸ Seriös waren diese Veröffentlichungen alle nicht, aber sie hielten Mengele, den Günzburger Familienverband und den Unterstützerkreis in Südamerika in beständiger Unruhe.

Doch zumindest Bruder Alois, den Mengele in seinem Tagebuch meist mit den Kürzeln «Lolo» oder «L.» ansprach, und der Freund Hans Sedlmeier – «H.» oder, später, «Messerle» genannt – sind durch solche Publikationen und durch die Aussagen von Zeugen oder auch von Angeklagten in NS-Prozessen in ihrem Verhältnis zu Josef Mengele anscheinend nicht grundsätzlich irregemacht worden: «Wir wollen nun sehen, wie dieses Spiel weitergeht, nachdem H. sehr energisch und unmissverständlich geschrieben hat. L. schrieb sehr fest und stark, und seine Treue hat mir sehr wohlgetan. So weiss ich auch, dass ich mir um die Meinen keine – wenigstens keine finanziellen – Sorgen zu machen brauche.»⁹

Durchaus zu schaffen machte Mengele dagegen der Gedanke, dass sein Sohn Rolf und sein Stiefsohn Karl-Heinz, der noch bis zum Jahresende 1960 mit seiner Mutter in Buenos Aires lebte, nicht jenes Bild von ihm in Erinne-

nung behalten könnten, das er ihnen zu vermitteln versucht hatte und an dem ihm sehr viel lag: «Was ist das für ein Unglück, dass ich mich nun um die Erziehung und Einweisung ins Leben meiner zwei Buben so gar nicht kümmern kann. Besonders bei R. hätte ich wohl so verschiedene Korrekturen anzubringen gehofft, soweit dies durch einen Briefwechsel möglich ist. Bei K.-H. habe ich in weltanschaulicher Hinsicht wenig Bedenken, obwohl er jetzt sogar in einem fremd völkischen Milieu lebt. Ich habe das Empfinden, dass er einen starken und lebendigen Eindruck von mir mitgenommen hat und dass ihm die bewussten Ereignisse dieses Sommers zum tiefen Erlebnis geworden sind, das ihn sein ganzes Leben verpflichten wird.»¹⁰

Vor allem Rolf's Entwicklung beunruhigte Mengele, da er mit ihm nie zusammengelebt hatte und auf dessen Erziehung auch keinerlei Einfluss hatte nehmen können. Nach der Scheidung 1954 hatte sich Mengeles erste Frau Irene um keine weiteren Kontakte zu ihrem Ex-Mann bemüht. Und auch die Aufklärung ihres Sohnes über die tatsächliche Vergangenheit seines leiblichen Vaters überliess sie 1960 – kurz vor der Rückkehr von Martha und Karl-Heinz Mengele nach Europa – ihrem zweiten Mann. Mengele schrieb dazu am 23. November 1960 in sein Tagebuch: «Schmerzlich ist, dass ich nicht einmal die leiseste Ahnung von der Reaktion R.s auf die ‚Aufklärung‘ habe. Es war – so sehe ich es heute – zweifelsohne falsch, mit der ‚Aufklärung‘ so lange zu warten, bis es eine heikle Situation erzwang. Gerade jetzt wäre ein engerer – wenn auch nur brieflicher – Kontakt besonders wertvoll. (Diese Betrachtungsweise gilt natürlich nur für mich und für ihn! Die ‚andere‘ Seite hat ja wohl an einem solchen Näherkommen nach wie vor kein Interesse.) Wenn ich mir diese spießbürgerliche und pseudokosmopolitische Welt vorstelle, in der mein heranwachsender Sohn nun leben muss, so schwindelt mir bei dem Gedanken der ‚Aufklärung‘ zu diesem Zeitpunkt. Wer sollte mit ihm schon ein freies, festes, eindeutiges und männliches Wort gesprochen haben.»

Für Rolf Mengele war diese Unterhaltung mit seinem Stiefvater eine Katastrophe. Sein ganzes bisheriges Leben war er davon ausgegangen, dass sein Vater im Krieg vermisst oder gefallen sei. Die Begegnung 1956 in dem Schweizer Berghotel war ihm als Urlaub mit «Onkel Fritz», Tante Martha

und Vetter Karl-Heinz dar gestellt worden. Jetzt wusste er: «Onkel Fritz» war in Wahrheit sein Vater, hatte jahrelang nicht mit ihm, dem leiblichen Sohn, sondern mit der Tante und dem Vetter in Südamerika zusammengelebt und war vor allem auch kein hochdekorierter Offizier gewesen, sondern einer der KZ-Ärzte von Auschwitz, nach dem weltweit gefahndet wurde.

Dass diese Mitteilung in seinem Sohn einen Schock auslösen musste, war Mengele keiner Anteilnahme wert. Ihn machte allein betroffen, dass er die Definitionsmacht über seine Vergangenheit und seine Person einem anderen Menschen überlassen musste, den er nicht schätzte. Was hätte er selbst, wenn er die Möglichkeit dazu gehabt hätte, seinem Sohn nicht alles eingepflichtet und erzählt? Natürlich kein Wort von Auschwitz. Stattdessen: «Ich bin so voller Hoffnung auf diese deutsche Jugend, die – wie zu allen Zeiten der deutschen Geschichte – (von 1812 über 1848 und 1914 zu 1933 und 1939) eines Tages wieder aufstehen wird und mit den wehenden Fahnen des vielgeschmähten deutschen Idealismus einer letzten und gewaltigen nationalen Erhebung die Bahn brechen wird.»¹¹

Mit dem Teufel zugehen müsste es, vertraute Mengele seinem Tagebuch an, wenn es so sich nicht eines Tages wiederum anlassen würde, ein nationaler Aufstand einer rassebewussten deutschen Jugend – dies hätte er seinem Sohn schon klargemacht. Bis dahin aber sei unsere «Schicksalsaufgabe in dieser Geschichtsepoche» lediglich, «zu überleben bzw. die Substanz unseres Volkes zu erhalten». Von der «heute amtierenden Kriegs generation» nämlich sei «nichts mehr zu erwarten, zumal die aus ihr hervorgegangene ‚Führungsschicht‘ sich zum grössten Teil aus Landes- und Hochverrätern, Separatisten, Deserteuren, Gesinnungslumpen und klerikalen Dunkelmännern rekrutiert». Diese Generation müsse aussterben, um dem idealistischen Teil der deutschen Jugend Platz zu machen. Man solle doch nicht glauben, schrieb Mengele voll dröhnendem Pathos, dass die deutsche Jugend von all den materiellen Werten, die ihr das Wirtschaftswunder beschert habe, auf die Dauer befriedigt werden könne. Für ihn sei es keine Frage, dass der mit dem Wiederaufbau einhergehenden Überbewertung der materiellen Güter eine «gewaltige Reaktion» folgen werde: «Dann erst wird es möglich sein, [...] die wirtschaftliche Macht Deutschlands in politische umzumünzen.»

Solche Orientierung, schwadronierte Mengele im November 1960, hätte er seinem Sohn ins Leben mitgegeben. Ausreden und hohler Anspruch. Hetze und ideologische Geschichtsklitterung. Nichts jedenfalls, woraus ein immerhin sechzehn Jahre alter Sohn ein Vertrauensverhältnis, ja überhaupt irgendeine Beziehung zu seinem Vater hätte entwickeln können. Wobei unklar bleibt, wie weit Mengele an einem wirklichen Gedankenaustausch mit seinem Sohn tatsächlich gelegen war, wieviel freien Raum seine Neigung zu Selbstbespiegelung und Selbstmitleid einer solchen Auseinandersetzung gelassen hätte.

Denn auffällig ist schon, wie ausführlich sich Mengele in seinen Tagebüchern bis zu seinem Tod immer wieder mit dem eigenen seelischen Befinden, mit seiner Gesundheit, mit fehlender Unterstützung von zu Hause, mit seinem Verdruss über den einfältigen Freundeskreis und mit den «grossen deutschen Schicksalsfragen» beschäftigt hat und wie selten mit den Problemen und Verletzungen, die er anderen Menschen in seinem Familien- und Bekanntenkreis zufügte. Gefühle sind ihm nur wichtig, wenn es seine eigenen sind.

Mitte Januar 1961 klagte Mengele im Tagebuch über die stupiden Hilfsarbeiten in der Textildruckerei Wolfgang Gerhards: «Die Arbeit ist wenig erfreulich und kommt gleich nach dem Tütenkleben, aber sie ist für meinen Gastfreund wichtig, denn sie bringt ihm eine Stange ein.» Doch es war gar nicht so sehr die Arbeit, was Mengele zu schaffen machte: «Mir [fällt] hier das Dasein ziemlich schwer, nicht nur wegen der vielen Arbeit – ich habe im Leben schon viel schwerer arbeiten müssen –, sondern wegen der Gesamtsituation: Enge, Eintönigkeit, Primitivität, Unruhe, Formlosigkeit, die letzten Endes trotz all des Negativen keinerlei Gewähr für Sicherheit bietet.»

Mengele hatte «nur noch ein Ziel», diese Situation zu verändern, die ihn belastete. Dass sie auch seine Helfer belasten konnte, lag ausserhalb seiner Vorstellungswelt. Er beschwerte sich über die Gleichgültigkeit, die Nachlässigkeit und den mangelnden Eifer der anderen: «Man hat es auch gar nicht eilig und hat vor lauter eigenen, ewig ungelösten Problemen kaum Zeit für die eines anderen.»¹²

Aber auch für Gerhard muss das Zusammenleben mit Mengele schon nach kurzer Dauer kaum mehr erträglich gewesen sein. Denn als er eines Abends

im Deutschen Klub von Sao Paulo einem gleichgesinnten ungarischen Ehepaar begegnete, das er dort zwei Jahre zuvor kennengelernt hatte, legte er denen Mengele alias Peter Hochbichler wärmstens ans Herz.

Gitta und Geza Stammer (Jahrgang 1920 und 1923) waren nach dem Zweiten Weltkrieg aus politischen Gründen nach Österreich emigriert und hatten in Graz geheiratet. Im Dezember 1948 wanderten sie nach Brasilien aus. Geza Stammer arbeitete zunächst als Ingenieur bei verschiedenen Firmen in Rio de Janeiro und Sao Paulo, dann machte er sich als Landvermesser selbständig. 1959 war die Familie mit ihren zwei Söhnen auf eine 15 Hektar grosse Farm bei Araraquara gezogen, 350 Kilometer nordwestlich von Sao Paulo. Sie gaben ihr den Namen Nova Europa. Dort bauten sie Obst an, Kaffee und Reis. Ausserdem hielten sie eine kleine Rinderherde. Da Geza Stammer beruflich häufiger für längere Zeit unterwegs war, blieb die meiste Arbeit an Gitta Stammer hängen.¹³

Bei ihrem Wiedersehen im Deutschen Klub erzählten die Stammers von dem erholsamen Leben auf dem Land, aber auch von der unerwartet vielen Arbeit. Als Wolfgang Gerhard ihnen anbot, dass ein guter Bekannter mit dem Namen Peter Hochbichler, der einiges von der Rinderzucht verstehe und auch etwas Geld in Grundbesitz investieren wolle, ihnen doch zur Hand gehen könne, waren sie sofort einverstanden – zumal dieser Peter Hochbichler kein Geld verdienen wolle, sondern bereit sei, seine Arbeitskraft gegen Kost und Unterkunft einzutauschen. In der zweiten Jahreshälfte 1961 zog Mengele auf der Farm ein, ohne seine wahre Identität preiszugeben.¹⁴ Er lebte zurückgezogen und ging seiner Arbeit als Verwalter des landwirtschaftlichen Betriebes nach. Er mied den Kontakt mit anderen Menschen. Besuch empfing er lediglich von Wolfgang Gerhard, der regelmässig Geld, Post und Zeitungen vorbeibrachte.

Am 27. Januar 1962, dem Jahrestag der Befreiung von Auschwitz durch die sowjetischen Truppen, entdeckte Gitta Stammer ein Foto in einer Zeitung, das einen Mann zeigte, der Peter Hochbichler ähnlich sah. Der recht tief in die Stirn gezogene Haaransatz stimmte überein, vor allem aber entsprachen sich die Lücken zwischen den Schneidezähnen im Oberkiefer voll-

ständig. Gitta Stammer sprach den Verwalter auf diesen Doppelgänger an und forderte ihn zu einer Stellungnahme auf. Beim Abendbrot gab sich Peter Hochbichler als Josef Mengele zu erkennen, betonte allerdings, nichts mit den Verbrechen zu tun zu haben, die ihm in dem Zeitungsartikel zur Last gelegt worden waren. In seinem Tagebuch brachte Mengele dieses Ereignis und seinen Anlass auf die kürzest mögliche Formel: «Denkwürdiger Tag! Aller gedacht! Unangenehme Neuigkeit!»¹⁵

Die Stammers dachten nicht daran, Mengele ihrer Farm zu verweisen. Stattdessen überlegten sie sich, wie aus diesem Wissen zu eigenem Vorteil Geld zu machen sei. Als erstes besuchte Geza Stammer den gemeinsamen Bekannten Wolfgang Gerhard in Sao Paulo und hielt diesem vor, ihn und seine Frau hintergangen zu haben. Wenn Mengele bei ihnen bleiben sollte, müssten sie eine besser abgeschirmte Farm suchen, die ausserdem näher an Sao Paulo liegen sollte, weil Mengele dann im Fall einer drohenden Verhaftung schneller abtauchen könne. An diesen Kosten müsse sich Mengele beteiligen. Gerhard versprach, Mengeles Familie in Deutschland und Hans Ulrich Rudel zu informieren, den die Stammers bereits 1950 bei der ungarischen Familie Saurer kennengelernt hatten. Schon Mitte April begannen die Verkaufsgespräche für die Farm.¹⁶

Wie jeder Ortswechsel zuvor beunruhigte die noch unklare Zukunft Mengele ausserordentlich: «Ein kühler Wind pfeift ums Haus, und auch in meinem Herzen herrscht nicht eitel Sonnenschein. Pläne wurden gemacht und verworfen. Es ist alles ein bisschen festgefahren. So wird man am besten abwarten.»¹⁷

Hans Sedlmeier hatte sich zu einem Krisengespräch für Mitte Juni 1962 angekündigt. In dessen Erwartung schrieb Mengele: «Gewisse Pläne mussten umgestellt werden. [...] Man erwartet Besuch. Was wird er bringen? Gegen die vorgesehene Neuregelung habe ich grosse Bedenken, aber ich zwingen mich zu deren Zurückdrängung. Ich bin immer gegen neue Regelungen, wenn ich sie nicht überschauen kann. Aber wer kann dies schon in solchem Falle?»¹⁸

Die Sorge um das neue Quartier setzte Mengele unter Druck. Ebenso die Nachricht über die Eichmann-Hinrichtung am 1. Juni im Gefängnis von Ramleh bei Tel Aviv: «Verspätete Nachricht vom 1/VI/62. Sehr bedrückt,

nicht überrascht. Vielen Deiner Söhne machst Du es sehr schwer, heiliges Vaterland! Aber wir wollen Dich nicht lassen und immer, immer lieben!»¹⁹ Der Bonner Regierung hielt Mengele vor, sich nicht zugunsten von Eichmann eingesetzt zu haben: «Sein Volk hat ihn jämmerlich verraten. Das ist wohl das menschlich Schwerste für ihn gewesen. Es liegt darin auch wohl der Kern der Problematik dieses Falles! Einmal wird sich das deutsche Volk dafür schämen müssen! Oder es wird sich überhaupt nicht mehr schämen!»

Zwei Wochen später begann der Umzug auf die neue Farm Santa Luzia in Serra Negra, etwa 200 Kilometer nordwestlich von Sao Paulo. Mengele beteiligte sich mit 25'000 US-Dollar am Kaufpreis der 45 Hektar grossen Kaffeeplantage.²⁰ Hans Sedlmeier, der für zwei Tage nach Serra Negra kam, beschwor die Stammers, Mengele weiter zu beherbergen. Die Familie werde sich erkenntlich zeigen. Hans Sedlmeier «brachte eine ansehnliche Summe in Dollarwährung und beschwichtigte die Familie Stammer mit der Behauptung, dass die Erzählungen über Mengeles Gräueltaten nicht wahr seien». Als «Beweis dafür machte er sie auf die Tatsache aufmerksam, dass Mengele die ganzen Jahre unter seiner wahren Identität in Argentinien und in Paraguay gelebt hatte».²¹

Mitte August hatte sich Mengele in seinem neuen Versteck eingerichtet. «Nun bin ich schon fast vier Wochen hier», schrieb er in sein Tagebuch, «und habe mich ausgezeichnet eingelebt. So heftig mein innerer Widerstand gegen die Übersiedelung nach hier war, so wohl fühle ich mich jetzt an diesem so heftig abgelehnten Ort. Aber er besitzt ja auch alles, um einem Friedlosen Heimat und Bleibe geben zu können.»²²

Es war vor allem die günstige Lage der Farm, die Mengele einigermaßen beruhigte. Einsam auf einem Hügel gelegen, konnte er die einzige Strasse bis in das zehn Kilometer entfernte Städtchen Lindonia überblicken. Nachdem er sich zusätzlich von den Landarbeitern einen sechs Meter hohen Aussichtsturm hatte bauen lassen und eine Hundemeute jeden verbellte, der sich den Gebäuden näherte, fühlte sich Mengele sicher. Hinzu kam, dass er allmählich zu Gitta Stammer eine sehr enge und vertraute Beziehung entwickelte. Während der berufsbedingten Abwesenheiten von Geza Stammer übernahm er zu

seinen eigentlichen Aufgaben als Gutsverwalter auch die des Ersatzvaters für die beiden Söhne Michael und Peter. Ob dieses Verhältnis zu der blonden Ungarin auch ein sexuelles war, wie nach Mengeles Tod verschiedentlich behauptet wurde, lässt sich aus seinen Aufzeichnungen nicht beantworten.²³ Eindeutig ist, dass ihm eine erotische Dimension nicht fehlte. Dies belegen Gedichte, die sein Verhältnis zu dieser Frau in einer Sphäre zwischen Traum und Wirklichkeit beschreiben:

*Hab ich gefragt,
Hast Du s gesagt,
Ich weiss es nicht.
Es war so licht,
Die stille Nacht,
Die s mir gebracht.*

*Es war ein Traum?
Wir wussten kaum,
Was uns geschah.
Doch alles nah
Und halb bewusst
Zerfloss in Lust.*

*Der Morgen kam;
Das Glück er nahm.
Obs leicht zerbricht?
Ich wess es nicht:
Hast Du s gesagt,
Hab ich gefragt.²⁴*

Unzweifelhaft ergibt sich aus Mengeles Tagebüchern, dass sich aus einer solchen, womöglich flüchtigen Affäre nie eine feste sexuelle Beziehung entwickelt hat. Kein einziger Eintrag weist in diese Richtung. Es bleibt bei vagen Andeutungen. So am 2. Mai 1963: «Mais [...] geerntet. Nach heissem Bad gut angezogen und voller Erwartung, was die Nacht bringt? Verschoeben!» – Am 3. Mai 1963: «Warten!» – Am 4. und 5. Mai 1963: kein Eintrag

– Am 6. Mai 1963 dann lediglich: «Treffen» – was immer das heissen mag. Und am Ende steht häufig die Enttäuschung: «Gitta verreist schon frühmorgens ohne Zähne!»²⁵

Viele Bemerkungen Mengeles in seinen Tagebüchern lassen sich dagegen so deuten, dass Gitta Stammer – wenn überhaupt – wohl eher «aus Mitleid» denn aus Liebe Mengele Zuwendung gezeigt hat.²⁶ Sehr viel wichtiger als diese Annäherungen scheinen für den körperlich hart arbeitenden, aber geistig unterforderten Mann ohnehin die regelmässigen Begegnungen mit Wolfgang Gerhard gewesen zu sein, die einvernehmlichen Gespräche über politische und geschichtliche Ereignisse, aber auch die Debatten über technische und naturwissenschaftliche Probleme, ja selbst über philosophische Fragen. Für Entspannung und musische Unterhaltung sorgte ab dem Frühjahr 1963 ein Klavier, das sich Mengele auf die Farm bringen liess.²⁷

Gleichwohl blieb Mengele unzufrieden. Die alltägliche Arbeit auf den Feldern, im Stall oder beim Ausbau der Farmgebäude brachten ihn an den Rand seiner Kräfte. In den Tagebüchern klagte er über «Gartenarbeit – Lumbago – Ödeme. Baum abgesägt! Unbefriedigende Gespräche»²⁸; oder: «Das Jahr ist aus – und wenn es köstlich gewesen ist, dann war es Müh und Arbeit. Viel, viel Arbeit!!!»²⁹ Was ihm aber mehr noch zu schaffen machte als die harte Arbeit, war die seiner Meinung nach fehlende Anerkennung durch die Stammers. Er fühlte seine Leistungen nicht gewürdigt. Er war es, der Tag um Tag vierzehn Stunden «in die Fron ging».³⁰ Er trieb die Landarbeiter an. Er kümmerte sich um die Aufzucht der Rinder. Er erntete und verkaufte den Kaffee. Er half dem notorisch geldknappen Geza Stammer immer wieder mit kleineren oder grösseren Summen aus.

«Wie immer törichte Fahrlässigkeit und dumme Ausredereien», beschwerte er sich bereits am 12. Januar 1963, wenige Wochen nach dem endgültigen Umzug auf die neue Farm bei Serra Negra, über seine Mitbewohner. Eine Woche später hielt er Geza Stammer vor: «Mittags heftige Aussprache nach dem Essen. Zuerst sehr auftrumpfend, schliesslich hat er Stück für Stück zurückgesteckt. Meine Verdachtsmomente bestanden nur allzu recht.» Und so ging es weiter, Monat für Monat, Jahr auf Jahr.

Mengele führte nun ein Leben voll Selbstmitleid und Überforderung. Der Alltag rieb Mengele auf. Hinzu kam die Erfahrung persönlicher Entwertung. Am 23. September 1964 gaben die Universitäten in München und Frankfurt bekannt, dass sie Mengele die beiden von ihm so hoch geschätzten Doktorgrade entzogen haben: er sei wegen der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt würden, und seiner Flucht, die einem Schuldeingeständnis gleichkomme, unwürdig, diese akademischen Titel zu tragen und habe schon allein durch seine Tätigkeit als KZ-Arzt, selbst wenn ihm anderes nicht nachgewiesen werden könne, gegen den hippokratischen Eid verstossen.³¹

Zeitungsmeldungen über den Auschwitz-Prozess und andere Verfahren wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen vor deutschen Gerichten, deren Lektüre Mengele immer wieder aufs Neue die Flucht vor der eigenen Vergangenheit verlegte, hielten ihn in beständiger Unruhe und Erregung. «Grosse Gerichtslügen haben gar keine so kurzen Beine!! Werden wir sehen!» schrieb er in banger Erwartung ungewisser Entwicklungen Mitte September 1966 in sein Tagebuch.

Obwohl für Mengele seit seiner Flucht aus Paraguay nichts darauf hindeutete, dass sich die deutsche Justiz, der israelische Nachrichtendienst oder brasilianische Behörden auf seine Spur gesetzt hätten, schien ihm 1967 ein erneuter Ortswechsel ratsam. Dies deckte sich im Übrigen mit den Plänen der Stammers, die ihren Söhnen nach dem Ende der Schulzeit bessere Ausbildungsmöglichkeiten in Sao Paulo verschaffen wollten. Im August traten diese Überlegungen in ein konkretes Stadium.

Den Stammers war in Jardim Luciana auf einem Hügel bei Caieiras, 40 Kilometer nordwestlich von Sao Paulo, ein knapp hektargrosses Grundstück mit einem geräumigen Haus angeboten worden. Mengele erklärte sich bereit, wiederum einen Teil des Kaufpreises zu übernehmen. Am 28. August legte er gemeinsam mit den Stammers die «neue Planung schriftlich» fest. Dieser Brief sollte über den «Alten Herrn», dies war der Deckname von Lazio Saurer, nach Günzburg geleitet werden, von wo im Gegenzug das erforderliche Geld erwartet wurde.

Mitte September kam Wolfgang Gerhard zu Besuch, in dessen Gegenwart «lange und heftige Gespräche mit Gitta zwecks Klärung der Situation» ge-

führt wurden. Dabei ging es zum einen um die beiderseitigen Erwartungen an das künftige Zusammenwohnen und zum anderen um Mengeles Misstrauen, was Geza Stammers finanzielle Verlässlichkeit betraf. «Briefe an Lo. und Ro.», also an Bruder Alois und Sohn Rolf, fassten die Ergebnisse dieses Treffens zusammen. Die Besichtigung der neuen Unterkunft – «Fahrt zum neuen Sitio» – fand am 7. Oktober statt.³²

Freilich sollte bis zum Einzug Ende April noch ein gutes halbes Jahr vergehen. Monate, in denen sich die Spannungen zwischen Mengele und den Stammers so verschärften, dass an eine Fortsetzung der Hausgemeinschaft eigentlich nicht mehr zu denken war. Wolfgang Gerhard, der von seinen ungarischen Bekannten wiederholt um Hilfe gebeten wurde, suchte erfolglos nach einem anderen Quartier für Mengele.³³ Doch so wenig er bereit war, sich und seine Familie den beständigen Mäkeleien des eigensinnigen Mengele auszusetzen, so wenig konnte er dies, nicht zuletzt aus Sicherheitsgründen, irgendwelchen Fremden zumuten. Also informierte er die Günzburger über den unhaltbaren Zustand und bat die Stammers, noch eine Weile durchzuhalten. Schliesslich müsse ohne Mengeles Zuschuss der Hauskauf in Caieiras scheitern, ausserdem habe er ihnen ja schon ein Auto geschenkt, weitere Finanzhilfen seien zu erwarten.

Spürbare Erleichterung in diese verfahrenere Situation brachte eine neue Bekanntschaft, die Wolfgang Gerhard vermittelt hatte. Wolfram und Liselotte Bossert (Jahrgang 1925 und 1927) waren beide in Bruck an der Mur geboren. Sie war von Beruf Kindergärtnerin, er Techniker wie Gerhard und auch von ähnlichem politischen Kaliber. Bereits im Alter von 17 Jahren war er der NSDAP beigetreten, hatte während des Krieges erst in einer regulären Wehrmachtseinheit Dienst getan und danach bei einem V2-Raketenkommando. Die beiden hatten Anfang 1952 geheiratet und waren dann nach Brasilien ausgewandert. Sie hatten zwei Kinder: die 1964 geborene Sabine und den 1966 geborenen Andreas. Die Familie lebte in Sao Paulo.³⁴

Wolfram Bossert wurde von seinen Freunden «Musikus» genannt. Er liebte die deutsche Klassik in Musik und Dichtkunst, dilettierte selbst ein wenig als Schriftsteller und überzeugte Gerhard, den er 1965 im Deutschen Klub

von Sao Paulo kennengelernt hatte, nicht nur als Landsmann, sondern, mehr noch, als Gesinnungsfreund. Gerhard erkannte schnell, dass «Musikus» und Mengele glänzend zueinander passen könnten, wenn sich Kamerad Bossert nur unterwürfig und gelehrig genug zeigte. Über die wahre Identität «Peter Hochbichlers» klärte Gerhard den «Musikus» nicht auf.

Im Oktober 1967 müssen Mengele und Bossert das erste Mal zusammengetroffen sein. Denn am 30. Oktober hielt Mengele in seinem Tagebuch fest: «Sehr netter Abend bei Mu. Musik: Liszt, Bach, Händel. Aquarelle, Mineralien, Insekten!» Die freudigen Einträge an den folgenden Tagen beschrieben den Stimmungsumschwung, den Mengele erlebte: «Netter Abend, Manuskript.» – «Lieber Besuch: Gespräche über Manuskript.» – «Nachmittags der nette Besuch.» – «Besuch bei Mu. Reizender Abend. Regentag. Nachmittags Besuch von Geza. Heftige Aussprache. Schliesslich beruhigtes Auseinandergehen.»

Konnte Mengele die Leichtlebigkeit Geza Stammers nicht mehr ertragen, suchte er Ablenkung in Gesprächen mit «Musikus», bei gemeinsamer Lektüre oder Schallplattenkonzerten. Wolfram Bossert wurde der bevorzugte Freizeitpartner Mengeles. Ihre Unterhaltungen bei langen Spaziergängen, ihre Naturstudien, ihre philosophischen Bemühungen und seine Belehrungen, die der andere klaglos ertrug, wollte Mengele bald nicht mehr missen: «Um circa zwei Uhr besucht mich Mu., der eine Stunde blieb und sich meine Probleme anhörte. Er liess zwei Seiten seines Manuskriptes hier zur Durchsicht. Im Allgemeinen gefiel es mir gut. Seine Stärke scheint die Reflexion des Naturerlebnisses zu sein. Er findet dabei zu gutem Ausdruck und darstellerischer Plastizität.»³⁵ Weniger erfreulich fand Mengele die orthografischen und grammatikalischen Kenntnisse Bosserts, aber da konnte er ja schulmeisternd behilflich sein.

So beflügelt, ertrug Mengele die Unzuverlässigkeit der Stammers und die Wirrnis seiner eigenen Gefühle. An seinem Geburtstag, dem 16. März 1968, notierte er recht nüchtern in seinem Tagebuch: «Gutes Abendessen und Geschenk: zwei Hemden, ein Füllfederhalter. Stimmung gut, aber ohne Herzlichkeit. Gitta spielt auf Klavier! Geza schläft!» Dann am 28. März, eher in Moll: «Etwas beschämend, wie mich das heulende Elend überfiel. Meine

Nerven sind völlig kaputt!» Der nächste Tag, zur Abwechslung in Dur: «Besuch von Gitta: Lange, offene Aussprache. Klärung aller offenen Fragen. Alles in Ordnung: Ja!» Und schliesslich, am Monatsende, erneut ganz gedrückt: «Neblich, diesig, regnerisch. Nachdenklicher Tag. Alle die Gespräche der vergangenen Tage gehen mir wieder und wieder durch den Kopf. Warum wird die Verschreibung auf einen von mir bestellten Treuhänder (zur Hälfte) abgelehnt?»³⁶

Mengeles Stimmungsschwankungen, seine Besserwisserei, sein steter Eifer, sich in alles und jedes einzumischen, seine Weigerung, sich selbst in Frage zu stellen, kurz – seine Persönlichkeit machte Mengele schon an guten Tagen und unter gewöhnlichen Umständen zu einem schwer erträglichen Menschen. Unter den besonderen Bedingungen des Verstecks in Brasilien – keine Möglichkeit, sich aus dem Wege zu gehen, keine Bereitschaft, den Schiedsspruch eines Unbeteiligten einzuholen – mussten Mengeles eigentümliche Charakterzüge entweder zur Explosion oder zur Implosion führen.

Mengeles Spannung entlud sich gegen ihn selbst: «Der gestrige Tag [...] brachte eine schreckliche, schlaflose Nacht mit den dunkelsten Gedanken. Meine Nerven sind bis zum Zerreißen angespannt! Enttäuscht, beleidigt, verletzt durch Bemerkungen (zum Teil Äusserungen meiner Freunde) geriet ich in eine ängstliche Defensivhaltung, die sich polternd tarnte. [...] Warum ich so behandelt werde, weiss ich nicht. Ich sitze hier allein, um aus dem Café das Mögliche herauszuholen. Was tue ich also Böses, dass man mich wieder wie einen Hund behandelt, nach dem man ja nun auch gelegentlich nachschauen [müsste]. Zu allem Überfluss verlor ich gestern abends meinen Füllfederhalter (Fehlleistung bei seelischer Erregung), einen der wenigen alten Begleiter durch schwerste Zeit.»³⁷

Auch ein in aller Eile von Gerhard angeregter zweiter Besuch Hans Sedlmeiers in Brasilien konnte weder Mengele noch die Stammers befrieden. Sedlmeier kam diesmal ohne Geld. Er wollte die Lage grundsätzlich bereinigen. Sein mit Hans Ulrich Rudel abgestimmter Plan war gewesen, Mengele aus der Verklammerung mit den Stammers in Serra Negra zu lösen und bei dem SS-Mörder von Lyon, Klaus Barbie, in dessen bolivianischem Exil unterzubringen. Nachdem Mengele und Gerhard darauf verwiesen hatten, dass

nach ihren Informationen sowohl Rudel wie Barbie «von der Konkurrenz», also vom israelischen Geheimdienst, beobachtet würden, erschien auch Sedlmeier diese ursprünglich begrüßte Alternative als zu unsicher. Im Übrigen lehnte Mengele eine Trennung von Gerhard und Bossert strikt ab.

Sedlmeier schrieb Bossert am 24. Juni 1968: «Es wird Peter³⁸ interessieren, dass ich den guten Kamerad³⁹ inzwischen nur einmal gesprochen habe, und zwar sofort nach meiner Rückkehr. Ich musste ihm von unserer Entscheidung Kenntnis geben und sagen, weshalb die von ihm vorbereitete Aktion unterblieben ist. Er sollte sofort einen entsprechenden Brief an seinen Kameraden nach Bolivien⁴⁰ richten [...] Trotz meiner ausführlichen Schilderung und auch meiner Bedenken war er mit unserer Lösung⁴¹ nicht ganz einverstanden; es war mir unerklärlich, weshalb er nach wie vor an der vorbereiteten Aktion festhielt, obwohl ihn doch meine Darlegungen überzeugen mussten, dass sie erstens nicht durchführbar ist und zweitens auf Grund der neuen [...] Lösung überholt und nicht mehr erforderlich war. Auch aus der langen Schweigezeit schliesse ich, dass er etwas verstimmt ist. Ich habe mir vorgenommen, bei nächster Gelegenheit ein Gespräch mit ihm zu suchen.»⁴²

Bossert nahm dieses Schreiben Sedlmeiers zum Anlass für einen langen Antwortbrief.⁴³ Das «Schicksal», schrieb er, habe da eben «leider sehr verschieden geartete Personen zusammengewürfelt». Auf der einen Seite, in der Person Mengeles falle auf: «Energiegeladenheit, Organisationsbedürfnis, Ordnungswille, Vorausplanung, Dominierenwollen». Hinzu komme «ein unterdrücktes, starkes Gesellschaftsbedürfnis, eine unflexible, positive Weltanschauung und eine oft nervenzermürende Tatkraft und Betriebsamkeit». Dem stünde Geza Stammer gegenüber, der «ein – nicht unliebenswertes – bohemien-sorgloses In-den-Tag-Hineinleben, ein Lächerlichmachen jeder Vorausplanung, eine nihilistisch-materialistische Weltanschauung ohne jegliche Ideale, gepaart mit einer sehr nachlässigen Arbeitsauffassung» praktiziere.

Dass bei dieser Ausgangslage «jede menschliche und Geschäftsverbindung nicht ohne Reibereien» ablaufen könne, sei wohl selbstverständlich. Jeder Versuch von aussen, «da irgendwie mitzumischen», warnte Bossert, kön-

ne nur negative Folgen haben, «da es die lange bewährten Spielregeln stört». Denn wie in manchen Ehen hätten sich zwischen Mengele und Stammer Rituale herausgebildet, die «wohl zu turbulenten Zerwürfnissen, doch immer wieder auch zu Versöhnungen führen».

Der Gedanke einer Trennung, räumte Bossert ein, liege angesichts der Häufigkeit und der Schärfe der Auseinandersetzungen zwischen allen Beteiligten allerdings nahe. Nur sei es, wie die Überlegungen mit Bolivien ja gezeigt hätten, «äusserst schwierig», einen «geeigneten Geschäftspartner» zu finden. Ausserdem verärgere ein solches in der Ferne geplantes «Nacht-und-Nebel-Kommandounternehmen» bewährte Freunde, die man dann ja doch brauche, «wenn es brennt».

Nachdem Bossert aus Anlass des Sedlmeier-Besuchs über die wahre Identität seines Schützlings aufgeklärt worden war, suchte er nicht etwa erschreckt das Weite, sondern fühlte sich in besonderer Weise aufgerufen, über die angeschlagene seelische Verfassung des Mannes zu wachen, den er damals aus Tarnungsgründen noch «Peter» nannte und später als «Onkel» in die Familie aufnahm. «P. wechselt stark in den Stimmungen», berichtete er an Sedlmeier, «gibt sich oft heiter und ruhig, hat aber dazwischen immer wieder depressive Phasen, in denen er die Zukunft auf das Schwärzeste beurteilt.» Seit der geplanten Bolivien-Aktion sei er «noch misstrauischer geworden und vermutet hinter jeder Äusserung und Handlung irgendwelche obskuren, auf jeden Fall gegen ihn gerichteten Pläne».

Erfreulich, beruhigte Bossert, hätten sich dagegen die finanziellen Dinge entwickelt. Die neue Liegenschaft bei Caieiras sei inzwischen «wesentlich wohnlicher geworden», man habe «seine gewisse Ordnung und Bequemlichkeit» und lebe «nicht mehr so halbwild, wie Sie es gesehen haben». Dies liege einmal an der harten Arbeit, die Mengele dort geleistet habe und zum anderen an den höheren Einnahmen, die Stammer als Landvermesser gegenwärtig erziele. Glücklicherweise sei durch diese bessere finanzielle Lage der Verkauf der alten Farm bei Serra Negra nicht mehr zwingend erforderlich, worüber es auch manchen Streit zwischen Mengele und Stammer gegeben habe.

Damit die Isolation Mengeles nicht noch weiter zunehme, regte Bossert schliesslich einen intensiveren Briefwechsel zwischen Mengele und seinen

Söhnen an, der über die mittlerweile eingerichteten und erprobten Zwischenstationen laufen müsste: «Ich könnte mir vorstellen, dass es nett wäre, wenn die jungen Herren der Firma ab und zu schreiben würden. Andererseits befürchte ich, dass ein regerer Gedankenaustausch nicht zu einer Annäherung, sondern im Gegenteil zu einer grösseren Entfremdung beitragen würde. Die Gegensätze in Zeit und Leben sind doch sehr gross, und es müsste von beiden Seiten sehr viel Verständnis aufgebracht werden.»

Briefe aus Brasilien wurden verschlossen in doppeltem Umschlag an verschiedene Deckadressen in Süddeutschland geschickt und von dort an Hans Sedlmeier weitergereicht. Umgekehrt wurde die Post aus Deutschland gesammelt und in der Schweiz oder in Frankreich an das eigens dafür eingerichtete Postfach der Bosserts beim Hauptpostamt in Sao Paulo aufgegeben.

Bei seiner Sorge, dass Briefe Gespräche nicht ersetzen können und häufig unvereinbare Positionen eher verfestigen als auflösen, bezog sich Bossert auf einen Brief, den der Jurastudent Rolf Mengele seinem Vater geschickt hatte. «Der lange Brief von R.», schrieb Bossert Mitte September 1968 an Sedlmeier, «bereitet dem Empfänger starke Verdauungsbeschwerden. So fällt es ihm schwer, ein halbfertiges Antwortschreiben zu vollenden und abzuschicken. Er befürchtet im weiteren Briefwechsel erneute verletzende Zumutungen und Belehrungen, vor denen er sich bewahren möchte. Ist es nicht vielleicht sogar besser, Korrespondenz, die zu schmerzenden Missverständnissen führt, einzustellen?»⁴⁴

Nun war es nicht so, dass Rolf Mengele seinen Vater in diesem Brief wegen der Verbrechen in Auschwitz zur Rede gestellt oder gar verurteilt hätte. Er forderte ihn auch nicht auf, sein Versteck zu verlassen und sich nach Jahrzehnten der Flucht endlich seinen Opfern und der Justiz zu stellen. Selbst Mengeles Unterlassungen als Vater klagte er nicht ein. In diesem und in anderen Briefen berichtete der Sohn lediglich eher beiläufig über seiner Meinung nach verknöcherte Professoren, über die Anliegen der Studenten, amüsierte sich über die spießbürgerliche Gesellschaft in Günzburg und gab zu erkennen, dass seine Leidenschaft nicht der trockenen Wissenschaft, sondern eher der leichten Musik, den schönen Mädchen und dem guten Leben gelte.

Derartige «Plaudereien», die den Vater an der Ernsthaftigkeit des Sohnes zweifeln liessen, brachten Mengele genauso auf wie längere Briefpausen, die dann entstanden, wenn der Sohn wegen solcher Zurechtweisungen längere Zeit nichts mehr von sich mitteilte.

Erst Mitte März antwortete Sedlmeier auf den Bossert-Brief aus dem September des Vorjahres und teilte ihm mit, dass er «Rolf die Äusserungen hinsichtlich der Verdauungsbeschwerden nach Erhalt seines Briefes übermittelt» habe.⁴⁵ Viel richtiger wäre es allerdings gewesen, fügte er hinzu, wenn Mengele selbst sich «offen und unmissverständlich» mit seinen Söhnen auseinandergesetzt und nicht den Umweg über Dritte gesucht hätte. Ein Briefwechsel, erinnerte Sedlmeier, könne nicht einseitig bleiben, wenn er sich nicht in kurzer Zeit totlaufen solle. Er bedürfe der gegenseitigen Anregung. Eine weitere «Voraussetzung auf der dortigen Seite ist natürlich Verständnis für die heutige Lage bei uns und all die Veränderungen, die inzwischen erfolgt sind».

Verständnis für andere als sich selbst war Mengeles Sache nicht. Deshalb appellierte Sedlmeier – ebenfalls Vater zweier Studenten – an Bossert in der Hoffnung, dieser könne auf seinen Freund Mengele mässigend einwirken: In dem Damals und dem Heute stünden sich keineswegs nur im Politischen «zwei Welten gegenüber mit so grundverschiedenen Ansichten, dass viel Mühe aufgewendet werden muss, einen gemeinsamen Nenner zu finden». Dieser Mühe müsse sich auch Mengele aussetzen, «wenn keine endgültige Entfremdung eintreten soll».

Es scheint, dass selbst Hans Sedlmeier der unablässigen Klagen, der geistigen Enge, der sozialen Kälte, der politischen Verbohrtheiten, der ideologischen Dürftigkeiten Mengeles müde war. Die Hoffnung, dass der Jugendfreund trotz der Trennung seit Jahrzehnten eine Brücke zur Gegenwart und zu seinen Söhnen werde schlagen können, war wohl eher gering.

Nach dem Bolivien-Fiasko im Vorjahr, informierte Sedlmeier, habe er keinen Kontakt mehr zu Rudel gehabt. Auch «unsere geschäftliche Zusammenarbeit», die allerdings von der Firma Mengele nach aussen immer energisch bestritten worden war, habe sich, so das Eingeständnis des Verkaufsleiters

und Prokuristen, «aufgelöst, weil er mit seinen Firmen nicht mehr leistungsfähig genug war». Ebenso habe er die Verbindung zu den Angehörigen Lazio Saurers in Rosenheim einschlafen lassen, da ja nun dank Bossert finanzielle oder briefliche Übermittlungen einfacher abzuwickeln seien. Das «Kameradenwerk» der Altnazis hatte, was Günzburg anging, seine Schuldigkeit getan. Sedlmeier: «Wir benötigen sie für diese Zwecke nicht mehr.»

Mengeles dreizehnseitiger, engzeilig mit der Schreibmaschine geschriebener Brief an Sedlmeier («Mein Lieber!») aus dem April 1969 war weniger eine Antwort im engeren Sinne als eine Abrechnung. Ein kochender Mengele riss den Deckel von dem viel zu lange verschlossenen Topf und gab so den Blick frei auf das Brodeln in seinem Innern.

Als «geistige Misere unserer Zeit» erscheine ihm, dass die Alten es duldeten, wenn «gewisse und unabdingbare Prinzipien erfahrener Ordnung preisgegeben [würden], einer leichtlebigeren, gegenwartsgebundeneren, primitiveren, billigen und oberflächlichen Lebensauffassung zuliebe». Weltweit habe «man» sich bemüht, «die grossen Vorbilder der Jugend zu zerstören, die Tugenden höheren Menschentums in den Schmutz zu ziehen, gewachsene Bindungen aufzulösen und mit einer satanischen Verdrehung und Missdeutung des Freiheitsbegriffes den Nährboden geschaffen für all diese sogenannten ‚Rechte des modernen Menschen‘.»

Was als Studentenbewegung, als «Unruhen und Protestkundgebungen der akademischen Jugend» begonnen hätte, seien in Wahrheit durchtriebene, von langer Hand vorbereitete und strategisch ins Werk gesetzte politische Manöver «bezahlte[r] Agenten», die Studentenfunktionäre wie Puppen tanzen lassen, die den Krieg der Generationen schüren, alte Werte vernichten und keine neuen schaffen. Wer aber ist der Auftraggeber solcher Agenten, wer steckt hinter ihren Manövern, wer ist dieser nihilistische Allfeind der Menschheit? «Das zu erraten», gab sich Mengele geheimnisvoll, «bleibt dem Scharfsinn des Lesers überlassen.»

Seine weiteren Ausführungen in diesem Brief zeigen, dass er seit den Tagen des Nationalsozialismus nichts hinzugelernt hatte. Er steckte noch im-

mer in den magischen Vorurteilen dieser von inferioren Ängsten geprägten Weltanschauung fest: «Je mehr man sich mit solchen Fragen befasst, desto erschreckender werden die Antworten. [...] Die unsichtbaren Kanäle und Zentren bleiben im Dunkeln, und ihr Einfluss ist nur erahnbar. [...] Die überwiegende Mehrheit aller Psychoanalytiker in USA, die einen enormen Einfluss auf das Leben dort ausüben, [gehören] derselben edlen Rasse an wie der Begründer jener Psychologie der verdrängten Sexualkomplexe. Mehr möchte ich diesen kurzen Andeutungen nicht hinzufügen. Wer darüber nachdenkt, wird selbst zu erstaunlichen Erkenntnissen gelangen. Dies aber ist unumgänglich notwendig, wenn man die moderne Zeit verstehen will. Der Ungeist dieser Unzeit wird von einer kleinen Gruppe von Menschen gemacht, die eben die Massenmedien in der Hand haben und so die übrige Menschheit zu manipulieren vermögen.»

Der Jude ist der Feind der Menschheit. Der Jude ist der Herr der Welt. Der Jude muss entlarvt werden und gehört zerstört. Das war Mengeles Botschaft. Die Einsamkeit der Jahre, die Armut⁴⁶, die Trennung von der Familie, das Fehlen jeder beruflichen Herausforderung und Anerkennung, die vollständige Abspaltung der eigenen Vergangenheit als Ursache für das mit Bitterkeit wahr genommene Dasein im Versteck, das alles verstärkte, was in Mengele schon immer angelegt war. Der selbstbespiegelnde, gefühlsarme und beziehungsgestörte Mensch wurde zum Menschenfeind in einem ganz ursprünglichen Sinne: aggressiv und zerstörerisch gegen sich selbst und andere in gleichem Masse.

Die Eintragungen in seinem Tagebuch belegen und begleiten seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre diesen Rückzug, die Vereinsamung, die Selbsterstörung – ein Prozess, der aus zunächst von Vorsicht gegenüber Fremden getragener Menschenscheu in depressive Verstimmungen übergeht und schliesslich in Verfolgungsängsten zu seinem Ende kommt. Diese oft kurzen Tagebuchbemerkungen öffnen glaubwürdiger als seine Briefe den Blick in seine Psyche, weil sie, sei es zu späterer Erinnerung oder zur akuten Entlastung, ausschliesslich zu seinem eigenen Gebrauch niedergeschrieben wurden, niemanden beeinflussen wollten und nie für eine Veröffentlichung oder

auch nur für die Aufbewahrung innerhalb der Familie bestimmt waren.

Eine Auswahl derartiger Selbstbeobachtungen aus einer Zeit, die nicht durch äussere Ereignisse, Erkrankungen oder Krisen innerhalb der Bezugsgruppe beeinflusst war, bestätigt die Ausweglosigkeit, der sich Mengele während der gesamten Zeit in Brasilien ausgesetzt sah und die sich für ihn erst in seinem Tod aufheben mochte.

18.6.1968: «Meine Stimmung ist sehr labil! Ich habe Angst vor der Zukunft!» 15.7.1968: «Schlecht gestimmt, obwohl körperlich ohne Beschwerden. Alles so trüb und aussichtslos! Das Verlassensein nagt an der Lebenskraft.» 4.11.1968: «Sehr depressive Stimmung ohne eigentlichen Grund.» 19.1.1969: «Meine Stimmung sehr labil und stark geformt vom Bewusstsein der Aussichtslosigkeit und Unveränderlichkeit meiner Situation bzw. meiner Umgebung.» 21.3.1970: «Sehr schlechte Nacht, in der mir meine ganze Situation so klar wurde: d. h. innere und äussere Unfreiheit! Immer unter Druck!!!!!» 17.11.1970: «Über meine Situation nachgedacht! Es ist alles wie in einem schlechten Film! Oder gefangenes Tier!» 31.12.1970: «Wieder ein Jahr zu Ende! Die Aussichts- und Hoffnungslosigkeit war nie so gross!» 21.1.1971: «Abends mit Gitta Diskussion über das Thema der Isolation, das wohl bald sein Endziel erreichen wird. [...] Die Situation beansprucht unwahrscheinliche Nervenkraft, bei der Hetze von aussen und der Rundumverteidigung.» 7.3.1971: «Spaziergang nach längerem Klavierspiel, zu dem die Übung fehlt und die Hände zu verarbeitet und gichtig sind. Das Allein- oder besser Verlassensein führt zu den trübsten Gedanken. Briefe – eigene und erhaltene – gelesen, was nur umso trauriger machte. Immer wieder die alte Frage: Wozu noch?» 15.4.1971: «Mit Ge.⁴⁷ wortlose Spannung: Reaktionen, die ich nicht mehr ertrage. Es droht die Katastrophe. Niemand kann solche Verfolgungen und Quälereien ertragen.» 12.5.1971: «Zerwürfnis mit Gi.⁴⁸, deren sexuell-hysterische Anwandlungen⁴⁹ mich zur Verzweiflung oder zum Weggehen zwingen. Man provoziert den Skandal. [...] Es ist nun zuviel der Verfolgung. Es ist wohl besser wegzugehen, denn so ist eine Kurzschlussreaktion unvermeidlich. Komme, was kommen muss, ich bin nun mit meiner Nervenkraft zu Ende.» 6.10.1971: «Mit Gi.⁵⁰ über die Karte von S.⁵¹

gesprachen. Ich gab ihr meine Befürchtungen kund. Man will sich wohl von mir distanzieren aus den verschiedensten Gründen. Ich bin den Herrschaften drüben wohl lästig. Vielleicht sind sie auch der Propaganda endlich erlegen. Ich möchte nur nicht, dass sie sich so benehmen, dass sie sich eines Tages bis in die Knochen schämen müssen.» 31.12.1971: «Grab 321 (Embu).»⁵²

Hatte sich Mengele während der ersten Jahre in Brasilien auf Klima und Landschaft, auf die landwirtschaftliche Arbeit und den weitgehend von ihm übernommenen Ausbau der Häuser und auf die Menschen, mit denen er zusammentraf, noch durchaus positiv in seinen Aufzeichnungen eingelassen, veränderte sich diese Wahrnehmung seiner Umgebung deutlich in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre. Natürlich war dies einerseits eine Folge der langen Zeit, in der diese wenigen Menschen auf begrenztem Raum miteinander umgehen mussten. Aber es lag andererseits auch an dem wachsenden Aussendruck, der die inneren Spannungen bei Mengele erhöhte.

Die umfangreichen Beweisaufnahmen im Auschwitz-Prozess und in weiteren NS-Verfahren, die auch vom Fernsehen in Dokumentarfilme umgesetzt und als Kinoproduktionen verarbeitet wurden, die historische, die populärwissenschaftliche, aber auch die literarische Aufarbeitung des alltäglichen Grauens in den Vernichtungslagern und die vor allem von Studenten gegen eine grosse Koalition des Verschweigens bewusst in die Öffentlichkeit getragene Auseinandersetzung mit der politischen Vergangenheit von Hochschullehrern, Politikern und Wirtschaftsführern Ende der Sechziger Jahre engten den Rückzugsraum Mengeles erheblich ein.

Er musste jetzt bei seinen Familienangehörigen und Freunden in Deutschland, aber auch in Brasilien ein von seinen Einflüsterungen unabhängiges Wissen um die Verbrechen des Nationalsozialismus für möglich halten. Er konnte unterstellen, dass nun auch sein Einsatz im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau des Odiums der ärztlichen oder wissenschaftlichen Tätigkeit entkleidet war, die er durchweg beschworen hatte. Mengele hatte zu erkennen, dass er bei sich selbst angekommen war. Die jahrzehntelang zur eigenen Entlastung gesuchte und betriebene Verdrängung der eigenen Vergangenheit brach zusammen.

Am Abend des 31. Dezember 1971 schrieb er in sein Tagebuch: «Nun lieg ich zum Jahreswechsel wieder mal im Bett. Ich denke zurück an das letzte Bett-Sylvester mit ‚Hecktyphus‘!⁵³ Hat das vergangene Jahr die Vollendung von Sitio II⁵⁴ gebracht, so hat es nicht mit Unerfreulichkeiten gespart [...]. Alles in allem: Zu Optimismus keine Veranlassung.»

Deutlicher oder ausführlicher ging Mengele in allem, was er schriftlich hinterlassen hat, nicht auf Auschwitz ein. Lediglich in einem nicht datierten Brief an seinen Freund Sedlmeier aus dem Sommer 1972 verwahrte sich Mengele noch einmal energisch gegen seine angebliche Freiwilligenmeldung nach Auschwitz: «Neuerdings tritt hier eine vom a. H.⁵⁵ übermittelte Version meines Einsatzes in der zweiten Kriegshälfte auf, die von euch stammen soll. Ich schicke meine Überzeugung voraus, dass bei dieser Kolportage wieder einmal sprachliche und völkische Missverständnisse⁵⁶ – wenn nicht gar Schlimmeres – im Spiele sind. Angeblich soll ich mich nämlich – laut Aussagen von L.⁵⁷ und euch – zu dieser Verwendung freiwillig gemeldet, ja sogar gedrängt haben. Es ist mir dies zu einer ausführlicheren Stellungnahme einfach zu dumm, und ich weiss natürlich, dass ihr niemals so etwas Törichtes gesagt habt, denn ihr wart ja Soldaten, die bekanntlich ihren Einsatz nicht heraussuchen können.»

Mengele wusste, dass es für die Bewertung seines Einsatzes in Auschwitz ohne jede Bedeutung ist, ob er freiwillig und im Wissen, was dort auf ihn wartete, in das Lager kam oder ob er sich erst in Auschwitz zu all den Verbrechen bereitfand, die er beging. Einen juristischen Unterschied hätte einzig gemacht, wenn sich Mengele – wie viele andere NS-Täter – auf Befehlsnotstand zurückgezogen und die eigentliche Verantwortung für sein Tun irgendwelchen Vorgesetzten zugeschoben hätte. Diese von vielen seiner Mittäter zur Verteidigung vorgebrachte Ausrede liess freilich seine Eigenliebe nicht zu, die selbst eine Aussage, nur in nachrangiger Position gemordet zu haben, unterband.

Trotzdem legte Mengele nicht allein in diesem Brief, sondern immer wieder eigensinnig Wert auf die Feststellung, nicht aus eigenem Antrieb nach Auschwitz gekommen zu sein: «Es ist richtig, dass ich mich freiwillig zu diesem Truppenteil⁵⁸ gemeldet hatte, aber dieser bestand doch ausschliess-

lich aus Freiwilligen⁵⁹. Ich erlebte während meiner Dienstzeit mehrere Versetzungen und Kommandierungen, ohne jemals gefragt worden zu sein, ob ich damit einverstanden wäre, und als ich direkt aus dem Einsatz kommend⁶⁰ meinen letzten Versetzungsbefehl erhielt, kannte ich weder das Marschziel noch die neue Einheit.⁶¹ Sachlich berührt mich das Alles wenig, wie eben der übrige kleine und grosse Dreck, der seit Jahr und Tag gegen mich zusammengekartt wird, nur frage ich mich, was soll wiederum diese Stimmungsmache dieses aufrichtigen Freundes?»⁶²

Nun ist nicht anzunehmen, dass Mengeles Gedächtnis die Erinnerung an die Fleckfiebererkrankung in Auschwitz zuliess, alles andere aber ausgelöscht hat. Plausibler ist, dass er darüber deshalb so schweigsam blieb, weil jedes Eingehen auf diese Zeit und diesen Ort das Risiko von Unstimmigkeiten und Widersprüchen in sich getragen und zweifellos mehr Fragen gestellt als beantwortet hätte. Ausserdem hätte es auferstehen lassen, was begraben sein musste, um ihn nicht tagtäglich auf schrecklichste Weise heimzusuchen.

Die Nightmare freilich, die Alpträume, die er nicht steuern konnte und denen er bis zu seinem Tode nicht entflohen, haben Mengele, wie die Tagebucheintragungen andeuten, nicht nur um den Schlaf gebracht. «Die späten Stunden des Tages», schrieb er am 10. Juni 1974, «sind die schwersten, allein im Haus, überlassen der Trostlosigkeit meines Daseins, zu müde, um flott arbeiten zu können, aber voll Scheu ins Bett zu gehen, um den Grossteil der Nacht dort schlaflos zu liegen. Die Schlaflosigkeit zitiert die Gespenster.»

Abschiede

Als sich Wolfgang Gerhard im Sommer 1971 wegen der Krebserkrankung eines Sohnes entschloss, mit seiner Familie nach Österreich zurückzukehren, kam Mengele zwar endlich in den Besitz ordentlicher Ausweispapiere, die Gerhard nicht mehr benötigte und daher seinem Schützling zurückliess. Aber es begann für Mengele damit auch die lange Zeit der Abschiede. Sein eigener Tod im Februar 1979 wurde dann nur noch von Bossert und dessen Frau betrauert.

Gerhard war für Mengele zunächst alles gewesen. Er hatte ihn 1960 in seinem Haus in Sao Paulo aufgenommen. Er hatte ihn mit den Stammers zusammengebracht. Er hatte ihm die Bosserts zugeführt. Über ihn liefen lange Zeit sämtliche Kontakte in die Aussenwelt. Gerhard war Briefträger, war Geldbote, war der politische Vertraute. Er war, soweit Mengele zu Freundschaft fähig war, über Jahre der einzige Freund.

Bosserts hatten die Lücke zu füllen, die Gerhard hinterliess. Mit ihnen verbrachte Mengele Urlaube im Regenwald oder an der Küste. Sie wurden für ihn der Briefkasten nach Europa – und der Kummerkasten, wenn es zwischen Mengele und den Stammers mal wieder turbulent zuing.

Einmal in der Woche, meist mittwochs, tauchte Mengele bei «Musikus» zu einem «Deutschen Kulturabend» auf. Dann hatte die Hausfrau das Abendessen vorzubereiten, die Kinder Sabine und Andreas mussten schweigen, und die beiden Männer liessen es sich gut sein. Sie tranken eine Flasche Wein, hörten klassische Musik, lasen sich gegenseitig aus ihren literarischen Versuchen, Gedichten und Briefen vor – Mengele schulmeisterte und Bossert bewunderte.

Der Alltag Mengeles in den kommenden Jahren lohnt keine breitere Darstellung. Es blieb alles, wie es war, und wurde wegen der Eigenbröteleien, des Misstrauens und der Menschenscheu Mengeles für ihn und seine Umgebung nur noch schwieriger. In seinen Tagebuchnotizen massregelte er die Stammers wie zuvor, mischte sich weiterhin in die Erziehung der Söhne Michael und Peter ein, wiederholte gegenüber deren Vater die alten Vorhaltun-

gen wegen seiner «Arbeitsscheu und Verschwendungssucht» und hielt der Mutter ihre «Allüren und Auftritte vor», für die Mengele freilich nie einen Grund in seinem eigenen Verhalten sah, sondern in den Stimmungsschwankungen suchte, denen Gitta Stammer während der Wechseljahre ausgesetzt gewesen sei.

Kränkelte er selbst – und Mengele litt häufig an Übelkeit, Migräne, rheumatischen Beschwerden, Zahnschmerzen und auch mal an einem Darmverschluss –, dann musste die Familie Stammer antreten und ihm zu Diensten sein. Wurde er dagegen um einen Gefallen oder um finanzielle Unterstützung gebeten, rechnete er genauestens vor, was er seit dem Kennenlernen vor etlichen Jahren bereits geleistet und verauslagt habe und dass auch seine Kräfte nicht unerschöpflich seien.

1975 waren die Stammers am Ende ihrer Kraft. Geza Stammer wohnte schon seit einiger Zeit lieber im Hotel, als sich zu Hause von Mengele bevormunden zu lassen. Die Söhne schauten nur noch gelegentlich bei ihren Eltern vorbei. Auch ein Besuch Hans Sedlmeiers, der Ende Januar 1975 eintraf und 5'000 US-Dollar von Karl-Heinz Mengele mitbrachte, um die Wogen zu glätten, konnte nichts mehr geradebiegen. Die Stammers beschlossen ihren Wegzug aus Caieiras – und zwar ohne Mengele. Sie kauften ein Haus im Stadtteil Santana von Sao Paulo.

Mengeles Tagebuchnotizen zeigen, dass er, wie üblich, völlig ausserstande ist, den eigenen Anteil am Scheitern der Lebensgemeinschaft mit den Stammers zu erkennen. Es sind immer die anderen, die Unzuträglichkeiten verursachen. Nie ist er an irgendetwas, immer ein anderer an allem Schuld: «Ich schäme mich meiner Tränen nicht. Sie sind ebenso echt und ehrlich, wie all mein Streben und Wollen zum Besten für alle, mit denen ich hier zusammenlebte. Die Brutalität, mit der nun diese Gemeinschaft zerrissen wird, bleibt mir völlig unverständlich.»

Am 17. März 1975 erschien Geza Stammer mit einem Möbelwagen und vier Packern in Caieiras. Mengele: «Die Leute sind etwas schwierig und wollen Hunde nicht mitnehmen, was aber doch gelingt. [...] Lange Fahrt bis zum neuen Ziel, wo die Transportleute sehr unwillig ausladen. Ge. verlässt sofort

wieder den Schauplatz, da er angeblich einen Termin hat. Das ‚neue‘ Haus macht einen deprimierenden Eindruck. Feucht! Zusammengemurkt! Defekte überall! Entsprechend erste schlaflose Nacht.»

Mengele hatte mit diesem Umzug seine letzte Station gefunden: ein armseliges Häuschen in der Estrada Alvarenga 5555, im Stadtteil Eldorado von Sao Paulo, nicht weit von den Bosserts entfernt. Das Haus wurde aus dem auf Mengele entfallenden Teil des Verkaufserlöses der Farm in Höhe von 25'000 US-Dollar bezahlt. Dieser Betrag reichte aus, um zusätzlich eine Eigentumswohnung in der Stadtmitte von Sao Paulo im Wert von 7'000 US-Dollar zu kaufen. Beide Immobilien liess Mengele aus Tarnungsgründen notariell auf den Namen von Stammers Sohn Michael eintragen.

Mit dieser Transaktion war das Kapitel «Stammer» in Mengeles Leben abgeschlossen. Es blieben ihm jetzt noch die beflissenen Bosserts, die freilich wegen Mengeles Unverträglichkeit nicht im Traum daran dachten, ihn in ihren Haushalt aufzunehmen¹ – und die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seinem Sohn Rolf, den er 1956 in den Schweizer Bergen zum letztenmal gesehen hatte.

Der Briefwechsel der beiden² und manche Tagebuchnotiz belegen, wie schwer sich Vater und Sohn miteinander taten. Trotz mancher Bemühung fanden sie keine gemeinsame Sprach- und Verständnisebene. Da sie nie zusammengelebt hatten und sich, abgesehen von den wenigen Tagen in der Schweiz, auch nie hatten unterhalten können, gab es keinen Fundus gemeinsamer Erfahrungen und Erinnerungen, aus dem sie schöpfen konnten. Sie waren sich fremd.

Am 24. März 1972 schrieb Mengele in sein Tagebuch, dass er im *Winnetou* gelesen und einen Brief an Rolf geschrieben habe: «Es fällt mir dieser Brief unwahrscheinlich schwer. Ich kann meine Hemmung kaum überwinden. Wer ist er? Was ist aus ihm geworden? Alles, was mir nicht gefällt, zu ignorieren, ist eben auch sehr schwer.» Es war nicht nur sehr schwer, sondern Mengele unmöglich, nicht zu kommentieren, nicht zu berichtigen, nicht zu rügen, was ihm nicht behagte. Er war kein Mensch, der zuhören oder sich selbst zurücknehmen konnte. Seine Bedürfnisse standen stets und ausschliesslich im Mittelpunkt seines Interesses und hatten entsprechend die Aufmerksamkeit aller anderen zu finden.

Ende Juli 1972 schickte Mengele eine Liste mit Buchwünschen an Sedlmeier nach Günzburg. Er war an einer Bach-Biografie und an einem Musiklexikon interessiert sowie an einigen teils soziologischen, teils kulturanthropologischen oder philosophischen Untersuchungen, darunter Arbeiten von Alexander Mitscherlich, Konrad Lorenz, Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Hannah Arendt und Martin Heidegger. Weswegen er diese Bücher³ ausgewählt hatte und was er sich von der Lektüre versprach, erwähnte Mengele in diesem Brief nicht.⁴ Aber er schloss an diesen Bestellwunsch eine, wie er ironisch feststellte, «absurde Bemerkung» an. Es sei doch «verwunderlich, wie wenig meine Söhne an solch einer, sagen wir mal, geistigen Kontaktmöglichkeit Anteil nehmen. Kommt von ihnen keiner auf den Gedanken, mir ein Buch, das ihm sehr gut gefällt, zu schicken und meine Meinung darüber zu erbitten? Dummer Gedanke? Was?»

Kein dummer Gedanke, aber einer, der sich erübrigt hätte, wenn Mengele imstande gewesen wäre, dem Klang und der Aussage seiner eigenen Worte nachzufühlen. Denn zwei Absätze weiter mahnte er Sedlmeier so anmassend wie übergriffig: «Ich bin sicher, dass Du diesmal die Gelegenheit nicht wirst vorübergehen lassen, mich mit einer grossen Menge von Photographien *aller* mich interessierenden Personen, Häuser, Wohnungen, Landschaften, Anlagen, Einrichtungen, Fahrzeuge, Erzeugnisse u.s.w zu beglücken.» Und er fügte hinzu: «Mit der gleichen Beförderungsmöglichkeit darf ich wohl auf eine Serie von Antwortschreiben hoffen. Es wäre erfreulich, wenn sich die jungen Herren zu diesen etwas mehr Zeit liessen und darauf die gebührende Mühe verwenden würden. Vielleicht hast Du die Möglichkeit, mit entsprechender Zeitvorgabe auf die Ablieferungstermine aufmerksam zu machen, damit niemand in Druck kommt, der dann unvermeidlich Flüchtigkeitsercheinungen bewirkt.»

Sedlmeier war offenbar den Anweisungen Mengeles nachgekommen, hatte fotografiert, hatte wohl auch Zeitungsberichte über das hundertjährige Firmenjubiläum einem Antwortbrief beigelegt – und selbst die Söhne hatten geschrieben. Doch alles das genügte Mengele bei Weitem nicht. In seinem Tagebuch hielt er unter dem 31. Oktober 1972 fest: «Vormittag mit nochmaligem ‚Genuss‘ der Briefe und Fotos verbracht. Das Studium der Zeitungs-

Artikel lässt mit den Bildern alles lebendig werden. Bleibt die Trauer über so viel Indolenz, Gefühlskälte und Materialismus.⁵ R.⁶ hat geheiratet und keinen Weg gefunden, mir das mitzuteilen. Ob sie sich nicht doch eines Tages vor sich selbst schämen werden? K. H.⁷ schreibt ausführlicher, aber kann es wohl nicht besser. Man dreht den Besen um und ist gekränkt! Worüber?? Ich bin mehr traurig als erfreut über die Sendung!»

Mengele verstand in seiner Selbstbezogenheit das Leben und die Gefühle seiner Söhne nicht, er war zu einem gleichberechtigten Austausch von Botschaften auf keiner Ebene fähig. Anfang 1973 gratulierte er Rolf zur Hochzeit. Sein Geschenk: die Eigentumswohnung in Sao Paulo, wenn er die Mieteinnahmen daraus irgendwann einmal nicht mehr zu seinem Lebensunterhalt benötige. Ausserdem, als «kleiner, ideeller Beitrag»: «Ich will meinen Schmerz und die Bitterkeit vergessen, die jahrelange, unbegreifliche Ignorierung und die Nicht-Benachrichtigung verursachten.»

Leider, bemängelte Mengele, kenne er die Braut ja nicht «oder von ihr nur so viel, wie ein paar Bildchen preisgeben. Aber kenne ich den Sohn denn wirklich viel besser?» Doch die Trauer über diesen Preis der Trennung hielt auch in diesem Brief nicht lange an. Dann war die nächste Rüge fällig: «Mit den Kommentaren zu den Photos hättest Du Dir etwas mehr Mühe machen können. Ich wäre nämlich selbst darauf gekommen, dass Du mit Deinen ‚Freunden‘ und nicht mit Deinen ‚Feinden‘ aufs Standesamt gehst.»

Dem Zuspruch folgte die Rüge, dem Lob der Tadel. Beziehung war für Mengele nicht die Voraussetzung von Erziehung, Zuwendung nicht die Basis, auf der ein Vater Forderungen an seine Kinder entwickeln kann, wenn sie in ihrer Integrität nicht Schaden nehmen sollen. Ihm ging es – in Wiederholung des Verhältnisses zum eigenen Vater – um Leistungen, die von den Söhnen zu erbringen waren, um den Stolz des Vaters, der befriedigt und um die Ehre der Familie, die gewahrt werden sollte.

Er beglückwünschte den Sohn zum bestandenen Staatsexamen mit knappen Worten: «Im September bzw. Dezember hast Du also Dein Assessor-Examen abgelegt und dabei das Prädikat [...] erhalten. Ich freue mich darüber sehr und bin so stolz auf Dich, wie nur ein Vater, der in seinem Leben

auch eine Anzahl Examen gemacht hat, sein kann.» Die Freude dauerte gerade einen Satz. Dann die nächste Forderung, die nach der Promotion: «Also fehlt noch die letzte akademische Hürde, und ich hoffe in absehbarer Zeit von der Überwindung auch dieser zu hören.»

Der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn nahm nie den Charakter eines Gespräches an. Dies aber war es, was Rolf Mengele, je älter er wurde, umso dringender führen wollte. Der Vater hatte sich ihm entzogen. Er hatte nicht nur seine Vergangenheit verschwiegen und war nach Südamerika geflohen, sondern er hatte sich von Anfang an ausgelöscht. Es gab ihn nicht – allenfalls als legendenumwobene Figur aus Erzählungen, als Hirngespinnst, als Traum vom klugen Arzt und Wissenschaftler, vom tapferen Offizier, vielleicht auch vom zärtlichen Vater, der in Russland vermisst war.

Der Vater, der SS-Offizier war; der Vater, der KZ-Arzt war; der Vater, der beschuldigt wurde, Hunderttausende ermordet und verkrüppelt zu haben; diesen Vater erfuhr Rolf Mengele als Sechzehnjähriger aus Gesprächen mit Alfons Hackenjos, dem zweiten Ehemann seiner Mutter. Vom eigenen Vater kein Wort dazu, kein Brief, in dem er sein Schweigen erklärt, seine Lügen als «Onkel Fritz» 1956 in der Schweiz eingestanden und dafür um Entschuldigung gebeten hätte.

Keine Stellungnahme des Vaters zu den Angriffen der Überlebenden von Auschwitz, der Justiz und der Medien wegen seines Einsatzes als KZ-Arzt im Osten, über die der Sohn in den Zeitungen lesen und im Unterricht hören musste. Keine Verteidigung gegen die Vorwürfe, Verbrechen von so unvorstellbarer Grausamkeit begangen zu haben, dass darüber in der Familie nicht gesprochen werden durfte, weil keiner die Vorstellung ertrug, einer der ihren könnte dafür verantwortlich gewesen sein und solche Gräueltaten kalten Blutes ausgeführt haben.

Rolf Mengele war auf eine schreckliche Weise allein. Er war Josef Menges Sohn, er wusste seit 1960, dass sein Vater lebte – doch dieser hatte für ihn keine Gestalt. Zwar bekam er Briefe, Anweisungen, Vorhaltungen, Beschwerden, dürre Anerkennung, zähe Ermahnung – aber er bekam keine Antwort auf die Frage: Wer ist dieser Josef Mengele, der mein Vater ist? Sein

Vater war für ihn nicht greifbar, nicht fühlbar. Er war nicht vorhanden. Der Sohn konnte auf keine Weise mit ihm umgehen, ihn nicht lieben und nicht hassen. Er war einfach nicht da. Dass Rolf Mengele 1973 das Gespräch mit seinem Vater suchte, ihn kennenlernen wollte, um dieses dunkle Loch zu füllen oder wenigstens für die kurze Weile eines Besuchs zu überbrücken, zeigt die innere Not, die der Sohn damals empfand. Er konnte es nicht mehr ertragen, die Geisel eines Mannes zu sein, der sein Vater war und trotzdem auf alle Fragen stumm blieb. Er schrieb seinem Vater, dass er ihn sehen und sprechen, ihn endlich in seinem vergangenen Handeln und in den daraus gezogenen Folgerungen verstehen wolle.

Der Vater reagierte Mitte 1973 auf diesen Vorschlag so umständlich und zurückhaltend, dass die Vermutung erlaubt ist, er habe vor diesem Treffen nicht zuletzt auch Angst gehabt: «Du wünschst Dir den Dialog mit mir, das Spiel: Rede und Antwort. Natürlich ist Aussprache immer die beste Möglichkeit des Gedankenaustausches, wenn auch oft in der Diskussion Positionen aus Prestige Gründen verteidigt werden, weil man sich nun mal in der Wechselrede darauf festgelegt hatte. Im Schrift-Wechsel pflegt man das nicht zu tun, was also sein Vorteil ist.»

Der Brief muss für den Sohn schwer erträglich gewesen sein. Er war eine Fortsetzung des Schweigens mit anderen Mitteln. Dem Sohn ging es nicht um ein Spiel von Rede und Antwort, nicht um einen Gedankenaustausch. Er wollte seinen Vater stellen, von Person zu Person annehmen, nicht wie der Jäger das Wild, nicht wie ein Polizist einen Flüchtigen, sondern wie ein enttäuschter Sohn seinen Vater, der sich während Kindheit und Jugendzeit entzogen und danach jeder Aussprache wortreich verweigert hat.

«Ich brauche wohl nicht zu betonen, was mir eine solche Begegnung bedeuten würde», schrieb Mengele in seiner Kanzlistensprache, die jeden Gefühlsausdruck mied, der einem anderen einen Zugang hätte öffnen können. «In ihrer Ermangelung war ich ja schon immer bemüht, mit Dir schriftlich in so engen Kontakt wie nur möglich zu kommen. Wenn es jetzt soweit wäre, würde niemand darüber glücklicher sein als ich.»

Gleichwohl stellte Mengele fest, dass seine Offenheit selbst dem damals 29 Jahre alten Sohn gegenüber Grenzen habe. «Es ist natürlich und mehr als verständlich, dass Du mich durch persönlichen Kontakt kennenlernen und erfahren möchtest, um unabhängig von all dem Gehörten und Gelesenen über mich ein selbstgewonnenes Bild zu haben.» Schliesslich gehe es dem Vater in dieser Hinsicht dem Sohn gegenüber nicht anders. Also solle er kommen, ohne «schablonenhafte Vorurteile, beeinflusstes Wunschenken, kritikloses Simplifizieren, billiges Ressentiment und belehrende Überheblichkeit». Doch klar müsse sein, von Anfang an: «Mit und ohne hinreichende ‚Reife‘, ‚Grösse‘ und ‚Augenmass‘ soll man gewisse ‚historische Vorgänge‘ auf sich beruhen lassen.»

Mengele wollte also schulmeistern und massregeln – alles, was er schon jahrelang in seinen Briefen bis zum Überdross betrieben hatte. Doch das, was dem Sohn auf der Seele brannte, fabrikmässiger Massenmord, wissenschaftliche Hybris, medizinische Verbrechen, ideologische Verblendung, wahnhaft-prinzipien, die sich in einer beispiellosen Vernichtungssorgie zu Tode rasten, das wollte der Vater als «historischen Vorgang» weiter beschweigen.

Bereits zuvor hatte der Vater den Sohn in einem Weihnachtsbrief wissen lassen, wie er die Dinge sah – nämlich als Frontstellung: «Kann ich einerseits von Dir Verständnis und Nachempfinden meines Lebensablaufs nicht erhoffen, so habe ich andererseits nicht die geringste innere Veranlassung, irgendwelche Entscheidungen, Handlungen und Verhaltensweisen über die sachliche Begründung hinaus zu ‚rechtfertigen‘. [...] Meine Toleranz hat wirklich ein exaktes Limit, nämlich dort, wo es um undiskutierbare traditionelle Werte geht und wo ich Gefahren für die mir Nahestehenden oder meine völkische Gemeinschaft befürchten muss.»⁸

Rolf Mengele brauchte einige Zeit, um dies zu verdauen. Was sollte ihm noch ein Besuch bei diesem Mann, der sich ihm nicht wirklich zu erkennen geben würde? Der jene Zeit seines Lebens nicht in Frage stellte, die für ihn und für seinen Sohn die folgenreichste war? Anderes wurde für Rolf Mengele wichtiger. Der Einstieg in den Beruf. Die Ehe, wenngleich sie bereits nach einem Jahr auseinanderging.

Dann trennte sich Josef Mengele von den Stammers – und seine Depressionen nahmen zu. Er ertrug das Alleinsein in der ärmlichen Hütte nicht, in die er im März 1975 gezogen war. Er überwarf sich mit seinen Haushilfen und mit den Nachbarn. Er war, jetzt noch weniger gebremst als früher, weil durch niemanden mehr abgepuffert, ein rechthaberischer und zänkischer alter Mann geworden, hatte körperlich abgebaut und war nervlich am Ende.

Am 15. Juli 1975 schrieb er in sein Tagebuch: «Abends Besuch von Mu.⁹, dem ich meine Sorgen erzähle. Nachdem er wieder von meinem schwierigen Wesen zu quatschen anfängt, sage ich ihm schliesslich, dass ich mich halt totschiessen muss, wenn ich ein schrecklicher, unverträglicher, aggressiver, böser Mensch sei, mit dem es niemand aushalten könnte.»

Im Mai 1976 erlitt Mengele einen leichten Schlaganfall. Er kam ins Krankenhaus, doch seine Sprach- und Bewegungsstörungen waren bereits nach kurzer Zeit wieder behoben. Was blieb, war die Angst, es könnte mit ihm zu Ende gehen, ohne den Sohn zuvor noch einmal gesprochen zu haben. Und auch bei Rolf Mengele war inzwischen die Bereitschaft gewachsen, dem Vater ohne Erwartungen zu begegnen. Er wollte ihn sehen, ihm einige Fragen stellen, aber die Hoffnung, darauf Antworten von der Art zu bekommen, wie er sie Jahre zuvor ersehnt hatte, war erloschen. Er fuhr «aus Mitleid» zu seinem Vater, erzählte der Sohn später Journalisten.¹⁰

Im Oktober 1977 flog Rolf Mengele mit dem Pass und auf den Namen eines ihm sehr ähnlich sehenden Freundes Wilfried B. nach Rio de Janeiro. Am folgenden Tag nahm er einen Inlandsflug nach Sao Paulo. Mit drei Taxen legte er, um mögliche Verfolger abzuschütteln, den Weg in den Stadtteil Brooklin Paulista Novo zu den Bosserts zurück. Von dort fuhr er mit Wolfram Bossert in dessen altem VW-Bus in die Estrada Alvarenga 5555 und traf, so genau hielt das Mengele in seinem Tagebuch fest, am 11. Oktober, um 21.30 Uhr, ein: «Klopfen am Fenster. Mu. und Wilfried treten hervor. Begrüssung! W. packt aus, während Mu. erzählt. Mu. nimmt einen Berg Geschenke mit nach Hause und bleibt bis circa elf Uhr.¹¹ Wir unterhalten uns noch eine Weile. Als Bettlektüre lese ich den Brief von Die.¹², der mich sehr freut. Die Uhr seines Vaters¹³ ist mir ein wertvolles Geschenk. Alle übrigen

Mitbringsel¹⁴ freuen mich sehr. Ich bin sehr erregt und glücklich! Endlich!»

Es lohnt, den Besuch des Sohnes in den Aufzeichnungen des Vaters und in den späteren Schilderungen von Rolf Mengele dargestellt zu sehen, weil sich aus beidem keineswegs der Eindruck vermittelt, es werde ein und dasselbe Ereignis beschrieben.

Zunächst die Tagebucheintragungen des Vaters. 12. Oktober: «Sonnig, schön, sehr warm, neblig. Nach einem selbstgemachten Frühstück mit Ei und Schinken fahren wir mit Omnibus nach Sama. Besuch eines Augenarztes zwecks Brillenrezepts und Brillenkauf. Montage der Lorenzetti-Dusche, die erst funktioniert, doch wieder streikt. Abholung des Schlossers für Metalltüre [...]. Abends erscheint Mu. W. erzählt über den Zustand der Mutter, seines Vaters und Ex-Frau bzw. Freundin, besonders nachdem sich Mu. verabschiedet hat.»

Zwischen dem 13. und dem 16. Oktober verzichtete Mengele in seinen Tagebuchnotizen auf jegliche Erwähnung seines Sohnes, nicht aber auf die Beschreibung des Wetters und auf Klagen wegen «schrecklicher» Insektenstiche. Am 17. Oktober folgt der nächste Eintrag: «Bewölkt, Regen, warm. Nach dem Frühstück Gespräche über meine schreibende Aufgabe und Leseproben¹⁵. Das Urteil ist mir sehr interessant und typisch für einen jungen, modernen [Wort unleserlich]. ‚Mehr Handlung‘, mehr Geschehen als Beschreibung und Betrachtung, mehr Spannung! Nachmittags Fahrt zum Zentrum, wo Steine und Versteinerungen (Fische) und Schiffe besichtigt werden. Luis und Marco¹⁶ kaufen ein und putzen die Schuhe. Abends Besuch von Dona Daloa¹⁷, Öffnung der Etagentüre. Dann Besuch bei den Nachbarn (Senor Hans und Dona Frieda) mit sehr netten Gesprächen über Hunde, Autos und Café.»

18. Oktober: «Niesel, schön, sonnig, Regen, warm. Um sechs Uhr steht tatsächlich Ge.¹⁸ vor der Tür, um uns zur Fahrt nach S. N.¹⁹ abzuholen. Gegen zehn Uhr sind wir dort, besichtigen eingehend den Sitio im Gespräch mit Cesarino. Mittagessen im Agna de L. nach entsprechender Rundfahrt. Weiterreise über Soc. zur Repressa²⁰ [Wort unleserlich] Sitio II²¹. Dort von Senor Laetas, seiner Frau und Senorita Leila sehr, sehr freundlich aufgenommen.

Der Besitz wurde ganz in meinem Sinn und Geschmack weiterentwickelt und vervollkommenet. [...] Rückfahrt über Santa Ines – Santana – Metro. Abends Gespräch mit W. über seine häuslichen Verhältnisse. Ermahnung, ‚das Geistige‘ nicht zu vernachlässigen.»

19. Oktober: «Bewölkt, trüber Tag, warm, Nieseln. Gespräche über Kunst (moderne, abstrakte). Spaziergang bis Rancho Grande und Bäckerei. Bei Rückkehr sind Frau Mu. + Kinder bereits anwesend. Nach dem Mittagessen allgemeines Bilderzeigen, wodurch das gestern Gesehene eine neue Perspektive erhält. Schilderung der Besuche in S. N. und Sitio II. [...] W. gibt einiges über Gzbg.²² (Mutter, Opa, seine Mutter, Ma²³, KH²⁴) zum Besten. Darstellung aus Frbger²⁵ Schau. Gegen 6.30 Uhr kommt Mu. Kurzes politisches Gespräch und Rüstung zur Abreise, die W. schon vorbereitet hatte. Photoapparate-Tausch. Schliesslich Fahrt zum Flughafen mit Mus. Dort rasche Abwicklung. Weiter zu Mus., kleiner Imbiss. Resümierende Gespräche über die letzten 8 Tage. Übergabe der goldenen Uhr von Die. und von 3'000 US-Dollar.²⁶»

Niemand, der diese Tagebucheintragungen liest, könnte auf den Gedanken kommen, dass da eine Begegnung von Vater und Sohn nach jahrzehntelanger Trennung stattgefunden hat, dass da beschrieben worden ist, wie ein Sohn, politisch nach eigener Aussage eher linksliberal orientiert, von seinem Vater, einem untergetauchten Nazi-Verbrecher, zum ersten Mal Rechenschaft forderte.

Und doch war es so, wie Wolfram Bossert nach dem Tod Mengeles mehrfach bestätigt hat. Lebhaftige Aussprachen mit unvereinbaren Positionen habe es in diesen Tagen gegeben. Josef Mengele sei sehr erregt gewesen, gleichzeitig aber um Selbstkontrolle bemüht, damit dieses langersehnte Treffen nicht durch einen offenen Streit zu einem vorzeitigen Ende gebracht werde.²⁷

Folgen wir deshalb der Beschreibung dieser Tage, wie sie Rolf Mengele der *Bunten* im Sommer 1985 gegeben hat.²⁸ Rolf Mengele berichtete damals: «Das erste, was ich empfand, war ein Gefühl der Fremdheit. Aber dann sah ich, wie mein Vater vor Aufregung zitterte. Ich sah, dass er Tränen in den Augen hatte. Da hab' ich ein paar Gesten gemacht, um meine Fremdheit und seine Rührung zu überspielen. [...] Der Mann, der 1977 vor mir stand, war

eine gescheuchte Kreatur. [...] Das Haus war klein und sehr ärmlich. Auf dem Steinboden hat mein Vater geschlafen. Sein Bett hat er mir gegeben. Es gab nur das eine Bett und noch einen Tisch, ein paar Stühle und einen Schrank.»

Dieser Josef Mengele, den sein Sohn im Armenviertel von Sao Paulo antraf, hatte jedenfalls in seinem Äusseren nichts mehr von dem herrischen SS-Offizier, den Rolf Mengele auf Fotos gesehen hatte. Nichts entsprach mehr dem Bild des sportlichen jungen Mannes im Frack, der 1939 seine Mutter geheiratet hatte, oder des jungen Wissenschaftlers im weissen Arztkittel, der sich im selben Jahr vor dem Eingang des Frankfurter Universitätsinstituts für Erbbiologie und Rassenhygiene stolz in Pose stellt.

Er war sichtbar am Ende. Seine rechte Hand zitterte stark, die linke war vom Schlaganfall noch immer leicht behindert. Der Sohn fragte seinen Vater, weshalb er sich nicht endlich seinen Richtern stellen wolle. Die Antwort Mengeles: Für ihn gebe es keine Richter, nur Rächer. Der Vater sei nicht bussfertig, nicht einsichtsfähig gewesen, habe keinen Richter anerkannt, denn er habe auch keine Schuld empfunden. Noch immer habe er von unwertem Leben und von Erbwert gesprochen, von Selektionsprinzipien, von Auslese und Ausmerze, von dringend notwendigen eugenischen Massnahmen, von Unfruchtbarmachung bei Erbuntüchtigkeit.

Der Vater, sagte der Sohn, sei geistig voll ansprechbar gewesen. Er habe noch immer die Klassiker in ihren Urtexten auf Latein und Griechisch zitiert. Und er habe nächtelang erzählt – über sein Leben, seine Freunde, seine Helfer, seine Flucht, doch nie von den Verbrechen in Auschwitz.

Auf seine Vorhalte habe der Vater hochfahrend geantwortet: «Du glaubst doch nicht etwa, was über mich geschrieben wird», und dann habe er, als der Sohn dennoch zu zweifeln wagte, «beim Augenlicht seiner Mutter geschworen, dass er nie jemandem etwas persönlich zu leide getan» habe.

Nach diesen Gesprächen, auf die Rolf Mengele so lange gehofft hatte und die doch keine Aussprache wurden, weil sich der Vater aus seinen Blockaden nicht lösen wollte oder konnte, haben die beiden die Vergangenheit ruhen lassen. Rolf Mengele packte seinen Koffer und wartete auf den Tag der Ab-

reise. Er hatte seinen Vater gesehen – mehr war es nicht geworden.
Rolf Mengele sah seinen Vater nicht mehr wieder.

Der letzte Tag

Der 7. Februar 1979 ist ein ganz besonders heisser Sommertag in dem 100 Kilometer von Sao Paulo entfernten Badeort Bertiooga an der brasilianischen Atlantikküste. Die Sommerferien gehen dem Ende zu. Urlauber suchen Schutz vor der brennenden Sonne im Schatten ihrer Ferienhäuser und warten sehnsüchtig auf den Abendwind, der ein bisschen Abkühlung verspricht.

Am späten Nachmittag machen sich die ersten Menschen auf den Weg zum Strand. Sie suchen die Erfrischung im Meer. Unter ihnen die Familie Bossert mit ihren zwei Kindern und dem als Nennonkel in die Familie aufgenommenen Josef Mengele.¹ Die vierzehnjährige Sabine und der zwei Jahre jüngere Andreas laufen voraus und stürzen sich ins Wasser. Die Mutter bleibt bei ihnen und zunächst auch der Onkel. Dann halten sich die beiden Männer etwas abseits von den tobenden Kindern und ziehen gemächlich schwimmend ihre Kreise.

Das Meer ist ruhig. Allerdings stellt der Vater bald fest, dass ihn eine Strömung erst kaum spürbar, dann immer stärker hinauszieht. Schliesslich kann er selbst mit seinen Zehenspitzen keinen Grund mehr tasten. Wolfram Bossert schwimmt gegen den Sog an, bis er wieder in brusttiefes Wasser gelangt. In diesem Augenblick winkt ihm seine Frau aufgeregt zu und ruft: «Kümmere dich um den Onkel, der scheint nicht herauszukommen.» Sie selbst treibt die zwei Kinder ans Ufer.

Mengele, sonst ein guter und sehr sicherer Schwimmer, liegt seitlich im Wasser und versucht mit dem rechten Arm unbeholfen zu kraulen. Er hält den Kopf nur mit Mühe aus den Wellen und stösst bei jeder Bewegung ein tiefes Stöhnen aus.

Bossert hat Mengele schnell erreicht und fasst ihn stützend unter der Achsel. Er bemerkt, dass dessen linke Körperseite gelähmt im Wasser liegt. Dann spürt er, dass sich Mengele nicht mehr bewegt. Sein Kopf fällt zur Seite. Bossert kämpft sich mit dem leblosen Mann durch die Wellen zum Strand. Er schleppt den Ohnmächtigen durch die Brandung und übergibt ihn einem Strandwächter und seinem Sohn, die herbeigelaufen kommen.

Die beiden fassen Mengele unter den Armen und ziehen ihn aus dem Wasser. Der 53 Jahre alte Bossert taumelt hinterher und fällt nach wenigen Schritten in den Sand. Keuchend bleibt er liegen. Der Rettungsschwimmer José Salinas beginnt bei Mengele sofort mit Herzmassage und Mund-zu-Mund-Beatmung. Ein anderer kümmert sich inzwischen um den völlig ausgepumpt niedergestreckten Wolfram Bossert. Dessen Frau und die Tochter haben die beiden Männer zum nahegelegenen Strandrestaurant geschickt, um von dort einen Rettungswagen zu rufen.

José Salinas gibt seine Wiederbelebungsversuche auf. Der Bewusstlose zeigt keinerlei Lebenszeichen mehr. Es ist kurz vor sieben Uhr abends. Wenig später hält der Rettungswagen in der Nähe an. Die Sanitäter stellen den Tod Mengeles fest. Statt seiner wollen sie den entkräfteten Wolfram Bossert mitnehmen. Der weigert sich aber. Ihm wird übel. Er kämpft den Brechreiz nieder und legt sich erschöpft neben dem Toten in den Sand.

Frau Bossert ist verzweifelt. Sie bittet die Sanitäter, den Leichnam zu einem Beerdigungsinstitut in die Stadt zu transportieren. Das lehnen die Männer ab. Der Verunglückte müsse bis zum Abschluss der polizeilichen Ermittlungen an Ort und Stelle bleiben. Liselotte Bossert weiss, dass sie von ihrem Mann jetzt keine Unterstützung erwarten kann. Ihr wird klar, dass es nun allein auf ihre Geistesgegenwart ankommt, diese Situation zu meistern. Das Hauptproblem ist der Altersunterschied zwischen dem 68jährigen Toten und dem 14 Jahre jüngeren Wolfgang Gerhard, dessen Ausweis Mengele seit vielen Jahren benützt. Sollte den Polizisten auffallen, dass der weisshaarige Mann unmöglich erst 54 Jahre alt sein kann, würde das gesamte Tarngebäude zusammenbrechen, das Mengele und seine Helfer in den zurückliegenden Jahrzehnten so erfolgreich aufgebaut hatten.

Also dürfen die Polizisten die Leiche nicht bei Tageslicht in Augenschein nehmen. Liselotte Bossert zieht das Gespräch mit den Rettungsschwimmern und den Sanitätern in die Länge. Dann bittet sie eine Nachbarin aus der Ferienkolonie, ihren Mann zur Behandlung in die Rettungsstation zu fahren. Das Verladen des vollkommen geschwächten Mannes in das Auto braucht Zeit. Wolfram Bossert erbricht. Das Auto muss gereinigt werden. Weitere Zeit vergeht.

Einer anderen Nachbarin vertraut Liselotte Bossert die Kinder an. Der Strandwächter, der die Personalien des Toten aufnehmen muss, wird allmählich ungeduldig. Doch bevor sie ihm den Namen und die Daten nennt, versammelt sie neugierige Urlauber in einem dichten Kreis um den Toten, berichtet denen ausführlich von dem schrecklichen Unglücksfall und kann so verhindern, dass der Strandwächter allzu nahe an die Leiche herantritt.

Inzwischen beginnt es zu dämmern. Als der dann schliesslich doch herbeigerufene Polizist Espedito Dias Romao am Strand eintrifft, ist es schon beinahe dunkel. Der grosse, dunkelhäutige Mann zündet, wie die anderen Trauernden, eine Kerze an und steckt diese neben dem Toten in den Sand. Er spricht Liselotte Bossert sein Beileid zu diesem Todesfall in der Familie aus und überträgt die Angaben des Ausweises in sein Diensttagebuch.

Das Alter des Toten ist bei diesen Lichtverhältnissen so wenig zu erkennen wie sein Gesicht. Mindestens zwanzig Leute haben sich mittlerweile mit brennenden Kerzen um den Leichnam versammelt und beten unter Anruf und Antwort einen Grossen Rosenkranz. Es ist jetzt 21 Uhr.

Der Polizeibeamte erfährt über Sprechfunk, dass das bestellte Bestattungsauto unterwegs eine Panne hatte und nun ein anderes geschickt werden soll. In seinem Polizeiwagen bringt er den Toten und Liselotte Bossert zur Rettungsstation, wo ihr Mann gerade medizinisch versorgt wird. Er bekommt Sauerstoff und eine kreislaufstützende Spritze. Josef Mengele wird in einem anderen Raum auf einem Tisch abgelegt. Frau Bossert kann sich einen Augenblick neben dem Toten hinsetzen und durchatmen.

Dann wird sie nochmals zur Polizei gerufen, weil dort einige Daten ergänzt werden müssen. Der Polizist bittet wiederum um den Ausweis. Frau Bossert will ihn nicht aus der Hand geben und sagt, dass das Foto darin die einzige Erinnerung an den Verstorbenen sei. Der Polizist beruhigt sie und versichert ihr, dass sich nach diesen Notizen niemand mehr für diesen Ausweis interessieren werde.

Jetzt endlich kann sich Liselotte Bossert um ihren Mann kümmern, der sich ein wenig erholt hat. Die Sanitäter raten ihr, die Nacht mit ihrem Mann in der Rettungsstation zu verbringen, um selbst wieder zu Kräften zu kommen.

Aber die Nervosität der Bosserts lässt das nicht zu. Ihre Unruhe treibt beide nach Hause. Der freundliche Polizist fährt sie zu ihrem Ferienhaus. Wolfram Bossert fällt sofort in Tiefschlaf, seine Frau bleibt neben ihm sitzen, bis das Bestattungsauto kommt.

Es ist ein Uhr früh am 8. Februar 1979, als sie in Santos bei dem Bestattungsinstitut Organizacao Social de Ataudes Novoa ankommen. Liselotte Bossert fordert, wie sie sagt im Auftrag des Toten, eine Feuerbestattung, die alle Spuren beseitigen würde. Die Geschäftsführerin des Beerdigungsunternehmens lehnt das ab. Brasilien sei ein katholisches Land und eine Leichenverbrennung nur möglich, wenn eine entsprechende, amtlich beglaubigte Verfügung des Toten zu Lebzeiten vorliege oder doch zumindest das schriftliche Einverständnis seiner direkten Nachkommen. Weder das eine noch das andere kann Liselotte Bossert beibringen, und ihr Wort genügt der Leichenbestatterin nicht.

Durch diese Auseinandersetzung wird es 2.30 Uhr, bis der Leichenbeschauer Dr. Jaime Medonca in der Avenida Suldanha Gama in Santos aus dem Schlaf geklingelt wird. Er ist über diese nächtliche Störung erbost und will so schnell wie möglich wieder in sein Bett. Ohne sich die noch immer mit einer Badehose nur spärlich bekleidete Leiche im Gerichtsmedizinischen Institut näher anzusehen, stellt er die Todesurkunde aus: Tod durch Ertrinken. Ein Foto wird nicht gemacht, und auch Fingerabdrücke werden nicht genommen, schliesslich seien die Personalien des Toten bekannt. Der Leichnam wird zur Bestattung freigegeben.

Dann geht es zurück nach Bertioaga. Sturm ist aufgekommen. Der Fahrer tastet sich langsam durch die Dunkelheit. Erst um fünf Uhr früh erreichen sie wieder den kleinen Küstenort. Trotz ihrer Erschöpfung kann Liselotte Bossert keine Ruhe finden. Drei Stunden später, war ihr in der Rettungsstation am Abend vorher gesagt worden, muss sie beim Rathaus sein, um den Totenschein abzuholen, ohne den eine Beerdigung nicht möglich ist.

Pünktlich um acht Uhr steht sie dort vor der Türe. Doch Liselotte Bossert muss über eine Stunde warten, bis geöffnet wird. Dann erfährt sie, dass der zuständige Beamte nicht anwesend ist und auch nicht mehr eintreffen wird.

Man bedeutet ihr mit aller Gelassenheit, sie möge in einigen Tagen ihr Glück erneut versuchen.

Liselotte Bossert ist am Ende ihrer Nervenkraft. Sie weint, und sie schreit, und danach findet sich auch tatsächlich ein von dem zuständigen Beamten bereits unterschriebenes Formular, das nur noch ausgefüllt werden muss. Als dies erledigt ist, steht der Bestattung Josef Mengeles von Amts wegen nichts mehr entgegen.

Die Beerdigung soll auf dem Friedhof Nossa Senhora do Rosario von Embu stattfinden, einem Vorort von Sao Paolo, im Grab Nr. 321/TPV — einem Doppelgrab, das der echte Wolfgang Gerhard 1971 gekauft hatte, als seine Mutter Friederike starb. Schon vor längerem hatte er den Bosserts vorgeschlagen, den «Onkel» nach seinem Tod im Gerhardschen Familiengrab für immer verschwinden zu lassen.

Dorthin begleitet Frau Bossert jetzt Josef Mengele auf seiner letzten Fahrt, im blumengeschmückten Sarg. Das letzte Strassenstück vor dem Friedhof ist eine Baustelle. Tiefe Rinnen, Gruben und grosse Steine machen die Piste nahezu unpassierbar. Der Fahrer weigert sich weiterzufahren, weil er um sein Auto fürchtet. Er will den Sarg am Strassenrand abladen. Dann müsse man eben sehen, wie man weiterkomme. Frau Bossert weint. Sie will den Sarg endlich unter die Erde bekommen. Der Fahrer gibt nach und fährt heftig schaukelnd langsam weiter.

Um das Grab zu finden, dessen Nummer sie nicht mehr weiss, ist es erforderlich, den Friedhofsverwalter Gino Carita an die mächtige Gestalt des Doppelgängers Gerhard zu erinnern, an dessen Mutter und an die Beerdigung vor acht Jahren. Und nun zeigt sich zum Schrecken von Liselotte Bossert, dass der Friedhofsverwalter nicht nur über ein ausgezeichnetes Namens- und Personengedächtnis verfügt. Er kann sich an alles erinnern: an den Namen, an den Beruf und sogar an das Aussehen Wolfgang Gerhards.

Er gibt ohne Zögern Nummer und Lage des Grabes an. Aber dann bittet er darum, von seinem alten Bekannten persönlich Abschied nehmen zu dürfen, so wie es in Brasilien Brauch ist — bei geöffnetem Sargdeckel.

Liselotte Bossert versagen endgültig die Nerven. Nach dem bisher nur mit viel Glück und Kaltblütigkeit Überstandenen sieht sie nun in letzter Minute

alles in Frage gestellt. Der Verzweiflungsausbruch, schreibt ihr Mann später, mit dem sie die Sargöffnung zu verhindern sucht, indem sie vorgibt, den Anblick des Verstorbenen nicht mehr zu ertragen, sei nicht gespielt gewesen und verfehlte wohl deshalb seine Wirkung nicht. Der Friedhofsverwalter verzichtet auf seinen Wunsch, den Toten noch einmal zu sehen, und befiehlt dem Totengräber, sofort das Grab auszuheben.

Nachdem der Sarg eingesetzt und das Grab wieder geschlossen ist, verteilt Liselotte Bossert die zuvor beiseitegelegten Blumen auf dem Erdhügel. «Schmerzlich wird ihr bewusst», erzählt sie ihrem Mann nach der Rückfahrt noch am selben Tag, «dass Zeit und Umstände es nicht ermöglichten, all diejenigen herzurufen, die hier am Schicksal des Onkels Anteil genommen haben.»

Da wäre eine stattliche Trauergemeinde zusammengekommen: die Familie und die Freunde aus Deutschland, die Mengele unterstützt haben und die Justiz noch über seinen Tod hinaus in die Irre führten; der NS-Propagandist Hans Ulrich Rudel, der Mengele nach Argentinien lotste und ihm in Südamerika die Türen der Einflussreichen und der Mächtigen öffnete; dann Werner Jung, Alejandro von Eckstein, Armand Reinaerts und Alban Krug, die Nazifreunde aus Paraguay; und schliesslich das runde Dutzend Männer und Frauen, die Mengele in Kenntnis seiner Vergangenheit, aber nicht seiner Verbrechen in Brasilien verborgen hatten.

Wolfram Bossert schrieb in seinem Bericht über Mengeles Tod und dessen Beerdigung: «Darüber hinaus müssten jetzt die Angehörigen und alle Menschen, die in den verschiedenen Ländern seinen Weg kreuzten und ihm beigestanden sind, aber auch die vielen, denen er im Laufe seines langen, ereignisreichen Lebens irgendwie geholfen hat, jetzt hier an seinem Grabe stehen, um endgültig Abschied von ihm zu nehmen.»

Vielleicht hätten auch manche seiner Opfer irgendwann einmal den Weg an dieses Grab auf sich genommen. Dann wäre ihnen bei allem Schmerz vielleicht doch leichter geworden, weil sie hätten wissen können, dass ihr Peiniger, der KZ-Arzt Dr. Dr. Josef Mengele, endlich tot ist und wo er begraben liegt. Doch daran dachte keiner von Mengeles Helfern. Im Gegenteil. Die weltweite Suche nach dem Massenmörder von Auschwitz sollte weiter-

laufen, als wäre nichts geschehen.

Zynisch schrieb Wolfram Bossert Tage nach Mengeles Tod an Hans Sedlmeier: «Wir glauben uns auch mit Ihnen eines Sinnes, wenn wir die Geheimhaltung weiterhin wie bisher aufrechterhalten wollen. Nicht nur um persönliche Unannehmlichkeiten zu vermeiden, sondern auch um die Gegenseite weiterhin Geld und Mühe an etwas verschwenden zu lassen, was schon überholt ist.»

Die Nachricht vom Tod seines Vaters, die ihn Anfang März 1979 erreichte, erleichterte ihn, erklärte Rolf Mengele. Journalisten, die Zeuge dieses Ausspruchs waren, reagierten auf dieses Eingeständnis zunächst befremdet, weil sie ein solches Gefühl von Entlastung selbst angesichts der Todesnachricht eines Mengele jedenfalls bei einem nahen Verwandten für unangemessen hielten.²

Erleichterung? Ja, natürlich Erleichterung. Denn diese Botschaft löste den Sohn aus einem lange Jahre gewachsenen und am Ende nur noch schwer zu ertragenden Gewissenskonflikt, nämlich dem Zwiespalt des Wissens um die Verbrechen und Verstecke sowie die Helfershelfer des Josef Mengele einerseits und der damit tragisch verbundenen Unmöglichkeit andererseits, diesem Wissen entsprechend zu handeln.

Der Arzt von Auschwitz war nun einmal sein Vater. Als Sohn musste Rolf Mengele seine Kenntnis um dessen Aufenthaltsort und seine Lebensumstände nicht an die Justiz weitergeben. Auch als Rechtsanwalt konnte er für sich behalten, was ihm etwa in Wahrnehmung eines Mandats für seinen Vater bekanntgeworden wäre. Aber als rechtlich denkender Mensch, dem Sühneanspruch der Opfer ebenso verpflichtet wie dem verfassungsmässigen Recht des eigenen Vaters, nur dafür haften zu müssen, was ihm zweifelsfrei als Straftat nachgewiesen werden konnte, durfte er eigentlich nicht schweigen.

Er hätte, so zumindest war zeitweilig sein Empfinden, allein seinem Gewissen und seiner Einsicht folgend seinen Vater anzeigen sollen, um diesen in einem ordentlichen Gerichtsverfahren dazu zu zwingen, wozu er während der nächtlichen Gespräche in Brasilien nicht bereit gewesen war: sich im An-

denken an die Opfer nicht mehr vor der Wahrheit zu verstecken, sondern diese Wahrheit seines Lebens, die in den Verbrechen von Auschwitz ihren denkbar schrecklichsten Ausdruck fand, zu suchen und nicht länger der Verantwortung für sein Tun zu entfliehen.

Diesem schrecklichen Dilemma entzog der Brief Hans Sedlmeiers, durch den Rolf Mengele vom Tod seines Vaters erfuhr, die Basis. Josef Mengele, der KZ-Arzt, war tot, der Sohn von der peinigen Gegenwart dieses Vaters endlich befreit.

Dass dessen Ende gleichwohl über den Tod hinaus geheimgehalten wurde, bedurfte nicht langer Beratungen im Familienrat. Denn mehr noch als die hämische Schadenfreude über vergebliche Suchaktionen nach Josef Mengele verschloss die Sorge über die Strafbarkeit des eigenen Verhaltens den Mund der Helfer. Die Unterstützung des geflohenen Massenmörders galt juristisch als Strafvereitelung. Ein derartiges Verfahren wollte niemand aus der Familie Mengele irgendeinem der Helfer zumuten – und auch aus Rücksicht auf den ohnehin angeschlagenen Ruf der eigenen Firma tunlichst vermeiden.

Gegen Ende der Verjährungsfrist von fünf Jahren nahm die Geschwätzigkeit im allzulange verschworenen Kreis der Mengele-Unterstützer indessen zu. Hans Sedlmeier verriet 1983 einem Giessener Hochschullehrer nach etlichen Gläsern Wein im gemeinsamen Urlaubsquartier, dass er jahrelang immer wieder nach Südamerika gereist sei, um den dorthin geflohenen Josef Mengele mit Geld zu versorgen. Anderthalb Jahre behielt der Professor diese brisante Information für sich, dann gab er sie an die Frankfurter Strafverfolger weiter.³

Am 14. März 1985 schrieb der 1929 in Danzig geborene Gerd Lucka aus Asuncion einen Brief an den wegen rechtsterroristischer Straftaten im hessischen Zuchthaus Butzbach gefangengehaltenen früheren Rechtsanwalt Manfred Roeder: «Wir verfolgen weiterhin die Tragikkomödie mit der Suche nach Mengele, wir kannten hier den Mann⁴, der Mengele vier Jahre bei sich im Haus hatte.⁵ [...] Die Dinge, die man ihm vorwirft, treffen nach dieser Schilderung in keiner Weise zu, so kann sich ein Mensch nicht verstellen. Wir sind auch oft in dem Hotel⁶, in welchem er viel verkehrt hat – circa 400 Kilometer von hier – auch hier nur gute Schilderungen über Charakter und Benehmen dieses Mannes.»⁷

Der entscheidende Satz in diesem Brief deckte auf: «Ausserdem ist er längst tot, vor circa vier Jahren beim Schwimmen ertrunken.» Die Beamten der Briefzensur im Zuchthaus Butzbach informierten sofort die Wiesbadener Polizeidienststellen und die Frankfurter Ermittlungsbehörden über diese sensationelle Mitteilung.

Der in Paraguay lebende Belgier Alfonz Dierckx gab der in der Hauptstadt Asuncion erscheinenden Tageszeitung *Hoy* wenig später ein Interview, das am 25. Mai 1985 erschien und diese Nachricht bestätigte. Dierckx berichtete, dass er Mengele Anfang der sechziger Jahre in Hohenau am oberen Parana kennengelernt habe. Vor einiger Zeit habe ihm nun Alban Krug, der Quartiergeber Mengeles in diesem Ort, mitgeteilt, dass Mengele tot sei. Er habe in einer deutschen Kolonie in Brasilien gelebt und sei dort anscheinend ertrunken. Die deutsche Botschaft in Asuncion telegraphierte den Wortlaut dieses Artikels umgehend an das Auswärtige Amt in Bonn.

Die Frankfurter Staatsanwaltschaft verfügte also über gewichtige Hinweise auf den Verbleib und den Tod Mengeles, als sie am 31. Mai 1985 vor dem Wohnhaus Sedlmeiers in Günzburg-Denzingen mit einem Durchsuchungsbeschluss auftauchte. Beamte der Staatsanwaltschaft, des Bundeskriminalamtes, des hessischen und des bayerischen Landeskriminalamtes sowie der Kriminalpolizeistation Neu-Ulm kehrten in dem Haus stundenlang das Unterste zuoberst. Dabei fanden sie in einem Tapetenwandschrank im Schlafzimmer von Frau Sedlmeier Briefe und Kopien eines regen Schriftwechsels zwischen ihrem Mann und Mengele bis Ende der siebziger Jahre. Ausserdem beschlagnahmten sie ein Adressbuch Sedlmeiers, in dem Personen in der Bundesrepublik und in verschiedenen südamerikanischen Ländern aufgeführt waren, die unschwer einen Zusammenhang mit Mengele erkennen liessen.

Anfangjuni 1985 reisten deutsche Kriminalbeamte nach Brasilien, um gemeinsam mit der dortigen Bundespolizei den in Günzburg sichergestellten Adressen und Personenhinweisen nachzugehen und Zeugen zu vernehmen. Am 5. Juni wurde die im Stadtteil Brooklin von Sao Paulo gelegene Wohnung der Bosserts durchsucht. Während der anschliessenden Vernehmung räumten die Eheleute ein, Mengele gekannt und auch von seiner eigentlichen Identität

gewusst zu haben. Sie bestätigten den Todestag und die Todesumstände Mengeles und gaben bekannt, wo er beerdigt worden war.⁸

Am 6. Juni 1985 öffneten brasilianische Polizisten das Grab in Embu. Deutsche Beamte, die als Beobachter an der Exhumierung teilnahmen, bemängelten in einem späteren Bericht die unprofessionelle Arbeitsweise ihrer dortigen Kollegen: «Trotz mehrfacher Einreden bei den anwesenden Leitern der BUPO [Bundespolizei] Sao Paulo wurde die Exhumierung nicht nach den üblichen Regeln vorgenommen (weiträumiges Freilegen des Sarges, nach Möglichkeit Bergen des kompletten Sarges). Vielmehr wurde nur der Sarg freigelegt, die Skelett-Teile einzeln herausgenommen und in eine Blechwanne geworfen. Zahlreiche Kleinknocheanteile und Zähne verblieben dabei im Grab. Die ausgrabenden Friedhofsarbeiter standen mit ihren Stiefeln unmittelbar auf dem Skelett, was u.a. zur Folge hatte, dass die Gesichtspartie des Schädels beschädigt wurde.»⁹

An den wiederholten gerichtsmedizinischen Untersuchungen des Skeletts 1985 und 1986 nahmen neben den brasilianischen Experten amerikanische, israelische und deutsche Sachverständige teil. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass es sich bei der in Embu exhumierten Leiche tatsächlich um die Überreste von Josef Mengele handelte. Demgemäss stellte die Frankfurter Staatsanwaltschaft in ihrem Schlussvermerk zum Strafverfahren gegen Josef Mengele am 14. Juli 1986 fest: «Die umfangreichen Ermittlungen, namentlich die im In- und Ausland durchgeführten Vernehmungen, kriminal technischen und gerichtsmedizinischen Untersuchungen führen zu dem eindeutigen Schluss, dass Josef Mengele am 7. Februar 1979 um 17.45 Uhr Ortszeit (= 21.45 Uhr MEZ) in Bertioga (Santos) im Staat Sao Paulo/Brasilien gestorben ist und am 8.2.1979 auf dem Friedhof Nossa Senhora Rosario in Embu beerdigt wurde.»¹⁰

Da insbesondere in Israel unter Auschwitz-Überlebenden Zweifel nicht verstummten, der Exhumierte könne in Wahrheit ein Doppelgänger Mengeles gewesen sein und der Leichenfund stelle ein spektakuläres Täuschungsmanöver des untergetauchten KZ-Arztbes dar, der noch immer am Leben sei, gab die Frankfurter Staatsanwaltschaft in Grossbritannien eine Genanalyse der in Embu gefundenen Knochen in Auftrag.

Professor Alec Jeffreys von der Universität Leicester und Dr. Erika Hagelberg vom Institut für Molekularmedizin der Universität Oxford verglichen die aus den Oberschenkel- und Oberarmknochen der Gebeine von Embu gewonnenen Erbinformationen in der Desoxyribonucleinsäure (DNS) mit der DNS, die aus Blutproben von Rolf Mengele und Irene Hackenjös stammten. Auch diese Gutachter kamen zu dem Befund, dass «es sich über jeden vernünftigen Zweifel hinaus bei den Skelettüberresten um die des Vaters von Rolf Mengele handelt».¹¹

Wie aber konnte es zugehen, dass Josef Mengele – gegen den 1959 der erste Haftbefehl erging und der seitdem von der deutschen Justiz, vom israelischen Geheimdienst und von zahlreichen Nazi-Jägern in eigenem Auftrag gesucht wurde – zwei Jahrzehnte lang seinen Verfolgern entkam?

Nach Einschätzung der Frankfurter Staatsanwälte, die als letzte nach Mengele gefahndet hatten, konnte er nur deshalb unerkant bleiben, weil er in Deutschland und Südamerika über einen engen, nach aussen ab geschotteten Helferkreis verfügte, der ihn abschirmte, versorgte und finanziell unterstützte; weil er sich in einer Umgebung bewegte, die weit unterhalb seines nach Herkunft und Ausbildung angemessenen Niveaus und damit ausserhalb jenes Milieus lag, in dem weltweit nach ihm gesucht wurde; und weil er schliesslich so zurückgezogen lebte, wie es sich niemand vorstellen konnte, der die eitle, auf Selbstdarstellung und Beifall bedachte Persönlichkeitsstruktur dieses Mannes in seinen früheren Jahren kannte.¹²

Gleichwohl meinte der 1998 pensionierte Frankfurter Oberstaatsanwalt Hans Eberhard Klein, dass dieser Misserfolg der Justiz in seiner Konsequenz die eigentliche Strafe für Mengele bedeutet hat. Er musste sich seit 1945 bis zu seinem Tod 1979 verstecken. Er lebte in ständiger Angst, gefasst zu werden. Er hatte in seinen letzten Jahren keine Verbindung mehr zu seiner Familie. Er war einsam und von den Furien seiner Erinnerung gehetzt.

Hätte er sich, glaubte Klein, nach dem Erlass des Haftbefehls 1959 selbst gestellt, wäre Mengele wegen seiner Verbrechen in Auschwitz zwar zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt, aber höchstwahrscheinlich wie andere Mörder auch bei guter Führung nach fünfzehn Jahren entlassen worden.

Jahren entlassen worden. Klein: «Die Jahre bis zu seinem Tod hätte er als freier Mann mitten unter uns verbringen können, geachtet von seinen Freunden und bewundert von den Unverbesserlichen. Ein unerträglicher Gedanke.»

Anmerkungen

Einleitung: Der Todesarzt

- 1 Haftbefehl gegen Josef Mengele, 22. Strafkammer des Landgerichts Frankfurt/Main, 19.1.1981, Archiv der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Frankfurt/Main, Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 30, S. 4.
- 2 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 42, S. 10-19.
- 3 «Kapo» wurden Funktionshäftlinge genannt, die als Aufseher und Vorarbeiter eingesetzt waren.
- 4 Auschwitz-Verfahren, 4 Jg. 444/59, Ermittlungsakten, S. 2748-2750, Archiv der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Frankfurt/Main.
- 5 Auschwitz-Verfahren, ebd., S. 2758-2760.
- 6 Hans Münch war stellvertretender Leiter der im Mai 1943 in Rajsko bei Auschwitz eingerichteten «Hygienisch-Bakteriologischen Untersuchungsstelle der Waffen-SS und Polizei Süd-Ost». Er war Gesprächspartner des Autors im Juni und Juli 1985.
- 7 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 8, S. n6ff.
- 8 Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, Fahndungsakten Josef Mengele, Vernehmung Dr. Hans Wilhelm Münch, 5.2.1985, Seite 25fr
- 9 Aussage Langbein: Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 3, S. 555-561 und Bd. 8, S. 16-18a; Aussage Glowacki, Bd. 5, S. 1143-1179.
- 10 Eduard Wirths (Jahrgang 1909) war seit September 1942 Standortarzt in Auschwitz. Er unterstand in medizinischen Fragen dem Amt D III für Sanitätswesen und Lagerhygiene im Wirtschaftsverwaltungshauptamt der SS in Berlin, das seit 1942 von dem Arzt Enno Lolling geführt wurde. Disziplinarisch war Wirths Rudolf Höss, dem Lagerkommandanten von Auschwitz, unterstellt. Wirths wiederum unterstanden alle Ärzte in Auschwitz. 1945 wurde Wirths von britischen Soldaten gefangenengenommen und beging Selbstmord.
- 11 Friedrich Entress (Jahrgang 1914) kam im Dezember 1941 als Lagerarzt nach Auschwitz. Im August 1944 wurde er in das KZ Gross Rosen versetzt. 1946 wurde er in Dachau von einem amerikanischen Militärgericht angeklagt, zum Tode verurteilt und am 28.5.1947 im Kriegsverbrechergefängnis Landsberg/Lech hingerichtet.
- 12 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 21.11. 1960, Bd. 5, S. 1143ff.
- 13 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 22.2.1972, Bd. 8, S. 23ff.
- 14 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 2.2.1972, Bd. 7, S. 146ff.
- 15 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 28.1.1972, Bd. 7, S. 212ff.
- 16 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 7.2.1967, Bd. 26, S. 70ff.
- 17 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 15.6.1972, Bd. 10, S. 239f.
- 18 Ena Weiss war eine Häftlingsärztin, der von einigen Auschwitz-Überlebenden ein Verhältnis mit Josef Mengele nachgesagt wurde.
- 19 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 20.6.1973, Bd. 29, S. 83f.
- 20 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 24.11.1972, Bd. 12, S. 207.
- 21 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 21.9.1972, Bd. 12, S. 71 a.
- 22 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 30.10.1972, Bd. 13, S. 8.
- 23 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 2.12.1968, Bd. 22, S. 45f.
- 24 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 19.11.1973, Bd. 31, S. 43ff.

- 25 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 19.n.1973, Bd. 31, S. 205.
- 26 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 24.5.1967, Bd. 25, S. 168 a und S. 169.
- 27 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 30.6.1972, Bd. 11, S. 160f.
- 28 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 13, S. 12-19.
- 29 Ein Teil der Originalaufzeichnungen ist erhalten geblieben und liegt im Archiv der Gedenkstätte Auschwitz.
- 30 Ausführlich dazu Hermann Langbein: *Der Auschwitz-Prozess. Eine Dokumentation*. Frankfurt und Wien 1965.

Kindheit und Jugend

- 1 Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, handschriftliche Aufzeichnungen Josef Mengele, Heft 23: *Autobiographisches 1*, Heft 24: *Autobiographisches 2*, zusammen 110 Blätter maschinenschriftliches Transkript.
- 2 In seinen Lebenserinnerungen gibt sich Mengele häufig Tarnnamen und schreibt über sich selbst meist in der dritten Person.
- 3 Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, undatierter Eintrag im Tagebuch. Die handschriftlich geführten Tagebücher Mengeles sind nur teilweise in Maschinschrift transkribiert worden.
- 4 Die folgenden Aussagen sammelte der Autor bei Gesprächen in Günzburg im Juni und Juli 1985, nachdem das Skelett Josef Mengeles in Brasilien entdeckt worden war.
- 5 Zdenek Zofka: *Der KZ-Arzt Josef Mengele. Zur Typologie eines NS-Verbrechers*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 1986, S. 249.
- 6 Zitiert bei: Posner/Ware: *Mengele – die Jagd auf den Todesengel*, Berlin 1993, S. 22. Dieses Buch ist allerdings, was die Lebensbeschreibung Mengeles bis 1945 angeht, nahezu wertlos, da es eine Fülle falscher Zahlenangaben und Daten, unzutreffende Sachaussagen und fehlerhafte Rückübersetzungen deutscher Dokumente aus dem Englischen enthält.

Das Studium

- 1 Die folgenden Zitate Josef Mengeles sind entnommen: Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, handschriftliche Aufzeichnungen Mengele: *Studium 1* und *Studium 2*, Heft 21 und 22, zusammen 124 Seiten maschinenschriftliches Transkript. Die Aussagen von Mitschülern und Studienkollegen Mengeles stammen, sofern nicht anders angegeben, aus Gesprächen mit dem Autor im Sommer 1985.
- 2 Osteomyelitis ist eine eitrige Knochenmarkentzündung.
- 3 Diese Beschreibung ist Teil des unveröffentlichten Berichts von Kurt L.: *Mein Freund Mengele*, Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main. Kurt L. erklärte auch, dass Mengele sehr viel fleissiger gewesen sei als seine Kommilitonen.
- 4 Josef Mengele: *Rassenmorphologische Untersuchung des vorderen Unterkieferabschnittes bei vier rassischen Gruppen*, in: *Morphologisches Jahrbuch*, 79, 1937.
- 5 Josef Mengele: *Sippenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-Gaumenspalte*, in: *Zeitschrift für menschliche Vererbungs- und Konstitutionslehre*, 23, 1938.

Der Weg nach Auschwitz

- 1 Alle Angaben zu den Mitgliedschaften Irene und Josef Mengeles in NS-Organisationen, zu seiner Militärzeit und zur SS sind dem NS DAP-Aktenbestand Josef Mengele, ehemals Document Center, jetzt Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, entnommen. Diese Begründung für den SA-Austritt gab Mengele seinem Studienfreund Kurt L.
- 2 Die folgenden Zitate entstammen Gesprächen mit dem Autor, die 1985 und 1987 geführt wurden.
- 3 Dieses unveröffentlichte Manuskript ist Teil des Bestandes: Ermittlungsverfahren Josef Mengele, 50/4 Js 340/68, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main.
- 4 Rasse- und Siedlungshauptamt der SS, Ärztlicher Untersuchungsbogen Josef Mengele, ausgefertigt am 1.1.1939, NSDAP-Parteiakten Josef Mengele, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde.
- 5 Das Hochzeitsfoto allerdings zeigt Josef Mengele im Frack. Er steht mit seiner Frau im Kreis beider Familien auf den Treppenstufen vor einem Portal – sei es des Standesamts oder einer Kirche.
- 6 Alle weiteren Angaben zu Irene Schönbein: Rasse- und Siedlungshauptamt der SS, NSDAP-Parteiakten Josef Mengele, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde.
- 7 Nicht etwa eines Universitätsprofessors, wie bisher in den meisten Veröffentlichungen zu ihrer Person behauptet wird.
- 8 Dr. Hans Münch zum Autor, Juni 1985.
- 9 Benno Müller-Hill: *Tödliche Wissenschaft – Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933-1945*, Hamburg 1984, S. 39.
- 10 Benno Müller-Hill, a.a.O., S. 157ff
- 11 Benno Müller-Hill, a.a.O., S. 127ff.
- 12 In der weiteren Darstellung der NS-Medizin, ihrer Protagonisten und ihrer internationalen Verflechtungen sowie der Verstrickungen Mengeles in diese Pseudowissenschaft vor Beginn des Zweiten Weltkrieges folge ich den materialreichen Darstellungen bei Ernst Klee: *Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer*, Frankfurt/Main 1997; Stefan Kühl: *Die Internationale der Rassisten*, Frankfurt/Main 1997; Benno Müller-Hill: *Tödliche Wissenschaft*, Hamburg 1984; und dem einschlägigen Aktenbestand des Archivs der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem, als Nachfolgeeinrichtung der früheren Kaiser-Wilhelm-Institute.
- 13 EZ und ZZ sind Abkürzungen für eineiige bzw. zweieiige Zwillinge.
- 14 Alle Angaben zur militärischen Laufbahn Mengeles stützen sich auf entsprechende Unterlagen in der NS DAP-Parteiakte Josef Mengele, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde; auf sonstige Erkenntnisse der Staatsanwaltschaft in Frankfurt/Main, die im Schlussvermerk vom 14.7.1986 zum Ermittlungsverfahren gegen Josef Mengele, 50/4 Js 340/68, Fahndungsakten, vorgetragen wurden; auf die Fahndungsunterlagen der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main gegen Benno Adolph, 4 Js 444/59, sowie auf dessen Vernehmung, 4 Js 444/59, Bd. 50, Blatt 9023-9030. Der Bericht Kurt L.s ist Teil eines unveröffentlichten Manuskriptes in den Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main zum Ermittlungsverfahren Mengele.
- 15 Dies entsprach dem Rang des Leutnants bei der Wehrmacht.
- 16 Mengele hatte dabei mit anderen Gutachtern im Auftrag des «Reichskommissars für die Festigung des Deutschtums», Heinrich Himmler, die «Eindeutschungsfähigkeit» von Umsiedlern zu beurteilen.
- 17 Dies entsprach dem Rang des Oberleutnants bei der Wehrmacht.
- 18 Die Genfer Konvention stellt das Sanitätspersonal unter besonderen Schutz und verbietet ihm da für die bewaffnete Teilnahme an Kämpfen.

- 19 Dies entsprach dem Rang des Hauptmanns bei der Wehrmacht.
- 20 Dies war die Dienststelle des Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes der SS, der die Ärzte in den Konzentrationslagern unterstanden.
- 21 Sack sollte sich seinerseits am 27. Mai in Marsch setzen.

Das Vernichtungslager

- 1 Bei den Zahlenangaben und Daten dieses Kapitels stütze ich mich, soweit nicht andere Quellen angegeben werden, auf Wolfgang Benz (Hg.): *Dimension des Völkermords*, München 1991 sowie auf Danuta Czech (Hg.): *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*, Reinbek 1989 und Robert Jan van Pelt/Deborah Dwork: *Auschwitz – Von 1270 bis heute*, Zürich 1998. Die zitierten Dokumente sind, soweit sie Auschwitz angehen, im Archiv der Gedenkstätte einzusehen. Die übrigen liegen teils im Original, teils als Kopie im Auschwitz-Bestand des Archivs der «Untersuchungskommission für Verbrechen am polnischen Volk» in Warschau (frühere Bezeichnung: «Polnische Hauptkommission für die Untersuchung hitleristischer Verbrechen»).
- 2 Geheime Staatspolizei.
- 3 «DAW» ist die Abkürzung des SS-geführten Rüstungsbetriebs «Deutsches Ausrüstungswerk».

Das «Zigeunerlager»

- 1 Die Darstellung der Verhältnisse im Zigeunerlager folgt, sofern nichts anderes angegeben wird, den durch weitere Quellen bestätigten, zuverlässigen Aufzeichnungen der polnischen Funktionshäftlinge Tadeusz Snieszko, Tadeusz Szymanski und Danuta Szymanska, die als Ärzte und als Schreiberin bis zur Liquidierung des Lagers im Zigeunerlager gearbeitet haben. Ihre sehr präzisen Erinnerungen, die durch die Ermittlungen der deutschen Justiz bestätigt wurden, haben sie 1965 in der Krakauer *Ärztlichen Umschau* (Heft 1, Serie II, Jahrgang XXI) veröffentlicht. Eine Übersetzung dieses Aufsatzes ins Deutsche ist Teil der Akten im Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 19, S. 76-101. Weitere Informationen vor allem über die individuellen Schicksale der Zigeuner in Auschwitz-Birkenau bietet das *Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau*, Bd. 1 und 2, München 1993.
- 2 Der tschechische Arzt Rudolf Weisskopf überlebte Auschwitz und führte nach Kriegsende den Nachnamen Vitek.

Die «Selektionen»

- 1 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 18.10.1972, Bd. 23, S. 15f.
- 4 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 13, S. 59ff.
- 5 Gemeint sind die Brennkammern der Krematoriumsöfen.

- 6 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 11.2.1959, Bd.1, S. 156.
- 7 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 9.12.1971, Bd.7, S. 83f.
- 8 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 14.4.1972, Bd.10, S. 180.
- 9 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 12.2.1959, Bd.1, S. 147f.
- 10 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 3, S. 695f.
- 11 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 27.1.1972, Bd. 7, S. 197.
- 12 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 2.3.1972, Bd. 8, S. 96.
- 13 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 20.4.1972, Bd. 11, S. 46f.
- 14 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 2.11.1959, Bd. 3, S. 613.
- 15 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 1, S. 147f.
- 16 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 8.2.1967, Bd. 26, S. 108ff.
- 17 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 18.4.1972, Bd. 11, S. 78.
- 18 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 20.4.1972, Bd. 11, S. 44 und S. 52.
- 19 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 13, S. 183f.
- 20 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 7, S. 148.
- 21 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 7, S. 213.
- 22 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 8, S. 99.
- 23 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 27, S. 97f.
- 24 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 6, S. 209f.
- 25 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 24.11.1972, Bd. 12, S. 207 a ff.
- 26 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 30.10.1972, Bd. 13, S. 9.
- 27 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 7.2.1973, Bd. 15, S. 195f.
- 28 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 2, S. 353.
- 29 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 3, S. 523.
- 30 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd.
- 31 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 2.11.1959, Bd. 3, S. 614.
- 32 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 2.2.1972, Bd. 7, S. 147.
- 33 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 24.4.1972, Bd. 9, S. 169ff.
- 34 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 20.11.1973, Bd. 31, S. 55f.

Zwillinge und Zwerge

- 1 Aussage etwa der Revierschreiberin Judith Guttmann, in: Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 7, S. 165.
- 2 Aussage des SS-Arztes Hans Münch, in: Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 8, S. 118ff sowie Aussage Münch, in: Fahndungsakte OStA Klein, S. 25ff.
- 3 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 31.10.1972, Bd. 13, S. 12ff.
- 4 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 9.5.1972, Bd. 24, S. 23b
- 5 Bestätigung durch Prof. von Verschuer in einem Brief vom 20.3.1944 an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bundesarchiv Koblenz R 73/15342, Blatt 64.
- 6 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 9.5.1972, Bd. 24, S. 23f.
- 7 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 29.11.1973, Bd. 29, S. 224.
- 8 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 8.2.1967, Bd. 26, S. H2f.
- 9 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 8.8.1966, Bd. 27, S. 24.
- 10 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 19.6.1973, Bd. 29, S. 137.

- 11 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 18.4.1972, Bd. 11, S. 9 iff.
- 12 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 41, S. 8.
- 13 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd.
- 14 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 22.5.1972, Bd. 24, S. 45f.
- 15 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 13, S. 58f.
- 16 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 18.4.1972, Bd. 11, S. 81f. und S. 84f.
- 17 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 10.10.1972, Bd. 23, S. 20ff.
- 18 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 16.10.1972, Bd. 23, S. 47fr
- 19 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 7.2.1967, Bd. 26, S. 72.
- 20 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 14.4.1972, Bd. 10, S. 181.
- 21 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 9.12.1968, Bd. 22, S. 69.
- 22 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage Ludovit Feld, 12.6.1967, Bd. 25, S. 51ff.

Medizin-Verbrechen

- 1 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 30, S. 2-40.
- 2 Sowohl den Sachverhalt wie diese Bezeichnung bestätigte der Überlebende Mark Berkowitz dem Autor im Juni 1985.
- 3 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage Dr. Rudolf Weisskopf, alias Vitek, vom 8.2.1967, Bd. 26, S. 108-114, sowie Aussage Danuta Szymanska vom 20.10.1966, Bd. 27, S. 104-m.
- 4 Ermittlungsverfahren Mengele, Aufzeichnung von Joseph Neumann, Bd. 42, S. 18f.
- 5 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 20.10.1966, Bd. 27, S. 105.
- 6 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 26, S. 109.
- 7 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 106f.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd.
- 10 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 13.4.1972, Bd. 10, S. 155ff.
- 11 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 156.
- 12 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 28.11.1973, Bd. 29, S. 197-204.
- 13 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 13, S. 4.
- 14 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 20.10.1966, Bd. 27, S. 109.
- 15 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 21.1.1972, Bd. 7, S. 168.
- 16 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 28.1.1972, Bd. 7, S. 216f.
- 17 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 217.
- 18 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage Dr. Rudolf Weisskopf, alias Vitek, vom 8.2.1967, Bd. 26, S. 112f.
- 19 Das getrocknete Insekt wurde als Pulver oder Paste zur Potenzsteigerung verabreicht.
- 20 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 1, S. 157.
- 21 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 28.1.1972, Bd. 7, S. 214.
- 22 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 18, S. 106.
- 23 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 8, S. 31 a f.
- 24 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 10, S. 65ff.
- 25 Bestätigt durch Ibolya Mann, Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 22, S. 45f.
- 26 Ebd.
- 27 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 10, S. 65fr

- 28 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 31, S. 205ff.
- 29 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 15, S. 225f.
- 30 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd. S. 226.
- 31 Ebd.
- 32 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 29, S. 60.
- 33 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 8, S. 21ff.
- 34 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 31.10.1972, Bd. 13, S. 17.
- 35 Dieser Brief wird im Anmerkungsapparat zitiert bei Stefan Kühl: *Die Internationale der Rassisten*, Frankfurt 1997, S. 275.
- 36 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 13, S. 58.
- 37 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage Milo Horeau vom 8.7.1975, Bd. 22, S. 4.
- 38 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 4.10.1973, Bd. 18, S. 106.
- 39 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 20.11.1968, Bd. 22, S. 7f.
- 40 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 19.5.1972, Bd. 24, S. 14f.
- 41 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 37, S. 105.
- 42 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 19.8.1947, Bd. 41, S. 7f.
- 43 Auszug aus dem Erlass Hitlers über die Aufhebung der Kriegsgerichtsbarkeit im Osten vom 13.5.1941: «Für Handlungen, die Angehörige der Wehrmacht und des Gefolges gegen feindliche Zivilpersonen begehen, besteht kein Verfolgungszwang, auch dann nicht, wenn die Tat zugleich ein militärisches Verbrechen oder Vergehen ist.»
- 44 Dr. Hans Münch im Gespräch mit dem Autor im Juni 1985.

Der Abgrund

- 1 Ermittlungsverfahren Mengele, Erklärung vom 26.3.1947, Bd. 27, S. 160.
- 2 Ermittlungsverfahren Mengele, undatierte Aussage Balabau, Bd. 37, S. 106.
- 3 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd.
- 4 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd.
- 5 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 30.10.1972, Bd. 13, S. 11.
- 6 Ermittlungsverfahren Mengele, Mitteilung Imre Hercz vom 1.4.1947, Bd. 37, S. 63f.
- 7 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 27.5.1969, Bd. 22, S. 159.
- 8 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 19.4.1967, Bd. 27, S. 147.
- 9 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 5.4.1974, Bd. 28, S. 160f.
- 10 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 161.
- 11 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 17.11.1973, Bd. 31, S. 240.
- 12 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 241f.
- 13 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 5.12.1972, Bd. 13, S. 40ff.
- 14 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 20.11.1968, Bd. 22, S. 8f.
- 15 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 9.
- 16 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 4.12.1968, Bd. 22, S. 56.
- 17 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 29.11.1968, Bd. 22, S. 37.
- 18 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 38.
- 19 Ermittlungsverfahren Mengele, Erklärung vom 20.5.1960, Bd. 4, S. 733.
- 20 Da brauchte es keine «Doppelung» in seiner psychischen Struktur, wie sie der amerikanische Psychiater Robert Jay Lifton in seinem ansonsten verdienstvollen Buch *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1993, S. 393fr, ferndiagnostiziert hat.

Die Flucht aus Auschwitz

- 1 Rolf Mengele trägt inzwischen mit Rücksicht auf seine Kinder einen anderen Namen, der aus diesen Gründen ungenannt bleibt. Er wollte sich keinem Gespräch mit dem Autor stellen.
- 2 Kopie des Dokuments im Besitz des Autors. Der Dienstbeginn in Auschwitz wurde mit Juni 1940, statt tatsächlich dem 30.5.1943, falsch angegeben.
- 3 Auschwitz-Archiv, D-AuII-3a/69b und D-AuII-3a/107a, 108a, in: *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*, Hamburg 1989, S. 934 und S. 943ff. Der zuverlässigen Darstellung dort folge ich für die Beschreibung der letzten Tage im Januar bis zur Befreiung des Lagers durch die sowjetische Armee am 27.1.1945.
- 4 Baer war am 25.11.1944 als Nachfolger von Höss zum Lagerkommandanten von Auschwitz-Birkenau ernannt worden.
- 5 Cyrankiewicz war von 1954 bis 1970 Ministerpräsident Polens und von 1970 bis 1972 Staatspräsident.
- 6 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 31.10.1972, Bd. 13, S. 19.
- 7 Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, Schlussvermerk vom 14.7.1986, S. 33.
- 8 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 16.10.1972, Bd. 23, S. 51.
- 9 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 21.1.1972, Bd. 7, S. 166f.
- 10 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 14.4.1972, Bd. 10, S. 177f.
- 11 Ermittlungsverfahren Mengele, Aussage vom 31.10.1972, Bd. 13, S. 19.
- 12 Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, Schlussbewertung des Falles Mengele durch die israelische «Untersuchungsstelle für NS-Gewaltverbrechen», S. 6.
- 13 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 7.
- 14 Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, a.a.O., S. 35f.
- 15 Ermittlungsverfahren Mengele, ebd., S. 36.
- 16 Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakte der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, Heft 1 bis 5, insgesamt 264 Blatt maschinenschriftliches Transkript.
- 17 Also in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945, da die Kapitulation der Wehrmacht am 9. Mai um null Uhr eins in Kraft trat.
- 18 Dies ist offenkundig ein Irrtum, da Saaz (Satec) von Sachsen gesehen südlich liegt.
- 19 Aussage von Frau Miller in dem Dokumentarfilm des Westdeutschen Rundfunks *Gesucht wird ... Josef Mengele*, gesendet am 27.6.1985.
- 20 Rolf Mengele in der *Bunten*, 27.6.1985.
- 21 Aussage von Frau Miller in *Gesucht wird ... Josef Mengele*.

Untergetaucht in Oberbayern

- 1 Mengele hat diese Aufzeichnungen in den sechziger und siebziger Jahren in seinen brasilianischen Verstecken niedergeschrieben. Es handelt sich in dem Teil, der die ersten Nachkriegsjahre beschreibt, um vier Hefte mit insgesamt 189 Blatt maschinenschriftlichem Transkript unter dem Titel *Bauernzeit*, Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt / Main.

- 2 Zitiert bei Posner/Ware: *Mengele: Die Jagd auf den Todesengel*, S. 91.
- 3 Posner/Ware, a.a.O., S. 90, geben an, Mengele sei zuvor zu einer befreundeten Krankenschwester nach Gera in die sowjetisch besetzte Zone gereist, der er bei Kriegsende seine Auschwitz-Unterlagen anvertraut hätte. Für diese äußerst gefährliche Reise in den russischen Befehlsbereich gibt es keinerlei tatsächlichen Anhaltspunkt – außer einigen vagen Hinweisen in Mengeles eigener Lebensbeschreibung, die aber dem näherliegenden Zweck dienen, die Heimkehr zu seiner Familie und deren Unterstützung während seines wochenlangen Versteckens in der Nähe von Günzburg zu verschleiern.
- 4 So die Darstellung von Irene und Rolf Mengele in der *Bunten* vom 27.6.1985 und gegenüber Posner/Ware, a.a.O., S. 91 f.
- 5 So die Darstellung von Rolf Mengele gegenüber Posner/Ware, a.a.O., S. 92.
- 6 Rolf Mengele gegenüber Posner/Ware, a.a.O., ebd.
- 7 Posner/Ware, a.a.O., S. 92f., halten diesen Arzt, dessen richtigen Namen sie nicht kennen, für einen Bekannten des Apothekers aus München. Als Landarzt habe er mit seiner Frau, auch sie eine Ärztin, in der bayerischen Kleinstadt Riederling gearbeitet. Erst dort habe Mengele den ihm von Dr. Fritz Ulmann übergebenen Entlassungsschein aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft auf den Namen Fritz Hollmann verändert. Diese Darstellung ist falsch. Der Riederlinger Arzt hieß Dr. Johann Weigl. Seine Frau war keine Ärztin. Der Entlassungsschein wurde nach den glaubwürdigen Angaben von Mengele in seinen Aufzeichnungen bereits im August 1945 von ihm verfälscht. Für die Bekanntschaft Dr. Weigls mit dem SS-Apotheker gibt es keinen Hinweis.
- 8 In seinen Aufzeichnungen verfremdete Mengele Orts- und Personennamen. Die Fischers nannte er Jäger. Der Lechnerhof hieß bei ihm Lehnerhof. Mangolding bezeichnete er als Mangharding, Rosenheim als Rotenstein, Söllhuben als Sielhofen und Pietzing als Pimming.
- 9 Die Darstellung der Zeit Josef Mengeles auf dem Bauernhof in Oberbayern stützt sich auf seine eigene Beschreibung in seinen Erinnerungen und auf zusätzliche Angaben von Alois Fischer und weiterer Zeitzeugen gegenüber dem Autor.
- 10 In seinen Lebenserinnerungen gab Mengele seinem Sohn Rolf den Decknamen Robert.
- 11 Mengeles Deckname.
- 12 Dort kam es zu Vergewaltigungen durch französische Soldaten.
- 13 Es gab keinen Alljüdischen Weltkongress, der dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hätte, sondern allenfalls Aufrufe des wenig einflußreichen amerikanischen World Jewish Congress aus den Jahren 1933 bis 1939, die Unterdrückungsmaßnahmen der Nazis müßten auf den weltweiten Widerstand der Judenheit stoßen, der in seiner Entschlossenheit und Nachhaltigkeit einer Kriegserklärung an Deutschland gleichzukommen habe.
- 14 Rolf Mengele gegenüber der *Bunten*, 27.6.1985.
- 15 Rolf Mengele in der *Bunten* vom 20.6.1985.
- 16 Friedemann Bedürftig: *Lexikon III. Reich*, Hamburg 1994, S. 109f.
- 17 Mengeles Deckname.
- 18 Deckname für den Bruder Alois.
- 19 Alfons war der Deckname Mengeles für den Donauwörther Tierarzt und Schulkameraden Dr. Albert Miller.
- 20 Mengeles Deckname.
- 21 Der Deckname für seinen Bruder Karl.
- 22 Der Deckname für seine Frau Irene.
- 23 Das ist der Deckname Mengeles für einen nicht identifizierten Bekannten seiner Frau Irene.
- 24 Aulersried ist der Deckname Mengeles für Autenried.
- 25 Posner/Ware, a.a.O., S. 101.

- 26 Es ist wohl eine Schutzbehauptung Mengeles, dass er seine Frau im Herbst 1944 zum letztenmal gesehen habe. Tatsächlich spricht alles dafür, dass sich die beiden im August 1945 nach Mengeles Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft in der Nähe von Günzburg begegnet sind.
- 27 Mengeles Deckname.
- 28 Zitiert bei Posner/Ware, a.a.O., S. 99.
- 29 In diesem Sinne äusserte sich Rolf Mengele gegenüber der *Bunten*, 27.6.1985.
- 30 Mengele nennt den Ort in seinen Erinnerungen Altbergen.
- 31 Mengeles Deckname.
- 32 Posner/Ware, a.a.O., S. 100, schreiben ohne Quellenangabe, dass Mengele Ende 1946 zwei ganzwöchige Reisen nach Autenried zu seiner Frau und seinem Sohn unternommen und im Anschluss daran «die Ulmann-Papiere» in einem Wutanfall vor Weigls Augen selbst zerrissen habe. Für beide Feststellungen gibt es keinen dokumentarischen Beleg.
- 33 Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 51.
- 34 Posner/Ware, a.a.O., S. 109, und Gerald Astor: *The last Nazi*, New York 1985, S. 159, zitieren eine Mitteilung Telford Taylors vom 19.1.1948 nach Washington, in der es heisst: «Wir möchten Sie davon in Kenntnis setzen, dass laut unseren Unterlagen Dr. Mengele [sic] seit Oktober 1946 als tot gilt.»

Auf dem «Rattenweg» nach Südamerika

- 1 Nach dem Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, a.a.O., S. 36, ist Mengeles Anwesenheit auf dem Lechnerhof bis zum 1.8.1948 belegt.
- 2 Mengele beschreibt seine Flucht nach Argentinien in einem 70seitigen, maschinenschriftlichen Transkript seiner Lebenserinnerungen, das als Heft fünf mit dem Titel *Leseabschrift* Teil seiner persönlichen Aufzeichnungen in den Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main ist.
- 3 Alois Fischer im Sommer 1985 zum Autor.
- 4 Rolf Mengele zu Posner/Ware, a.a.O., S. 116.
- 5 Die *Bunte* vom 27.6.1985, nach Informationen von Rolf Mengele.
- 6 Ebd.
- 7 Posner/Ware, a.a.O., S. 115, nach Informationen von Rolf Mengele.
- 8 Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 51.
- 9 Weitere Informationen über diese später als «Vatikanlinie» oder als «Ratline» bezeichneten Verbindungswege bei Christopher Simpson: *Der amerikanische Bumerang*, Wien 1988, Rena und Thomas Giefer: *Die Rattenlinie*, Frankfurt/Main 1991 und Holger M. Meding: *Flucht vor Nürnberg?*, Köln 1992.
- 10 Rolf Mengele hielt Erwin in der *Bunten* vom 4.7.1985 für einen Decknamen von Hans Sedlmeier. Dafür gibt es aber weder in den Ermittlungsakten noch in den Aufzeichnungen Mengeles einen Hinweis. Sehr viel wahrscheinlicher ist, dass Erwin tatsächlich ein ehemaliger SS-Angehöriger aus Steinach war, der für die Fluchthilfeorganisation der Nazis die Grenzübergänge nach Italien vorbereitete und überwachte. Dies bestätigten auch ältere Einwohner Steinachs dem Autor, allerdings ohne die tatsächliche Identität Erwins zu lüften.
- 11 Wie grosszügig dieses Fluchtgeld und Startkapital bemessen war, ist unbekannt. Es muss aber allein schon wegen der Ausgaben, die davon in den nächsten Wochen noch bestritten wurden, mehr als ein «Notpfennig» gewesen sein.

- 12 Posner/Ware, a.a.O., S. 118.
- 13 Posner/Ware, a.a.O., S. 119, geben die Datums- und Ortsangaben des Ausweises falsch wieder. Sie behaupten, der Ausweis sei 1948 in Termeno ausgestellt worden. Dies kann schon allein deshalb nicht stimmen, weil diese Ausweise der deutschen Besatzungsbehörden in Italien nach Kriegsende nicht mehr ausgegeben wurden. Im Übrigen bezog sich auch das Rote Kreuz bei Ausstellung seines Rot-Kreuz-Passes Nr. 100501 für Mengele, alias Gregor, 1949 in Genua auf die von mir verwendeten und von Mengele in seinen Aufzeichnungen genannten Daten.
- 14 Das genaue Datum der Abreise Mengeles aus Europa lässt sich nicht mehr zuverlässig rekonstruieren. Fest steht, dass er nach seinen eigenen Aufzeichnungen Mitte Mai 1949 Sterzing verlassen hat, einen Tag in Bozen und weitere sieben Tage in Genua verbrachte, davon vier Tage in Haft. Also müsste das Schiff gegen Ende Mai in Genua ausgelaufen sein. Posner/Ware, a.a.O., S. 121f., schreiben, allerdings ohne jeden Beleg, dass Mengele drei Wochen im Gefängnis sass und das Schiff Mitte Juli Genua verliess. Die israelische Polizei nennt in ihrer Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O, S. 9, den 20. Juni als Tag, an dem das Schiff in See stach. Die Frankfurter Staatsanwaltschaft wiederum hält in ihrem Schlussvermerk des Strafverfahrens gegen Mengele, a.a.O., S. 37, den 20. Juni als Ankunftstag Mengeles in Argentinien fest. Dieser Termin dürfte zutreffen, da die Auswandererschiffe für die Atlantiküberquerung von Italien nach Argentinien bei der damals üblichen Durchschnittsgeschwindigkeit von acht Knoten pro Stunde bei einem Zwischenstopp in Spanien etwa vier Wochen brauchten. Die Angabe in der *Bunten* vom 11.7.1985, die «North Queen» (tatsächlich: «North King») habe am 17.9.1949 in Buenos Aires angelegt, stützt sich angeblich auf die Aufzeichnungen Mengeles, findet sich dort aber nicht.

Ruhige Jahre in Buenos Aires

- 1 Tagebuch Mengele, Fahndungsakte der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main.
- 2 Dies ist wahrscheinlich ein Deckname. Mengele selbst nennt sich in diesem Teil seiner Aufzeichnungen Hermann Grobert.
- 3 Posner/Ware, a.a.O., S. 125. Auch sämtliche Briefe Mengeles an seine Familie von seiner Flucht nach Argentinien bis in das Jahr 1973 liegen nicht mehr vor. Sie wurden von der Familie vernichtet.
- 4 Posner/Ware, a.a.O., S. 131.
- 5 Schreiben des World Jewish Congress vom 23.8.1960 an die Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg, Ermittlungsakten Mengele, Bd. 4, S. 95.
- 6 Nach einem Abschuss im Februar 1945 musste Rudel der rechte Unterschenkel amputiert werden.
- 7 Hans Safrian: *Die Eichmann-Männer*, Wien 1993, S. 322. Safrian gibt als Namen dieses Nazi-Netztes «ODESSA» (Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen) an. Diese Bezeichnung ist, soweit ich sehe, von Simon Wiesenthal: *Doch die Mörder leben*, München 1967, in die Literatur eingeführt worden – allerdings ohne tatsächlichen Beleg. Eine so verbindliche Struktur, wie diese Bezeichnung vermuten lässt, hat das «Kameradenwerk» nie gehabt. Sie wäre – länder- und kontinentübergreifend – damals auch nicht möglich gewesen.
- 8 Posner/Ware, a.a.O., S. 133. Als Quelle geben die Autoren Gespräche mit Sassen an. Mengele erwähnte zwar in seinen erhalten gebliebenen Tagebüchern aus der Zeit in Brasilien verschiedentlich Eichmann, aber bezog sich nie auf ein persönliches Treffen. Dies kann er

- natürlich unterlassen haben, um seine Bekanntschaft mit diesem NS-Täter nicht selbst zu offenbaren.
- 9 Schlußbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 10 und 22.
 - 10 *Bunte*, 11.7.1985.
 - 11 Posner/Ware, a.a.O. S. 138.
 - 12 Posner/Ware, a.a.O., S. 138. Rolf Mengele gab der *Bunten*, 11.7.1985, für das Jahr 1954 eine andere Adresse Mengeles an, aber auch im Stadtzentrum und im zweiten Stock gelegen: 140 Parana.
 - 13 Posner/Ware, a.a.O., S. 139f. Die *Bunte*, 11.7.1985, nennt 1952 als Umzugsjahr nach Olivos.
 - 14 Der *Spiegel*, Nr. 32/1964, behauptete, Mengele habe auch über diese Firma seine Gelder aus Günzburg bezogen.
 - 15 Posner/Ware, a.a.O., S. 136.
 - 16 Zitiert bei Posner/Ware, a.a.O., S. 136f.
 - 17 Ausführlich wiedergegeben in der Schlußbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 41ff.
 - 18 *Bunte*, 27.6.1985.
 - 19 Posner/Ware, a.a.O., S. 140.
 - 20 Posner/Ware, cbd.
 - 21 *Bunte*, 11.7.1985.
 - 22 Schlußbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 10.
 - 23 Posner/Ware, a.a.O., S. 146f. und Ermittlungsakten Mengele, Bd. 43, S. 69.
 - 24 Ermittlungsakten Mengele, Bd. 43, S. 70.
 - 25 Schlußbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 40.
 - 26 *Bunte*, 11.7.1985. Dort wird sogar davon gesprochen, daß »die Familie in Günzburg eine Million Mark beigesteuert haben soll«. Dies ist möglich, wobei aber das Gesellschaftskapital nach den Recherchen von Posner/Ware, a.a.O., S. 147, insgesamt eine Million Pesos betrug und Mengele die Hälfte davon einzahlte.
 - 27 Posner/Ware, a.a.O., S. 148.
 - 28 Ermittlungsakten Mengele, Bd. 43, S. 70.
 - 29 Ermittlungsakten Mengele, Bd. 30, S. 204.
 - 30 Vermerk des Nachlaßgerichts Günzburg vom 8.12.1959, Az VI 463/1959, Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main.
 - 31 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 1, S. 3f.
 - 32 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 1, S. 1.
 - 33 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 1, S. 277.
 - 34 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 1, S. 282f.
 - 35 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 1, S. 493.
 - 36 Auskunft OStA Klein, Frankfurt/Main, gegenüber dem Autor im Januar 1998.
 - 37 Dieses Verfahren gegen zwanzig Angeklagte wurde am 20.12.1963 vor dem Frankfurter Schwurgericht eröffnet. Es dauerte fast zwei Jahre und endete mit zahlreichen Urteilen wegen Mordes zu lebenslanger Freiheitsstrafe. Mengele, gegen den auch ermittelt worden war, gehörte nicht zu den Angeklagten, da sein Aufenthaltsort damals nicht festgestellt werden konnte.
 - 38 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 3, S. 493ff.
 - 39 Auskunft OStA Klein, Frankfurt/Main, gegenüber dem Autor im Januar 1998.
 - 40 Posner/Ware, a.a.O., S. 155.
 - 41 Posner/Ware, a.a.O., cbd.
 - 42 Schlußbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 11.
 - 43 Posner/Ware, a.a.O., S. 155. Sofern diese Angabe zutrifft, hätte sich Mengeles Einlage von einer halben Million Mark nach nur neun Monaten in ihrem Wert erheblich erhöht. Der

- Umtauschkurs für einen US-Dollar lag damals bei 4,20 DM. Das von Posner/Ware als Beleg für diesen Wertzuwachs angeführte Dokument enthält allerdings darüber keine Aussage.
- 44 Haftbefehl der argentinischen Bundespolizei vom 19.7.1960, Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main.
 - 45 *Bunte*, 18.7.1985; ebenso: Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 41. Die Paraguayer-Deutschen nannten diese Provinz wegen ihrer bergigen Landschaft Nueva Bavaria.
 - 46 Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 11; ebenso: Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft, a.a.O., S. 37.
 - 47 Interpol-Akte Josef Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main.
 - 48 Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 11; Posner/Ware, a.a.O., S. 160ff.
 - 49 Interpol-Akte Josef Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main.
 - 50 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 3. S. 619.
 - 51 Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 3, S. 631.
 - 52 Posner/Ware, a.a.O., S. 165.
 - 53 Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 13.
 - 54 Posner/Ware, a.a.O., S. 158.
 - 55 Posner/Ware, a.a.O., S. 159.
 - 56 Erklärung von Karl-Heinz Mengele gegenüber dem Autor im Januar 1998; Aussage Sedlmeiers vom 9.12.1971, Ermittlungsverfahren Mengele, Bd. 7, S. 82.
 - 57 Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 41.
 - 58 Erklärung vom 1.8.1961, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main.
 - 59 Zum Folgenden die Erinnerungen des Mossad-Chefs Isser Harel an diese Aktion: *Das Haus in der Garibaldi-Strasse*, Frankfurt 1976.
 - 60 Tagebuch Mengele.
 - 61 Nachforschungen des Stem-Reporters Günther Schwarberg im März 1961 in Zürich; Aufzeichnungen beim Autor.
 - 62 Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 11.
 - 63 Tagebuch Mengele.
 - 64 Posner/Ware, a.a.O., S. 189.
 - 65 Tagebuch Mengele.

Brasilianische Verstecke

- 1 Schlussbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 20.
- 2 Schlussbewertung des Falles Mengele, ebd. Nach den Ermittlungen der Frankfurter Justiz hat Gerhard zusätzlich den *Reichsbrief* herausgegeben, ein Mitteilungsblatt des «Kameradenwerks».
- 3 Brief Gerhards an Rudel vom 30.12.1960.
- 4 Tagebuch vom 27.10.1960. Die «alte Dame» ist die Mutter von Wolfgang Gerhard.
- 5 Tagebuch vom 23.11.1960.
- 6 Eine gute Übersicht zum Verhalten der Angeklagten gab der Auschwitz-Überlebende Hermann Langbein in seiner Dokumentation: *Der Auschwitz-Prozess*, Wien 1965.
- 7 Unter anderem die *Frankfurter Rundschau* veröffentlichte seit dem 21.12.1963 beinahe täglich sehr ausführliche Prozessberichte über das Auschwitzverfahren in Frankfurt/Main.
- 8 Etliche Beispiele für diese spektakulären Suchaktionen, die alle ergebnislos verliefen und auch die Ermittlungsbehörden zeitweise in die Irre führten oder aber sinnlos beschäftigten,

- sind nachzulesen bei Simon Wiesenthal: *Doch die Mörder leben*, München 1967; Michael Bar-Zohar: *The Avengers*, London 1968; Ladislav Farago: *Aftermath: Martin Bormann and the Fourth Reich*, New York 1974; Efraim Zuroff: *Occupation: Nazi-Hunter*, Southampton 1988.
- 9 Tagebuch vom 23.11.1960.
 - 10 Tagebuch vom 23.11.1960.
 - 11 Tagebuch vom 23.11.1960.
 - 12 Tagebuch vom 15.1.1961.
 - 13 Schlußbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 22.
 - 14 Gitta Stammer zum Autor im Juli 1985.
 - 15 Tagebuch vom 27.1.1962.
 - 16 Tagebuch vom 15.4.1962.
 - 17 Tagebuch vom 29.5.1962.
 - 18 Tagebuch vom 7.6.1962.
 - 19 Tagebuch vom 7.6.1962.
 - 20 Tagebuch vom 31.12.1967.
 - 21 Schlußbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 26.
 - 22 Tagebuch vom 15.8.1962.
 - 23 So etwa Posner/Ware, a.a.O., S. 221f. Auch die anderen »Verhältnisse«, die dort Mengele zu Landarbeiterinnen, Hausangestellten und einer deutschen Ärztin nachgesagt wurden, sind nicht zu belegen.
 - 24 Dieses Gedicht hat Mengele am 28.5.1972 geschrieben. In seinem Tagebuch findet sich im zeitlichen Umfeld dieses Datums jedoch kein Hinweis auf ein entsprechendes Erlebnis mit Gitta Stammer.
 - 25 Tagebuch vom 12.9.1963.
 - 26 So etwa Tagebuch vom 18.8.1966.
 - 27 Tagebuch vom 20.4.1963.
 - 28 Tagebuch vom 19.5.1962.
 - 29 Tagebuch vom 31.12.1963.
 - 30 Tagebuch vom 27.6.1963.
 - 31 Mitteilung der Universität Frankfurt/Main an den Autor, 28.6.1985.
 - 32 Tagebuch vom 20.8., 28.8., 19.9 und 7.10.1967.
 - 33 Tagebuch vom 24.1.1968.
 - 34 Schlußbewertung des Falles Mengele, a.a.O., S. 31f.
 - 35 Tagebuch vom 7.4.1968.
 - 36 Mengele wollte sich so für seinen Kaufpreisanteil eine dingliche Sicherung an Caieiras verschaffen. Die Stammers lehnten das ab und setzten sich damit durch.
 - 37 Tagebuch vom 30.6.1968.
 - 38 Deckname für Mengele.
 - 39 Deckbezeichnung für Rudel.
 - 40 Deckbezeichnung für Barbie.
 - 41 Dem Umzug nach Caieiras.
 - 42 Briefkopie im Besitz des Autors.
 - 43 Briefkopie im Besitz des Autors.
 - 44 Briefkopie im Besitz des Autors.
 - 45 Briefkopie im Besitz des Autors.
 - 46 Ausweislich der von Mengele in seinen Tagebüchern akribisch geführten Kontoübersichten bezog er von seiner Familie in den sechziger Jahren Beträge in der Größenordnung von 300 US-Dollar monatlich. Anfang der siebziger Jahre stieg diese Unterstützung auf 400 Dollar an und erreichte 1978 500 Dollar im Monat. Das Geld kam nicht aus der Firmenkasse, son-

dem aus dem Privatvermögen zunächst des Bruders Alois und, nach dessen Tod im Februar 1974, aus dem des Stiefsohnes Karl-Heinz.

- 47 Kürzel für Geza Stammer.
- 48 Kürzel für Gitta Stammer.
- 49 Mengele unterschob der damals 51 Jahre alten Gitta Stammer ein sexuelles Interesse an ihm. Ihre angeblichen Phantasien, Nachstellungen und Besitzansprüche ordnete er dem Formenkreis der sexuellen Hysterie zu, die bei Frauen in den Wechseljahren nicht selten zu beobachten seien. Möglicherweise übertrug Mengele aber auch nur eigene Beziehungsbedürfnisse und sexuelle Mangelserfahrungen auf diese Frau.
- 50 Kürzel für Gitta Stammer.
- 51 Kürzel für Lazio Saurer.
- 52 In diesem Jahr war die Mutter Wolfgang Gerhards gestorben und in diesem Doppelgrab beerdigt worden. Der zweite Grabplatz war für Mengele vorgesehen. Er besuchte das Grab in den folgenden Jahren häufig und scheint durch diese Friedhofsgänge eine gewisse Ruhe gefunden zu haben.
- 53 Den Jahreswechsel 1943/44 verbrachte Mengele nach einer Heckfieber-Infektion im SS-Lazarett in Auschwitz.
- 54 Sitio II ist das neue Haus bei Gaieiras.
- 55 Kürzel für «alter Herr» und damit für Lazio Saurer.
- 56 Saurer war ungarischer Herkunft.
- 57 Kürzel für «Lolo» und damit für Bruder Alois.
- 58 Der Waffen-SS.
- 59 Ab 1944 wurden auch Wehrpflichtige zur Waffen-SS eingezogen.
- 60 Im April 1943 kam Mengele nicht aus dem «Einsatz», sondern war in Berlin dem Ersatzbataillon «Ost» der Waffen-SS zur Versetzung an die Front zugeteilt.
- 61 Diese Aussage ist falsch, denn aus dem Versetzungsbefehl ergaben sich für Mengele sowohl der Zielort Auschwitz wie die vorgesehene Verwendung als Lagerarzt.
- 62 Briefkopie im Besitz des Autors.

Abschiede

- 1 Erklärung von Wolfram Bossert gegenüber dem *Stern*, Juni 1985.
- 2 Rolf Mengeles Briefe an den Vater sind nicht mehr zugänglich. Nach Aussage von Wolfram Bossert hat Rolf Mengele diese Briefe bei seinem Besuch nach dem Tod des Vaters aus dem schriftlichen Nachlass herausgesucht und mitgenommen. Sie befinden sich auch nicht in den Fahndungs- oder Ermittlungsakten der deutschen Justiz. Ihr Inhalt ergibt sich aber indirekt aus den Briefen Mengeles an seinen Sohn, von denen Durchschläge im Besitz der Bosserts erhalten blieben. Diese Kopien stellten Stenz-Mitarbeiter 1985 sicher.
- 3 Alexander Mitscherlich: *Bis hierher und nicht weiter. Ist die menschliche Aggression unbefriedbar?*; Konrad Lorenz: *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*; Irenäus Eibl-Eibesfeldt: *Liebe und Heiss*; Hannah Arendt: *Macht und Gewalt*; Martin Heidegger: *Einführung in die Metaphysik*.
- 4 Briefkopie im Besitz des Autors.
- 5 Bruder Alois hatte zuvor über Sedlmeier wissen lassen, dass er auf einen von Mengele angebotenen Beitrag in der Firmenfestschrift zum Jubiläum verzichten wollte.

- 6 Kürzel für Rolf Mengele.
- 7 Kürzel für Karl-Heinz Mengele.
- 8 *Bunte*, 20.6.1985.
- 9 Kürzel für «Musikus», also Bossert.
- 10 Rolf Mengele zur *Bunten*, 18.7.1985.
- 11 Mengele meint 23 Uhr.
- 12 Dieter Mengele ist der Sohn des im Februar 1974 gestorbenen Mengele-Bruders Alois. Nach dem Tod seines Vaters führte er gemeinsam mit dem Mengele-Stiefsohn Karl-Heinz die Firma weiter.
- 13 Es handelte sich dabei um eine wertvolle Goldarmbanduhr der Marke «Breitling».
- 14 Ein lateinisch-englisches Wörterbuch, je ein Exemplar von Ovids *Tristia* und *Epistulae ex Ponto*, Ersatzteile für einen Rasierapparat sowie einige Tonbänder.
- 15 Aus seinen Erinnerungen.
- 16 Die beiden Söhne der Haushälterin Elsa Gulpian de Oliveira.
- 17 Eine Bekannte von Mengele.
- 18 Kürzel für Geza Stammer.
- 19 Serra Negra.
- 20 Ein kleiner Stausee.
- 21 Das frühere Anwesen in Caieiras.
- 22 Günzburg.
- 23 Mengeles zweite Frau Martha.
- 24 Mengeles Stiefsohn Karl-Heinz.
- 25 Freiburg.
- 26 Zur Verwahrung, nachdem bei Mengele im Juli 1976 einmal eingebrochen worden war.
- 27 So Bossert gegenüber dem Lateinamerika-Korrespondenten des *Stern*, Manfred von Conta, im Juni 1985.
- 28 *Bunte* vom 20.6.1985 und vom 18.7.1985.

Der letzte Tag

- 1 Wolfram Bossert hat diesen letzten Tag im Leben Josef Mengeles in einem ausführlichen Bericht beschrieben, Ermittlungsverfahren Mengele, 50/4 Js 340/68, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, Persönliche Aufzeichnungen Bossert. Weitere bestätigende Hinweise dazu geben die Akten im Ermittlungsverfahren Mengele: Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main im Strafverfahren gegen Josef Mengele vom 14.7.1986 und Schlussbewertung des Falles Mengele durch die Israelische Untersuchungsstelle für NS-Gewaltverbrechen, Dezember 1986.
- 2 Rolf Mengele gegenüber leitenden Redakteuren der Zeitschriften *Bunte* und *Stern* im Juni 1985-
- 3 Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, a.a.O., S. 10.
- 4 Alban Krug.
- 5 Damit meinte Lucka nicht, dass sich Mengele vier Jahre lang bei Alban Krug versteckt hielt, sondern dass er in diesem Zeitraum immer wieder mal beim ihm wohnte.
- 6 Angesprochen ist damit das Hotel «Tirol» in Encarnacion.

- 7 Zitiert in dem Bericht des Bundeskriminalamts vom 8.7.1985, TB 23-4, über die Fahndung nach Josef Mengele, S. 2, Ermittlungsverfahren Mengele, Fahndungsakten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main.
- 8 Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, a.a.O., S. 14f.
- 9 Bericht des Bundeskriminalamtes, TB 23-4, vom 8.7.1985, a.a.O., S. 8f.
- 10 Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, a.a.O., S. 58.
- 11 Ergänzender Vermerk vom 1.7.1992 zum Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, a.a.O., S. 60f.
- 12 Schlussvermerk der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Main, a.a.O., S. 55f.

Literaturverzeichnis

Diese Zusammenstellung der von mir herangezogenen Bücher ist keine vollständige Bibliographie der sehr viel weiter ausgreifenden Themenkreise «Medizin im Nationalsozialismus», «Konzentrationslager und Vernichtungspolitik» und zu dem noch wenig aufgehellten Nachkriegsschicksal vieler Täter. Diese Bücher geben aber Aufschluss über die Schnittmenge dieser drei eng miteinander verbundenen Komplexe, soweit sie für dieses Buch von Bedeutung waren, und seien daher dem Leser empfohlen, der sich mit diesem Gegenstand weiter beschäftigen möchte.

Adler/Langbein/Lingens-Reiner: *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte*, Frankfurt 1962

Aharoni/Dietl: *Der Jäger. Operation Eichmann: Was wirklich geschah*, Stuttgart 1996

Astor: *The «last» Nazi*, New York 1985

Auschwitz. Faschistisches Vernichtungslager, Warschau 1978

Bar-Zohar: *The Avengers*, London 1968

Becker: *Zur Geschichte der Rassenhygiene. Wege ins Dritte Reich*, Stuttgart 1988

Bower: *The Pledge Betrayed. America and Britain and the Denazification of Postwar Germany*, Garden City 1982

Bower: *Verschwörung Paperclip. NS-Wissenschaftler im Dienst der Siegermächte*, München 1987

Brochhagen: *Nach Nürnberg. Vergangenheitsbewältigung und Westintegration in der Ära Adenauer*, Hamburg 1994

Broszat/Fröhlich/Wiesemann: *Bayern in der NS-Zeit – Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte*, München 1977

Czech: *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*, Reinbek 1989

Danyel: *Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten*, Berlin 1995

Die Auschwitz-Hefte. Texte der polnischen Zeitschrift «Przeglad Lekarski»

- über historische, psychische und medizinische Aspekte des Lebens und Sterbens in Auschwitz, Weinheim 1987
- Farago: *Aftermath: Martin Bormann and the Fourth Reich*, New York 1974
- Frank: *Die letzte Bastion. Nazis in Argentinien*, Hamburg 1962
- Frei: *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996
- Frei: *Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit*, München 1991
- Friedrich: *Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik*, Frankfurt 1985
- Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau*, Bd. 1 und 2, München 1993
- Giefer/Giefer: *Die Rattenlinie. Fluchtwege der Nazis*. Eine Dokumentation, Frankfurt 1991
- Gutman/Berenbaum: *Anatomy of the Auschwitz Death-Camp*, Bloomington 1994
- Hagen: *Die geheime Front*, Linz 1954
- Harrel: *Das Haus in der Garibaldistrasse*, Frankfurt 1976
- Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*, Frankfurt 1990
- Hilberg: *Täter, Opfer, Zuschauer – Die Vernichtung der Juden 1933-1943*, Frankfurt 1992
- Höss: *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen*, Stuttgart 1963
- Hudal: *Römische Tagebücher. Lebensbeichte eines alten Bischofs*, Graz 1976
- Jäckel/Rohwer: *Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entscheidungsbildung und Verwirklichung*, Frankfurt 1987
- Kaul: *Ärzte in Auschwitz*, Berlin (DDR) 1968
- Kielmannsegg: *Lange Schatten. Vom Umgang der Deutschen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit*, Berlin 1989
- Kieta: *Das Hygiene-Institut der Waffen-SS und Polizei in Auschwitz*, Weinheim 1987
- Klee: *Auschwitz. Die NS-Medizin und ihre Opfer*, Frankfurt 1997
- Klee: *Was sie taten – Was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord*, Frankfurt 1992
- Klee: *Persilscheine und falsche Pässe. Wie die Kirchen den Nazis halfen*, Frankfurt 1991

- Klee: *«Euthanasie» im NS-Staat. Die «Vernichtung lebensunwerten Lebens»*, Frankfurt 1985
- Klietmann: *Die Waffen-SS. Eine Dokumentation*, Osnabrück 1965
- Kogon: *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, München 1974
- Kraus/Kulka: *Die Todesfabrik Auschwitz*, Berlin 1957
- Krausnick/Wilhelm: *Die Truppen des Weltanschauungskrieges*, Stuttgart 1981
- Kudlien: *Ärzte im Nationalsozialismus*, Köln 1985
- Kühl: *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert*, Frankfurt 1997
- Langbein: *Menschen in Auschwitz*, Wien/München 1996
- Langbein: *Der Auschwitz-Prozess. Eine Dokumentation*, 1965
- Lengyel: *Five Chimneys*, London 1972
- Lifton: *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1993
- Loth/Rusinek: *Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft*, Frankfurt 1998
- Matalon Lagnado/Cohn Dekel: *Die Zwillinge des Dr. Mengele. Der Arzt von Auschwitz und seine Opfer*, Reinbek 1994
- Meding: *Flucht vor Nürnberg?*, Köln 1992
- Michalak: *Auschwitz. Geschichte und Wirklichkeit des Vernichtungslagers*, Reinbek 1982
- Mitscherlich/Mielke: *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*, Frankfurt 1985
- Müller-Hill: *Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933-1945*, Reinbek 1984
- Nyiszli: *Auschwitz. A Doctors Eyewitness Account*, London 1973
- Orth: *Die «KZ-SS». Sozialstrukturelle Analysen und biographische Studien einer nationalsozialistischen Funktionselite*, Dissertation Hamburg 1997
- Osnowski: *Menschenversuche. Wahnsinn und Wirklichkeit*, Köln 1988
- Pelt/Dwork: *Auschwitz – Von 1270 bis heute*, Zürich 1998
- Perl: *I was a Doctor in Auschwitz*, New York 1948
- Posner/Ware: *Mengele. Die Jagd auf den Todesengel*, Berlin 1993
- Pross/Aly: *Der Wert des Menschen. Medizin in Deutschland 1918-1945*, Berlin 1989

- Rudel: *Zwischen Deutschland und Argentinien, Fünf Jahre in Übersee*, Göttingen 1954
- Rudel: *Aus Krieg und Frieden. Aus den Jahren 1945 bis 1952*, Göttingen 1953
- Rückert: *NS-Verbrechen vor Gericht. Versuch einer Vergangenheitsbewältigung*, Heidelberg 1982
- Rückert: *NS-Vernichtungslager im Spiegel deutscher Strafprozesse*, München 1977
- Simpson: *Der amerikanische Bumerang. NS-Kriegsverbrecher im Sold der USA*, Wien 1988
- Schmuhl: *Rassenhygiene. Nationalsozialismus. Euthanasie. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, Bd. 75, Göttingen 1987
- Schwarz: *Eine Frau an seiner Seite. Ehefrauen in der «SS-Sippengemeinschaft»*, Hamburg 1997
- Sehn: *Konzentrationslager Oswiecim-Brzezinka – Auschwitz-Birkenau*, Warschau 1957
- Sereny: *Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker*, München 1995
- Volkman: *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges*, München 1995
- Wiesenthal: *Recht, nicht Rache. Erinnerungen*, Frankfurt 1991
- Wiesenthal: *Die Mörder leben*, München 1967
- Zofka: *Der KZ-Arzt Josef Mengele*, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, München 1986

ULRICH VÖLKLEIN (Hg.)

Hitlers Tod

Die letzten Tage im Führerbunker
224 Seiten, stb 137, DM 16,80

*

Wie starb Adolf Hitler? Fiel er, wie die amtliche Rundfunkmeldung weiszumachen versuchte – und alte wie junge Nazis auch heute noch glauben möchten-, «bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend»? Oder durch Gift aus eigener Hand? Durch einen «Gnadenschuss»?

Als erste hatten Offiziere und Kommissare der Roten Armee die Spuren im Führerbunker gesichert und gefangene Zeugen vernommen. Die Ergebnisse dieser minutiösen Untersuchung lagerten bis vor Kurzem streng geheim in einem Moskauer Archiv. Ulrich Völklein hat die Dossiers gefunden, ihre Inhalte durch Zeithistoriker und Fachmediziner überprüfen lassen. In diesem Buch werden erstmals sämtliche Dokumente und Untersuchungsergebnisse präsentiert. Das Leben Adolf Hitlers wird weiter Rätsel aufgeben. Über sein Ableben aber wissen wir nun endgültig Bescheid.

Bitte fordern Sie das kostenlose Gesamtverzeichnis an: Steidl Verlag •
Düstere Str. 4 • 37073 Göttingen